Fabiola,

oder

die Kirche der Katakomben.

Von Seiner Eminenz

Nicolaus Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen

von

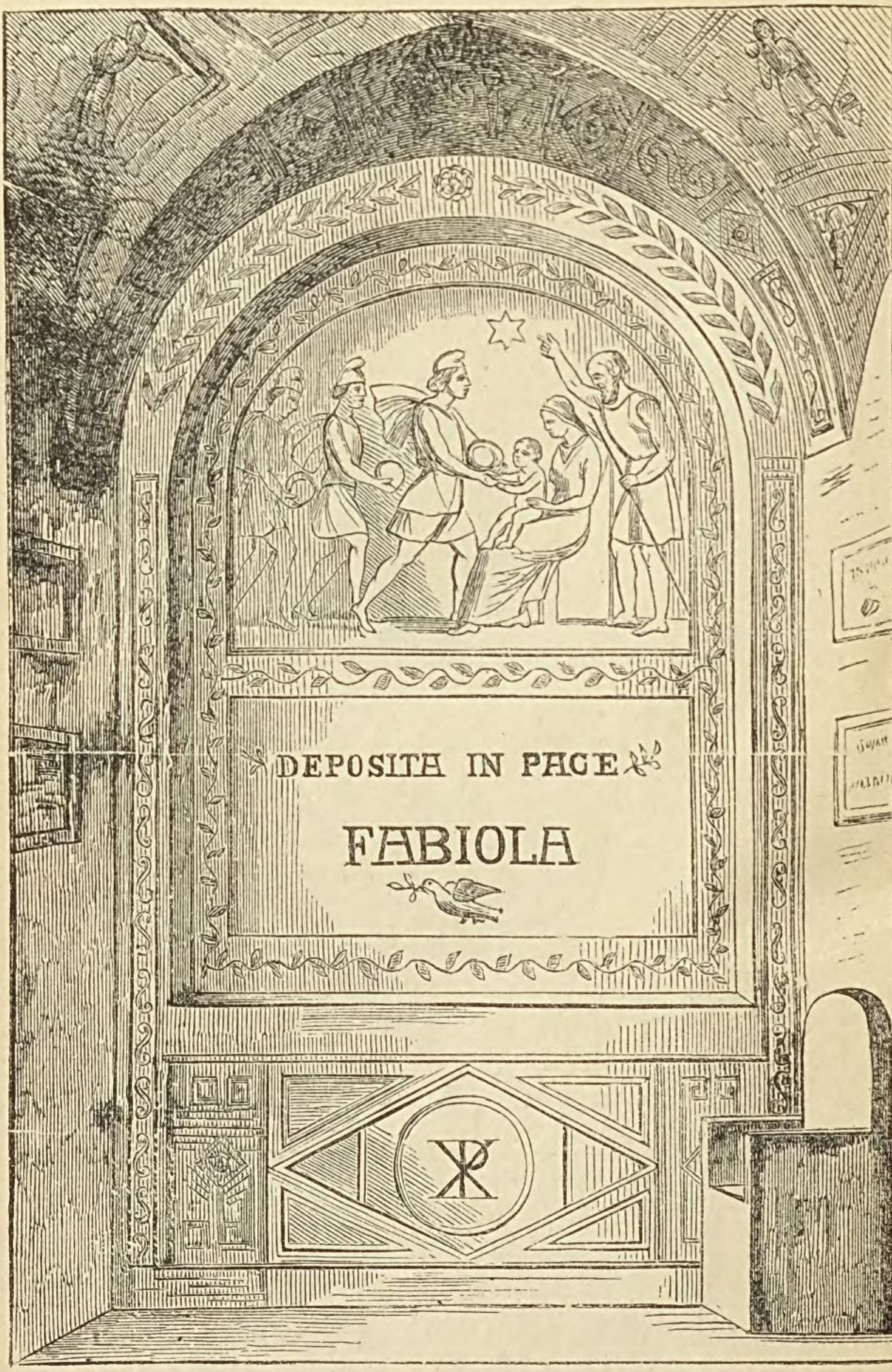
Carl B. Reiching.

Neue, vielfach verbesserte Auflage.

Mit Abbildungen.

Regensburg.

Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).


DEPOSITA IN PACE
FABIOLA

Fabiola,

oder

die Kirche der Katakomben.

Von

Sr. Eminenz

Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen

von

Carl B. Reiching.

Haec, sub altari sita sempiterno,
Lapsibus nostris veniam precatur,
Turba, quam servat procerum creatrix
Purpureorum.

Prudentius.

Mit Abbildungen.

Elfte Auflage.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1897.

Vorrede des Verfassers.

Als der Plan zu der katholischen Volksbibliothek auftauchte, zog man darüber den Verfasser des nachstehenden kleinen Werkes zu Rate. Er billigte nicht nur das Vorhaben, sondern wagte auch unter anderem eine Reihe von Erzählungen vorzuschlagen, welche den Zustand der Kirche in den verschiedenen Perioden ihrer Vergangenheit beleuchten sollten. Man könnte z. B. eine die Kirche der Katakomben nennen, eine andere die Kirche der Basiliken, jede einen Zeitraum von dreihundert Jahren umfassend, eine dritte würde die Kirche des Klosters sein, und dann könnte man vielleicht eine vierte hinzufügen unter dem Titel: Die Kirche der Schulen.

Als er diesen Vorschlag machte, setzte er — der Leser wird es vielleicht indiskret finden — hinzu, daß er sich halb geneigt fühle, die erste Aufgabe selbst zu übernehmen, um den vorge-

schlagenen Plan zu erläutern. Man nahm ihn beim Worte und drang in ihn, das Werk zu beginnen. Nach einigem Bedenken willigte er ein, aber mit der Bedingung, daß es keine Arbeit, sondern nur eine Erholung in müßigen Stunden sein sollte. So wurde das Werk im Anfang dieses Jahres begonnen und in dieser Weise ausgeführt.

Es ist deshalb zu verschiedenen Zeiten und an mancherlei Orten geschrieben, früh und spät, wenn keine Pflicht drängte, in freien Augenblicken, wenn der Körper zu ermüdet oder der Geist zu abgespannt war für eine schwerere Beschäftigung; im Gasthofe an der Straße, wenn auf Reisen Halt gemacht wurde, in fremden Häusern, im bunten Wechsel der Umstände und Verhältnisse — zuweilen sogar unter unangenehmen. So wurde es stückweise fertig, heute um zehn Zeilen, morgen um ein halbes Dutzend Seiten vorschreitend, und im allgemeinen mit wenig zur Hand befindlichen Hilfsmitteln. Aber einmal begonnen, hat es sich als das erwiesen, was es sein sollte — eine Erholung und oft ein Trost und ein Beruhigungsmittel durch die Erinnerungen, die es wieder belebte, die verwandten Ideen, die es weckte, durch die Beschäftigung mit wieder hervorgesuchten Bruchstücken alter Studien und früherer Lektüre und durch die Zurückversetzung in bessere Zeiten und Umstände, als unser Zeitalter uns darbietet.

Wozu braucht der Leser all dies zu wissen? Aus zwei Gründen.

Erstens ist es möglich, daß diese Methode

der Ausführung sich im Werke wiederspiegelt, und er findet es vielleicht schlecht aneinander gereiht oder in seinen Teilen nicht gut verbunden. Ist dem so, so kann er sich die Ursache erklären. Zweitens soll er dadurch vorbereitet werden, nicht eine Abhandlung oder gar ein gelehrtes Werk über kirchliche Altertümer zu erwarten. Nichts wäre leichter gewesen, als diesem kleinen Buche einen gelehrten Anstrich zu geben und die Hälfte jeder Seite mit Noten und Nachweisen anzufüllen. Allein dies kam dem Verfasser nie in den Sinn. Seine Absicht war vielmehr darauf gerichtet, den Leser mit den Gebräuchen, Gewohnheiten, mit den Zuständen, den Ideen, den Gefühlen und dem Geiste der ersten Zeiten des Christentums vertraut zu machen. Dies erforderte eine gewisse Bekanntschaft mit Örtlichkeiten und Gegenständen, die mit jener Periode in Verbindung stehen, und eine mehr durch Gewohnheit erlangte, als angelernte Vertrautheit mit den Erinnerungen jener Zeit. So mußten z. B. Schriften, wie die Akten der ersten Märtyrer, häufig gelesen werden, aber mehr in der Absicht, um im Geiste des Verfassers tiefe Eindrücke zu hinterlassen, als um sie zu rein archäologischen Zwecken wissenschaftlich und kritisch zu untersuchen. So schwebten auch Örtlichkeiten und Denkmäler, die geschildert werden sollten, dem Beschreibenden aus häufiger eigener Anschauung lebhafter vor, als aus Büchern.

Eine andere Quelle der Belehrung wurde frei benützt. Wer mit dem römischen Brevier

bekannt ist, muß bemerkt haben, daß in den Offizien gewisser Heiligen ein besonderer Stil vorherrscht, welcher die darin erwähnten heiligen Personen in einer bestimmten und charakteristischen Form darstellt. Dies wird nicht so sehr durch eine zusammenhängende Erzählung erreicht, als durch die ihnen in den Mund gelegten Ausdrücke oder durch kurze Beschreibungen von Ereignissen aus ihrem Leben, die oft aber- und abermal in den Antiphonen, in den Responsorien auf die Lektionen und sogar in den Versikeln wiederholt werden, bis sie uns eine Individualität, ein klares und bestimmtes Bild einer ausgezeichneten Persönlichkeit vorführen. Zu dieser Klasse gehören die Offizien der heiligen Agnes, Agatha, Cäcilia und Lucia und das des heiligen Klemens. Jeder dieser Heiligen steht mit ausgeprägten Zügen vor unserem Geiste, fast als ob wir ihn gesehen und gekannt hätten.

Nehmen wir z. B. die heilige Agnes, so werden aus ihrem Offizium folgende Umstände klar. Sie wird augenscheinlich von einem heidnischen Anbeter verfolgt, dessen Bewerbung um ihre Hand sie wiederholt ausschlägt. Zuweilen sagt sie ihm, daß ihm ein anderer zuvorgekommen, dem sie verlobt sei; zuweilen beschreibt sie diesen Gegenstand ihrer Wahl unter verschiedenen Bildern, die ihn sogar als einen Gegenstand der Huldigung für Sonne und Mond darstellen. Bei einer anderen Gelegenheit schildert sie die reichen Gaben oder schönen Blumenkränze, womit er sie geschmückt hat, und die keuschen Liebkosungen durch die er seine Liebe bethätigt. Zuletzt end-

lich, wie gedrängt von dem ungestümer werdenden Bewerber, verwirft sie die Liebe eines vergänglichen Menschen, „der Speise des Todes", und verkündigt sich triumphierend als Christi Braut. Drohungen werden gegen sie versucht, aber sie erklärt sich unter dem Schutze eines Engels, der sie schirmen wird.

Diese Geschichte ist durch die Fragmente ihres Offiziums so deutlich beschrieben, wie ein Wort durch einzelne aneinander gereihte Buchstaben gebildet wird; aber im ganzen stellt sich noch eine und wahrhaft schöne Eigentümlichkeit in ihrem Charakter heraus. Es wird uns klar gezeigt, daß die Heilige den unsichtbaren Gegenstand ihrer Liebe immer vor sich hatte, Ihn sah, Ihn hörte, Ihn fühlte und eine wirkliche Neigung mit Ihm unterhielt und erwiderte, wie Herzen auf Erden für einander empfinden. Sie scheint in einer beständigen Vision, in einem ekstatischen Genusse der Gegenwart ihres Bräutigams zu wandeln. Er hat ihr wirklich einen Ring an den Finger gesteckt, hat das Blut von seiner eigenen Wange auf die ihrige übertragen, hat sie mit knospenden Rosen gekrönt. Ihr Auge ruht wirklich fest auf Ihm und erwidert dankbar seinen zärtlichen Blick.

Welcher Autor möchte es wagen, den Charakter dieser Persönlichkeit anders darzustellen? Oder wer könnte hoffen, ein lebendigeres und vorzüglicheres Bild zu zeichnen, als die Kirche gethan? Denn abgesehen von aller Untersuchung über die Echtheit der Akten, welche uns diese Züge liefern, und noch mehr davon, ob der kri-

tische Geist einer früheren Zeit solche kirchliche Dokumente zu leichtsinnig verwarf, wie Gueranger meint, so ist es klar, daß die Kirche in ihrem Offizium nur einen bestimmten Typus einer hohen Tugend vorstellen will, die sich in dem Charakter dieser Heiligen verkörpert. Der Verfasser der folgenden Blätter hielt sich deshalb verpflichtet, dieser Auffassung zu folgen. Ob er das Ziel seiner Aufgabe erreicht hat, darüber muß der Leser urteilen. Soviel darf behauptet werden: wenn man den belehrenden Teil ins Auge faßt, der sich von einem Werke dieser Art erwarten läßt, welches auf einen größeren Leserkreis berechnet ist, so wird ein Vergleich der darin gelegentlich berührten oder ausführlicher behandelten Gegenstände mit einem archäologischen Elementarwerk, z. B. „Fleurys Sitten der Christen", ergeben, daß ebensoviel wirkliche Belehrungen über die Gebräuche und den Glauben jener ersten christlichen Periode hier mitgeteilt werden, als man gewöhnlich in einer mehr didaktischen Form zu bieten pflegt.

Zugleich darf der Leser nicht vergessen, daß dies Buch kein historisches ist. Es umschließt nur eine Zeit von wenigen Monaten, die nur in einigen kurzen Schlußkapiteln überschritten wird, und besteht eher aus einer Reihe von Gemälden, als aus einer Erzählung von Ereignissen. Deshalb werden Begebenheiten aus verschiedenen Epochen und Ländern in einen kleinen Raum zusammengedrängt und die Chronologie mußte diesem Zwecke geopfert werden. Das Datum von Diokletians Edikt wurde um zwei

Monate früher angenommen, das Martertum der heiligen Agnes um ein Jahr, die Zeit des heiligen Sebastian, obwohl unbestimmt, wurde später gesetzt. Alles, was auf christliche Topographie Bezug hat, ist so genau als möglich beibehalten. Die Geschichte eines Martertums wurde von Imola nach Fundi verlegt.

Es war notwendig, einen Überblick über die Moral und Meinungen der Heidenwelt zu geben, als Gegensatz zu denjenigen der Christen; aber in ihrer schlimmsten Gestalt wurde sie sorgfältig ferngehalten, da hier nichts zugelassen werden durfte, was das empfindlichste Auge eines Katholiken zurückschrecken könnte. Es wird in der That ernstlich gewünscht, daß dies kleine, bloß zur Unterhaltung geschriebene Werk auch nur als Erholung von ernsteren Geschäften gelesen werde, daß aber zugleich der Leser von der Lektüre desselben mit dem Gefühle scheide, seine Zeit nicht verloren oder seinen Geist mit eitlen Ideen beschäftigt zu haben. Vielmehr hofft der Verfasser, daß sein Werkchen Bewunderung und Liebe zu jenen ersten Zeiten wecken möge, die ein übertriebenes Interesse an späteren und glänzenderen Epochen der Kirche nur zu leicht verringern oder verdunkeln kann.

Inhalt.

Zweiter Teil.

Kampf.

Dritter Teil.

Sieg.

Fabiola,

oder

die Kirche der Katakomben.

Erster Teil.

Friede.

Erstes Kapitel.

Das Christenhaus.

Es ist ein Nachmittag im September des Jahres 302, da wir den Leser einladen, uns durch die Straßen Roms zu begleiten. Die Sonne hat sich geneigt und steht nur noch zwei Stunden von ihrem Untergange; der Himmel ist wolkenlos und die Hitze des Tages hat sich abgekühlt. Die Bewohner strömen scharenweise aus den Häusern und schlagen den Weg entweder nach Cäsars oder Sallusts Gärten ein, um ihren Abendspaziergang zu genießen und die Neuigkeiten des Tages kennen zu lernen.

Der Teil der Stadt jedoch, wohin wir den freundlichen Leser führen wollen, ist unter dem Namen Campus Martius bekannt.

Er umfaßte die flache, angeschwemmte Ebene zwischen den sieben Hügeln des alten Rom und der Tiber. Schon vor dem Ende der republikanischen Zeit hatte man angefangen, auf diesem Felde, das einst für die athletischen und kriegerischen Übungen des Volkes frei gelassen war, öffentliche Bauten zu errichten. Pompejus hatte darauf sein Theater erbaut, bald nachher führte Agrippa das Pantheon und die daranstoßenden Bäder auf; aber nach und nach bedeckte es sich mit Privathäusern, während die Hügel, in der früheren Kaiserzeit das aristokratische Viertel der Stadt, von größeren Gebäuden eingenommen wurden. So wurde nach dem unter Nero stattgehabten Brande der palatinische Hügel beinahe zu klein für die Kaiserresidenz und den dabei liegenden Circus maximus. Der Esquilinus wurde von den Bädern des Titus eingenommen, die auf den Trümmern des goldenen Hauses erbaut waren, der Aventinus von den Bädern Caracallas, und zur Zeit, von welcher wir schreiben, stand gerade der Kaiser Diokletian im Begriff, den Raum, auf dem mancher stolze Palast Platz gefunden hätte, durch die Errichtung seiner Thermen*) auf dem Quirinal zu überbauen, unweit von Sallusts Gärten, die wir soeben erwähnten.

Die Stelle des Campus Martius, wohin wir unsere Schritte richten wollen, läßt sich jedem, der mit der Topographie des alten oder neueren Rom bekannt ist, genau bezeichnen. Zur Zeit der Republik befand sich ein großer viereckiger Raum auf dem Campus Martius, von Bretterwänden umgeben und in Abteilungen geschieden, in welchen die Komitien oder die Zunftversammlungen des Volks gehalten wurden, um die Stimmen abzugeben. Dieser Ort hieß Septa oder Ovile, weil er einem Schafstalle ähnlich sah. Augustus führte den Plan aus, wie ihn Cicero in einem Briefe an Attikus beschreibt,**) an die Stelle dieser schlichten Einrichtung einen prachtvollen und soliden Bau zu setzen. Die Septa

---

*) Heiße Bäder.

**) Lib. 4. ep. 16.

Julia, wie sie seitdem hieß, war ein herrlicher Portikus, 1000 Fuß lang und 500 breit, von Säulen getragen und mit Gemälden geschmückt. Die Ruinen desselben sind noch deutlich erkennbar, er stand auf dem Platze, welchen gegenwärtig die Paläste Doria und Verospi längs des Korso, das Collegium romanum, die St. Ignatiuskirche und das Oratorium von Caravita einnehmen.

Das Haus, in welches wir den Leser einführen, liegt der Ostseite dieses Gebäudes gerade gegenüber und schließt den Platz ein, wo sich jetzt die Kirche des heiligen Marcellus erhebt, von wo es sich rückwärts bis an den Fuß des quirinalischen Hügels erstreckte. Wie es bei den Häusern vornehmer Römer gewöhnlich der Fall war, nahm es also eine beträchtliche Bodenfläche ein. Von außen machte es einen unscheinbaren, öden Eindruck. Die einfachen Mauern sind ohne architektonische Zierde, nicht hoch und nur hie und da mit Fenstern durchbrochen. Auf der einen Seite dieses Vierecks ist eine Thüre in antis, d. h. bloß durch ein Tympanum oder dreieckiges Karnies geschmückt, das auf zwei Halbsäulen ruht. Wir machen von unserem Rechte, als Erzähler überall unsichtbar Zutritt zu haben, Gebrauch und treten ein mit unserem Freunde oder „Schatten", wie er vor alters genannt worden wäre. Wenn wir durch die Halle kommen, auf deren Pflaster wir mit Wohlgefallen in Mosaik den Gruß „Salve" oder „Willkommen" lesen, befinden wir uns in dem Atrium oder dem ersten Hofe des Hauses, welcher von einer Säulenreihe umgeben ist.

In der Mitte des Marmorpflasters springt ein sanft aufwirbelnder Strahl klaren Wassers, durch den Aquädukt des Claudius von den tuskulanischen Hügeln hergeleitet, in die Luft, bald höher, bald niederer, und fällt in ein erhöhtes Becken von rotem Marmor, über dessen Seiten es in sanften Wellen hinabfließt; ehe es einen tiefer gelegenen weiten Behälter erreicht, träufelt es einen sanften Regenschauer über einen seltenen, glänzenden Blumenflor, welcher in eleganten Vasen ringsherum steht. Unter dem Portikus sehen wir Möbel aufgestellt von reicher und zum Teil

seltener Arbeit; Ruhebetten mit Elfenbein und sogar mit Silber eingelegt, Tische von orientalischem Holz mit Kandelabern, Lampen und anderen Hausgeräten aus Bronze oder Silber; Büsten von feinster Arbeit, Vasen, Dreifüße und sonstige kunstvolle Gegenstände. An den Wänden befinden sich Gemälde, offenbar aus früherer Zeit, jedoch noch alle in ihren lebhaften Farben frisch erhalten. Dazwischen sind Nischen mit Statuen, welche zwar, wie die Gemälde, Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte darstellen, aber nichts begegnet dem Auge, was das Zartgefühl beleidigen könnte. Hie und da beweist eine leere Nische oder ein verhülltes Gemälde, daß dies nicht reiner Zufall ist.

Außerhalb der Säulen läßt das den Hof bedeckende Dach eine große viereckige Öffnung in der Mitte frei, das sogenannte Impluvium; darüber spannt sich ein Zeltdach von dunkler Leinwand, welches Sonne und Regen abhält. Die beschriebenen Gegenstände erscheinen daher in einem künstlichen Zwielicht, welches den Effekt der entfernteren Gegenstände nur noch erhöht. Durch einen Bogen nämlich, demjenigen gegenüber, wo wir eintraten, öffnet sich uns die Aussicht auf einen zweiten, noch schöneren Hof, mit buntem Marmor gepflastert und mit glänzender Vergoldung geziert. Die Leinwandhülle über der Öffnung oben, welche jedoch hier mit dickem Glase oder einem durchsichtigen Stein (lapis specularis) verschlossen ist, ist zum Teil zurückgezogen und läßt einen hellen, aber gedämpften Strahl der Abendsonne in den Hof fallen. Jetzt erst überzeugen wir uns, daß wir uns nicht in einer verzauberten Halle, sondern in einem bewohnten Hause befinden.

Neben einem Tische, außerhalb der Säulen von phrygischem Marmor, sitzt eine Matrone, welche die Mitte des Lebens noch nicht überschritten hat, deren edle, sanfte Züge Spuren früheren Kummers tragen. Aber ein mächtiger Einfluß hat die Erinnerung an eine schmerzliche Vergangenheit verdrängt oder doch mit einem lieblicheren Gedanken vermischt; beide Gedanken erscheinen immer miteinander und haben lange in ihrem Herzen vereinigt

gewohnt. Die Einfachheit ihres Äußeren sticht sonderbar mit dem Reichtume ab, der sie umgiebt; ihr Haar, bereits mit Silberfäden durchzogen, ist durch keine künstliche Bedeckung verhüllt; ihr Gewand ist von Farbe und Gewebe einfach, ohne Stickerei, wenn wir nicht das aufgenähte Purpurband dazu rechnen, das sogenannte Segmentum, welches den Stand der Witwe bezeichnet; kein Juwel oder kostbarer Schmuck, womit die römischen Damen so verschwenderisch waren, ist an ihr zu sehen. Das einzige, was man so nennen könnte, ist eine dünne goldene Kette um ihren Hals, woran augenscheinlich ein Gegenstand hängt, der sorgfältig im oberen Saume ihres Kleides verborgen ist.

Wir finden die Matrone eben mit einer Stickerei beschäftigt, die offenbar nicht für ihren persönlichen Gebrauch bestimmt ist. Auf einem langen, reichen Streifen von Goldtuch ist sie im Begriffe, mit noch köstlicherem Goldfaden zu sticken; und dann und wann greift ihre Hand nach einem oder dem anderen der verschiedenen eleganten Kästchen auf dem Tische, woraus sie eine Perle oder einen in Gold gefaßten Edelstein nimmt, um ihn in die Zeichnung einzufügen. Es scheint, als ob der kostbare Schmuck früherer Tage zu einem höheren Zwecke verwendet werden sollte.

Wie aber die Zeit verfließt, können wir eine gewisse Unruhe bemerken, die ihre stillen Gedanken beschleicht, welche bisher allem Anscheine nach ihrer Arbeit gehörten. Sie erhebt manchmal das Auge gegen den Eingang; zuweilen horcht sie auf Fußtritte und scheint in ihrer Erwartung getäuscht. Sie schaut auf nach der Sonne, dann wendet sich ihr Blick wie zufällig nach einer Clepsydra oder Wasseruhr auf einem Tischchen neben ihr; allein, als eben ein ängstlicherer Ausdruck auf ihrem Gesichte sich einstellt, tönt ein herzhafter Schlag an die Hausthüre und sie neigt sich mit strahlendem Blicke vorwärts, dem ersehnten Ankömmlinge entgegen.

Zweites Kapitel.

Das Kind des Märtyrers.

Es ist ein Knabe voll Anmut, Heiterkeit und offenem Wesen, der mit leichthüpfenden Schritten über das Atrium hin nach der inneren Halle eilt, und wir finden kaum Zeit, ihn zu beschreiben, ehe er sie erreicht. Er ist etwa vierzehn Jahre alt, aber groß gewachsen für dies Alter, wohlgestaltet und von männlicher Haltung. Sein bloßer Nacken und seine Glieder sind durch körperliche Übungen gut entwickelt; seine Züge verraten ein offenes und warmes Herz, während seine hohe Stirne, um die sich sein braunes Haar in natürlichen Locken kräuselt, den klaren Verstand verkündigt. Er trägt die gewöhnliche römische Knabenkleidung, die kurze Prätexta, welche unter das Knie reicht, und eine goldene Bulla oder hohle, eirunde Kugel aus Gold, die an seinem Nacken hängt. Ein Bündel Papiere und Pergamentrollen, von einem alten Diener hinter ihm hergetragen, zeigt uns, daß er soeben von der Schule nach Hause zurückkehrt.*)

Während wir ihn so zeichneten, ist er schon seiner Mutter in die Arme gefallen und hat sich dann zu ihren Füßen niedergesetzt. Sie sieht ihn eine Weile stillschweigend an, als ob sie in seinem Gesichte die Ursache seines ungewöhnlich langen Ausbleibens entdecken wollte, denn er hat sich um eine Stunde verspätet. Aber er begegnet ihrem Auge mit so freiem Blicke und mit einem solchen Lächeln der Unschuld, daß jede Wolke von Zweifel

---

*) Dieser Brauch bringt den heiligen Augustin auf den schönen Gedanken, daß die Juden die Paedagogi des Christentums seien, indem sie für dasselbe die Bücher trugen, die sie selbst nicht verstehen konnten.

augenblicklich verschwindet, und sie redet ihn so an: „Was hat Dich heute aufgehalten, mein liebster Knabe? Es ist Dir doch, hoffe ich, auf dem Wege kein Unfall begegnet?"

„O nein, ich versichere Dich, süßeste Mutter,*) im Gegenteile, alles ging gut, so gut, so daß ich kaum wage, es Dir zu sagen." Eine freundlich auffordernde Miene entlockte dem offenherzigen Knaben ein köstliches Lachen, indem er fortfuhr: „Nun, so muß ich wohl sprechen. Du weißt, ich bin nie glücklich und kann nicht schlafen, wenn ich Dir nicht alles erzählt habe, Gutes und Böses, was der Tag für mich gebracht hat. (Die Mutter lächelte wieder, sich wundernd, was wohl das Böse sein möchte.) Ich las unlängst, daß die Skythen jeden Abend einen weißen oder schwarzen Stein in eine Urne werfen, je nachdem der Tag glücklich oder unglücklich war; wenn ich es ebenfalls so machen wollte, so würde ich mit Weiß oder Schwarz die Tage bezeichnen, an denen ich die Gelegenheit habe oder nicht, Dir alles zu erzählen, was ich gethan. Aber heute zum ersten Male bin ich in Zweifel, ob ich Dir alles erzählen soll."

Vielleicht schlug das Mutterherz mehr als gewöhnlich wie von einem ersten Angstgefühl bewegt, vielleicht auch war es ein sanfterer Kummer, der ihr Auge trübte, als der Knabe erst ihre Hand ergriff und sie zärtlich an die Lippen führte, ehe er fortfuhr:

„Fürchte nichts, vielgeliebte Mutter, Dein Sohn hat nichts gethan, was Dir Kummer machen könnte. Sage nur, wünschest Du alles zu hören, was mir diesen Tag begegnet ist, oder nur die Ursache meiner späten Heimkunft?"

„Erzähle mir alles, lieber Pankratius," antwortete sie; „nichts, was Dich betrifft, kann mir gleichgültig sein."

„Wohlan denn," fing er an, „dieser letzte Tag meines Schulbesuches scheint mir besonders gesegnet gewesen zu sein, und doch

---

*) Das gebräuchlichste Beiwort in den Katakomben ist süß, dulcis.

reich an merkwürdigen Begegnissen. Zuerst wurde mir der Preis in einer Deklamation zuerteilt, die uns unser guter Lehrer Cassianus in den Morgenstunden zur Aufgabe bestimmte, und dies führte, wie Du gleich hören wirst, zu gewissen merkwürdigen Entdeckungen. Das Thema war, daß der echte Philosoph immer bereit sein müsse, für die Wahrheit zu sterben. Ich hörte nie etwas so Kaltes und Abgeschmacktes (ich hoffe, es ist kein Unrecht, dies zu sagen), als die Aufsätze, welche meine Kameraden über dieses Thema vorlasen. Es war nicht ihre Schuld; die armen Jungen! Wo soll bei ihnen die Wahrheit herkommen, und was für Beweggründe können sie haben, für eine ihrer eitlen Meinungen zu sterben? Aber ein Christ, auf was für herrliche Gedanken wird er natürlich durch ein solches Thema geführt! Und das fühlte ich auch. Mein Herz glühte und alle meine Gedanken schienen zu brennen, als ich meine Aufgabe niederschrieb, ganz erfüllt von den Lehren, die Du mir gegeben, und von dem Beispiele, das ich vor Augen habe. Der Sohn eines Märtyrers konnte nicht anders fühlen. Als nun die Reihe an mich kam, die Deklamation zu lesen, fand ich, daß meine Gefühle mich beinahe verraten hätten. In der Hitze meines Vortrages entschlüpfte das Wort Christ meinen Lippen anstatt Philosoph, und Glaube anstatt Wahrheit. Bei dem ersten Versehen sah ich Cassianus erschrecken, bei dem zweiten eine Thräne in seinem Auge glänzen, worauf er sich freundlich zu mir hinneigte und in flüsterndem Tone sagte: Nimm Dich in acht, mein Kind, hier horchen scharfe Ohren."

„Wie," unterbrach ihn die Mutter, „ist Cassianus etwa ein Christ? Ich wählte seine Schule für Dich, weil er wegen seiner Gelehrsamkeit und Sittlichkeit im höchsten Rufe stand, und nun danke ich in der That Gott, daß ich es that; allein in diesen Tagen der Furcht und Gefahr müssen wir in unserem eigenen Lande wie Fremdlinge leben und kennen unsere Brüder kaum von Angesicht. Gewiß, hätte Cassianus seinen Glauben bekannt, seine Schule würde bald leer geworden sein. Doch

fahre fort, mein lieber Knabe; waren seine Besorgnisse begründet?"

„Ich fürchte es; denn während der größte Teil meiner Schulkameraden, ohne von jenen Worten Notiz zu nehmen, meiner begeisterten Deklamation starken Beifall klatschte, sah ich die dunklen Augen des Corvinus scheel auf mich gerichtet, während er in offenbarem Ärger sich in die Lippen biß."

„Und wer ist dieser Corvinus, mein Kind, und warum war er so ärgerlich?"

„Es ist der älteste und stärkste, aber auch einfältigste Knabe in der Schule. Doch dies ist nicht seine Schuld; nur scheint er, ich weiß nicht warum, einen Groll gegen mich zu hegen, dessen Grund ich nicht begreife."

„Sagte oder that er Dir etwas?"

„Ja, und dies war die Ursache meines längeren Ausbleibens; denn als wir aus der Schule dem Felde am Flusse zugingen, redete er mich vor unseren Kameraden höhnisch mit den Worten an: Komm', Pankratius, dies ist, wie man mir sagt, das letzte Mal, daß wir uns hier treffen (auf dies Wort legte er einen besonderen Nachdruck); aber ich habe eine lange Rechnung mit Dir abzumachen, wofür ich Zahlung fordere. Du hast so gern Deine Überlegenheit in der Schule über mich und andere gezeigt, die älter und besser sind, als Du; ich sah Deinen Blick hochmütig auf mich gerichtet, als Du heute Deine schwülstige Deklamation hervorsprudeltest, ja, ich vernahm Ausdrücke darin, die Dich gereuen werden, und zwar sehr bald: denn mein Vater, Du weißt es wohl, ist Präfekt der Stadt (die Mutter fuhr leise zusammen), und es geht etwas vor, was Dich vielleicht ebenfalls nahe betrifft. Ehe wir uns trennen, muß ich meine Rache haben. Bist Du Deines Namens wert und ist derselbe nicht ein leeres Wort,*) so laß uns ehrlich und in einer männlicheren Weise

---

*) Das Wort pancratium drückte alle körperlichen Übungen aus, wie das Ringen, den Faustkampf 2c. 2c.

kämpfen, als mit Griffel und Schreibtafel.*) Ringe mit mir, oder versuche den Cestus**) gegen mich. Ich brenne vor Verlangen, Dich zu demütigen, wie Du es vor diesen Zeugen Deiner übermütigen Triumphe verdienst."

Die Mutter horchte ängstlich auf und atmete kaum. „Und was," rief sie aus, „gabst Du zur Antwort, mein lieber Sohn?"

„Ich sagte ihm in aller Ruhe, daß er ganz im Irrtume sei; denn nie habe ich mit Wissen etwas gethan, was ihn oder einen meiner Mitschüler beleidigen könnte, auch träumte ich niemals davon, einen Vorrang über sie zu beanspruchen. Und was Du mir vorschlägst, Corvinus, fügte ich hinzu, so weißt Du, daß ich stets persönlichen Händeln ausgewichen bin, die mit einem harmlosen Versuche körperlicher Gewandtheit beginnen, aber mit einem ernsten Streite, Haß und Rachbegierde endigen. Um wie viel weniger könnte ich mich jetzt auf einen solchen Kampf einlassen, da Du selber gestehst, daß Du ihn mit eben jenen schlimmen Gefühlen beginnen willst, die gewöhnlich sein böses Ende sind? Unsere Schulkameraden hatten jetzt einen Kreis um uns gebildet, und ich sah deutlich, daß sie alle gegen mich waren, denn sie hatten gehofft, den Anblick eines ihrer grausamen Spiele zu genießen. Ich setzte deshalb freundlich hinzu: Und nun, Kameraden, lebt wohl, möge euch alles Glück begleiten. Ich scheide von euch, wie ich unter euch lebte, in Frieden. Nicht so, versetzte Corvinus, nun purpurrot vor Wut im Gesichte, sondern —"

Der Knabe errötete tief, sein ganzer Körper zitterte, und mit halberstickter Stimme schluchzte er heraus: „Ich kann nicht weiter sprechen, ich darf das übrige nicht sagen."

„Um Gottes willen und um der Liebe willen, die Du dem

---

*) Die Schreibtafeln in den Schulen waren mit Wachs überzogen, worauf man die Buchstaben mit der scharfen Spitze des Griffels eingrub, und mit dem flachen Ende desselben löschte man sie wieder aus.

**) Der Fechthandschuh, den man bei Faustkämpfen trug.

Andenken Deines Vaters bewahrst," sprach die Mutter, indem sie die Hand auf ihres Sohnes Haupt legte, „verbirg mir nichts. Ich werde nie wieder Ruhe haben, wenn Du mir nicht alles erzählst. Was sagte oder that Corvinus weiter?"

Der Knabe sammelte sich nach einer Pause und einem stillen Gebete wieder und fuhr dann fort: „Nicht so, rief Corvinus aus, Du kommst nicht so davon, feiger Anbeter eines Eselskopfes.*) Ihr habt eueren Aufenthaltsort vor uns verborgen, aber ich will euch ausfinden; bis dahin nimm dies Wahrzeichen als Pfand für meinen festen Entschluß, mich an Dir zu rächen. Mit diesen Worten gab er mir einen furchtbaren Schlag ins Gesicht, so daß ich zurücktaumelte und wankte, während ein wildes Freudengeschrei unter den Knaben ringsum ausbrach." Nachdem Pankratius sich durch einen Strom von Thränen erleichtert hatte, sprach er weiter:

„O, wie kochte da mein Blut, wie wollte mir das Herz im Leibe zerspringen, und eine Stimme schien mir verächtlich den Namen Feigling ins Ohr zu flüstern. Sicherlich war es ein böser Geist. Ich fühlte, daß ich stark genug war — der Zorn, der in mir aufstieg, machte mich dazu — meinen ungerechten Angreifer an der Kehle zu packen und auf den Boden zu werfen. Ich hörte schon den Beifallsruf, der meinen Sieg begrüßen würde, und das Blatt mußte sich dann gegen ihn wenden. Es war der härteste Kampf meines Lebens, nie regte sich Fleisch und Blut so stark in mir. O Gott, mögen sie nie wieder so furchtbare Macht über mich gewinnen!"

„Und was thatest Du denn, mein liebes Kind?" sprach die Mutter mit zitternder Stimme.

„Mein guter Engel," erwiderte er, „überwand den Dämon an meiner Seite. Ich gedachte meines lieben Heilandes, im Hause des Kaiphas, von spottenden Feinden umringt, schmählich

---

*) Eine der vielen Verleumdungen, welche unter den Heiden gegen die Christen in Umlauf waren.

auf die Wange geschlagen, und dennoch sanft vergebend. Konnte ich wünschen, anders zu handeln?*) Ich bot Corvinus meine Hand dar und sprach: Möge Gott Dir vergeben, wie ich es aus freiem Willen und Herzen thue. Cassianus kam in diesem Augenblicke dazu, nachdem er alles aus der Ferne mit angesehen hatte, und die Knabenschar ging schnell auseinander. Ich bat ihn bei unserem gemeinsamen Glauben, der nun zwischen uns offenbar war, Corvinus für das, was er gethan, nicht zu züchtigen, und er versprach es mir. Und nun, süße Mutter," lispelte der Knabe in sanft schmeichelnden Tönen an seiner Mutter Busen, „glaubst Du nicht auch, daß ich diesen Tag einen glücklichen nennen kann?"

Drittes Kapitel.

Die Weihe.

Während dieser Unterhaltung hatte sich der Tag schnell geneigt. Eine bejahrte Sklavin trat unbemerkt ein, zündete die Lampen auf den marmornen und bronzenen Kandelabern an und zog sich dann wieder still zurück. Ein helles Licht spielte um die Gruppe von Mutter und Sohn, welche stillschwiegen, nachdem die fromme Matrone Lucina auf Pankratius' letzte Frage mit einem Kusse auf seine glühende Stirn geantwortet hatte. Es war nicht bloß mütterliche Zärtlichkeit, die ihren Busen bewegte, es war nicht einmal das stolze Gefühl einer Mutter, die ihr Kind nach erhabenen und schwierigen Grundsätzen erzogen hat und dasselbe nun aus einer harten Probe standhaft hervorgehen sieht. Auch war es nicht die Freude, einen in solchem Alter schon so heldenmütig tugendhaften Sohn zu besitzen; denn

*) Dieser Scene liegt eine wirkliche Begebenheit zu Grunde.

fürwahr, mit größerem Rechte als die Mutter der Gracchen ihre Söhne den erstaunten Matronen des republikanischen Rom als ihre einzigen Juwelen zeigte, hätte diese christliche Mutter sich vor der Kirche eines Sohnes rühmen können, den sie so auferzog.

Allein für sie war dies eine Stunde noch tieferer, oder möchten wir sagen, höherer Gefühle. Es war der Zeitpunkt, den sie seit Jahren ängstlich erwartete, ein Augenblick, mit aller Inbrunst einer Mutter flehentlich erbeten. Manche fromme Mutter hat ihr Kind von der Wiege an dem heiligsten und edelsten Stande geweiht, den die Erde kennt, hat gebetet und sich gesehnt, ihn heranwachsen zu sehen, um zuerst ein tadelloser Levite und dann ein heiliger Priester am Altare zu werden; sie hat eifrig jede erwachende Neigung beobachtet, mit Milde versucht, den Sinn des zarten Kindes dem Heiligtum des Herrn zuzuwenden. Und wenn dies ein einziges Kind war, wie Samuel der einzige Sohn der Anna, so mag man diese Aufopferung von allem, was ihrem Herzen am teuersten ist, mit Recht als eine That mütterlichen Heroismus betrachten. Was aber sollen wir dann erst von jenen Matronen der alten Zeit sagen, von einer Felicitas, Symphorosa oder von der Mutter der Makkabäer, die ihre Kinder, nicht eines, sondern viele, ja alle, nicht etwa als Priester, sondern als wirkliche Brandopfer Gott darbrachten?

Solch ein Gedanke war es, welcher das Herz Lucinas in dieser Stunde erfüllte, während sie dasselbe mit geschlossenen Augen zum Himmel erhob und um Stärke betete. Obschon dazu berufen, ihr Teuerstes auf Erden edelmütig als Opfer darzubringen, und obgleich sie dies lange vorhergesehen und ersehnt hatte, so fühlte sie doch, daß sie als Mutter nicht ohne Kampf dies Verdienst erlangen konnte. Und was ging in des Knaben Seele vor, als er ebenfalls schweigend in Gedanken versunken war? Er dachte nicht an die hohe Bestimmung, die ihn erwartete; er sah nicht im Geiste die ehrwürdige Basilika, welche sechzehnhundert Jahre später von dem kirchlichen Altertumsforscher und dem frommen

Pilger andachtsvoll besucht werden, und welcher er, wie dem benachbarten Thore Roms, seinen Namen geben sollte.*) Er dachte nicht im entferntesten daran, daß in gläubigen Jahrhunderten an den Ufern der fernen Themse eine Kirche zu seiner Ehre sich erheben werde, die selbst noch nach ihrer Entweihung von den treuen Anhängern des teuren Rom geliebt und als letzte Ruhestätte begehrt werden würde.**) Auch kam ihm das silberne, 287 Pfund schwere Sakramentshäuschen oder Ciborium nicht in den Sinn, welches Papst Honor I. über der Urne aus Porphyr aufstellen sollte, die für seine Asche bestimmt war;***) und ebensowenig ahnte er, daß sein Name in jedes Martyrologium eingeschrieben und sein Bild, mit Strahlen gekrönt, so manchen Altar schmücken werde, als dasjenige des jugendlichen Märtyrers der ersten Kirche. Er war nur der schlichte, christliche Knabe, der es als etwas ganz Natürliches ansah, daß er Gottes Gesetz und seinem Evangelium gehorchen müsse; er fühlte sich nur glücklich, daß er heute unter schwierigen Umständen seine Pflicht gethan. Kein Stolz, keine Selbstbewunderung wandelte ihn an, sonst hätte auch kein Heroismus in seiner Handlung gelegen. Als er, aus seiner stillen Träumerei erwachend, seine Augen wieder in dem neuen Lichte erhob, welches glänzend die Halle erfüllte, begegneten sie dem Angesicht seiner Mutter, die mit einem Blick voll ernsten Stolzes und tiefer Zärtlichkeit auf ihn schaute, wie er sich dessen nie zuvor erinnerte. Es war ein Blick der Begeisterung, ihr Gesicht glich dem eines höheren Wesens, ihre Augen schienen ihm die eines Engels zu sein. Beinahe unbewußt hatte er seine Stellung verändert und kniete nun vor ihr, und wohl konnte er es: denn durfte er nicht in ihr den Schutzgeist verehren, der ihn von jeher vor dem Übel beschirmt, oder konnte er

---

*) Die Kirche und das Thor San Pancrazio.

**) Alt-St.-Pankraz, die Lieblingsbegräbnisstätte der Katholiken, bis sie eigene Kirchhöfe erhielten.

***) Anastasius, Biblioth. in vita Honorii.

in ihr nicht die lebendige Heilige sehen, deren Tugenden sein Vorbild waren von Kindheit an? Lucina brach das Stillschweigen im Tone ernster, inniger Rührung.

„Die Zeit ist endlich gekommen, mein liebes Kind," sprach sie, „die lange der Gegenstand meines eifrigsten Gebetes gewesen, und die ich ersehnt habe in dem Übermaß meiner mütterlichen Liebe. Sorgsam habe ich in Dir den zarten Keim jeder Christentugend bewacht und Gott gedankt, als er sich erschloß. Ich habe Deinen Gehorsam, Deine Sanftmut, Deinen Fleiß, Deine Frömmigkeit und Deine Liebe zu Gott und den Menschen wohl bemerkt. Ich sah mit Freuden Deinen lebendigen Glauben und Deine Gleichgültigkeit gegen irdische Dinge wie Dein zartes Mitleid gegen die Armen. Aber ich harrte mit Angst der Stunde, welche mir bestimmt zeigen sollte, ob Du Dich mit dem dürftigen Vermächtnis der schwachen Tugend Deiner Mutter begnügen würdest, oder ob Du der echte Erbe der höheren Eigenschaften Deines Vaters bist, der als Märtyrer für den Glauben starb. Diese Stunde, Gott sei Dank! ist heute erschienen."

„Was habe ich denn gethan, das Deine Meinung von mir so gehoben haben sollte?" fragte Pankratius.

„Höre mich an, mein Sohn; an diesem Tage, welcher der letzte Deiner Schulerziehung sein sollte, hat, wie mich dünkt, der Herr in seiner Gnade Dir eine Lehre gegeben, welche alle übrigen aufwiegt, und gezeigt, daß Du die Kindheit hinter Dir hast und hinfort als Mann behandelt werden mußt, denn Du kannst denken und sprechen, ja auch handeln wie ein solcher."

„Wie meinst Du das, liebe Mutter?"

„Was Du mir von Deiner Deklamation diesen Morgen sagtest," erwiderte sie, „beweist mir, wie voll Dein Herz von erhabenen und edlen Gedanken gewesen sein muß; Du bist zu offen und aufrichtig, als daß Du den Satz: es sei eine rühmliche Pflicht, für den Glauben zu sterben, niedergeschrieben und mit Begeisterung ausgesprochen haben solltest, wenn Du dies nicht wirklich geglaubt und gefühlt hättest."

„Und wirklich glaube und fühle ich das," unterbrach sie der Knabe. „Welches größere Glück kann ein Christ auf Erden sich wünschen?"

„Ja, mein Kind, Du sprichst ganz wahr," fuhr Lucina fort; „aber ich würde mit Worten mich nicht begnügt haben; was nachfolgte, hat mir gezeigt, daß Du unerschrocken und geduldig nicht nur Unrecht ertragen kannst, sondern, was für Dein junges Patricierblut noch härter zu ertragen sein mochte, auch die schmerzliche Schmach eines beschimpfenden Schlages und die verächtlichen Worte und Blicke einer mitleidslosen Menge. Noch mehr, Du hast Dich stark genug bewiesen, Deinem Feinde zu vergeben und für ihn zu beten. An diesem Tage hast Du die höheren Pfade des Berges beschritten mit dem Kreuz auf Deiner Schulter, noch einen Schritt weiter, und Du wirst es auf seinen Gipfel pflanzen. Du hast Dich als den echten Sohn des Märtyrers Quintinus gezeigt. Wünschest Du, ihm gleich zu werden?"

„Mutter, Mutter! teuerste, süßeste Mutter!" brach der Knabe mit pochendem Herzen aus, „könnte ich sein echter Sohn sein und nicht wünschen, ihm zu gleichen? Wenn ich schon nie das Glück genoß, ihn zu kennen, schwebte nicht sein Bild immer vor meinem Geiste? War er nicht der Stolz meiner Seele? Wenn alljährlich seine Gedächtnisfeier begangen wurde, als eines aus der Schar der Weißgekleideten, die das Lamm umgeben, in dessen Blut er seine Kleider wusch, wie frohlockte da mein Herz und mein Fleisch in seinem Ruhme, und wie habe ich zu ihm gebetet mit der Wärme kindlicher Liebe, daß er für mich erbitten wolle, nicht Auszeichnung, nicht Reichtum, noch irdische Freuden, sondern was er mehr schätzte, als all dies, ja, daß das einzige, was er auf Erden zurückließ, auf das nützlichste und edelste verwendet werden möchte."

„Was ist das, mein Sohn?"

„Es ist sein Blut," versetzte der Knabe, „das noch in meinen Adern fließt, und in diesen allein. Ich fühle es, er muß wünschen, daß es, wie sein eigenes, ebenfalls aus Liebe zu seinem

Erlöser und zum Zeugnis seines Glaubens vergossen werden möge."

„Genug, genug, mein Kind!" rief die Mutter zitternd vor heiliger Bewegung aus; „nimm von Deinem Halse das Zeichen der Kindheit, ich habe Dir ein besseres Andenken zu geben." Er gehorchte und legte die goldene Bulla weg. „Du hast," sprach die Mutter mit noch feierlicherem Tone, „von Deinem Vater einen edlen Namen, eine hohe Stellung, großen Reichtum, jeden weltlichen Vorzug ererbt, aber den wertvollsten Teil seiner Erbschaft habe ich aufbewahrt, bis Du Dich seiner wert zeigen würdest. Ich verbarg ihn bis jetzt vor Dir, es ist nun Zeit, daß ich ihn Dir übergebe."

Mit zitternden Händen nahm sie von ihrem Halse die goldene Kette, und zum ersten Male sah ihr Sohn, daß ein kleines, reich mit Perlen gesticktes Säckchen daran hing. Sie öffnete es und zog einen Schwamm daraus hervor, trocken zwar, aber dunkelrot gefärbt. „Dies ist auch von Deines Vaters Blut, Pankratius!" sprach sie mit bebender Stimme und thränenvollen Augen. „Ich sammelte es selbst aus seiner Todeswunde, als ich verkleidet an seiner Seite stand und ihn für Christum sterben sah." Sie blickte voll Zärtlichkeit auf das Blut und küßte es mit Inbrunst, und ihre strömenden Thränen fielen darauf und befeuchteten es noch einmal, daß seine Farbe wieder hell und warm wurde, als ob es eben erst dem Herzen des Märtyrers entströmt wäre. Die heilige Matrone brachte es an die bebenden Lippen ihres Sohnes und sie wurden durch diese Berührung purpurrot gefärbt. Er verehrte die heilige Reliquie mit den tiefsten Gefühlen eines Christen und eines Sohnes; es war ihm, als ob seines Vaters Geist auf ihn herabkäme und sein übervolles Herz in seiner Tiefe zum Überfließen aufrege. So schien die ganze Familie noch einmal vereinigt. Lucina legte ihren Schatz wieder in sein Behältnis und hing ihn um den Hals ihres Sohnes mit den Worten: „Wenn es wieder befeuchtet wird, dann mag es von einem edleren Strome geschehen, als er aus den Augen eines

schwachen Weibes bricht!" Allein der Himmel dachte nicht so; der künftige Streiter wurde gesalbt und der künftige Märtyrer geweiht durch das Blut seines Vaters, vermischt mit den Zähren seiner Mutter.

Viertes Kapitel.

Die heidnische Haushaltung.

Während der in den vorhergehenden Kapiteln beschriebenen Scenen spielte sich ein Auftritt ganz anderer Art in einem Hause ab, das in dem Thale zwischen dem Quirinal und dem Esquilinus lag. Es gehörte dem Fabius, einem Mann aus dem Ritterstande, dessen Familie durch die Pachtung der Einkünfte asiatischer Provinzen ungeheuren Reichtum aufgehäuft hatte. Sein Haus war größer und glänzender, als das, welches wir soeben besuchten; es enthielt ein drittes großes Peristylium oder einen Hof, von gewaltigen Gemächern umgeben, und abgesehen von den vielen Schätzen europäischer Kunst barg es die seltensten Produkte des Ostens im Überfluß. Teppiche aus Persien waren auf dem Boden ausgebreitet, Seidenzeuge aus China, buntfarbige Stoffe aus Babylon und goldene Stickereien aus Indien und Phrygien bedeckten die Möbel, während seltsame Arbeiten aus Elfenbein und Metallen, da und dort zerstreut, den fabelhaften Bewohnern von Inseln des indischen Oceans zugeschrieben wurden.

Fabius selbst, der Besitzer aller dieser Schätze und großer Landgüter, war das echte Vorbild eines behaglich lebenden Römers, dessen Grundsatz war, dies Leben gründlich zu genießen, — von einem anderen träumte er nicht. An nichts glaubend, aber gewohnheitsmäßig bei Gelegenheit die Gottheit verehrend, an welcher gerade die Reihe war, galt er ebensogut als ein Mann wie andere, und niemand hatte ein Recht, mehr zu ver-

langen. Den größten Teil des Tages brachte er in dem einen oder anderen der großen Bäder zu, die nicht immer dem Zwecke dienten, der in ihrem Namen lag, sondern in ihren vielen Nebengebäuden Räumlichkeiten enthielten, welche unseren heutigen Klubs, Lese- und Spielzimmern und Turnsälen entsprachen. Hier nahm er sein Bad, plauderte, las und verbrachte sonst seine Stunden, oder er schlenderte eine Zeitlang auf das Forum, einen Redner sprechen oder einen Anwalt plaidieren zu hören, oder nach einem der vielen öffentlichen Gärten, wo die römische Modewelt ihr Stelldichein hatte. Um die Zeit, wo wir zu Mittag essen, kehrte er zu einer feinen Mahlzeit heim, wo er täglich Gäste hatte, entweder zum voraus eingeladen, oder während des Tags unter den vielen Parasiten aufgelesen, die nach einer gutbesetzten Tafel angelten.

Daheim war er ein freundlicher, nachsichtiger Herr. Sein Haus wurde von einer Masse Sklaven gut in Ordnung gehalten, und da er nichts so sehr haßte als die Unruhe, so ließ er, solange alles um ihn behaglich, hübsch und wohlgeordnet war, den Dingen unter der Leitung seiner Freigelassenen ruhig ihren Lauf.

Indessen wollen wir den Leser weniger mit ihm, als mit einem anderen Bewohner des Hauses bekannt machen, welcher den Reichtum desselben mitgenießt und ihn einst erben soll. Es ist dies seine Tochter, welche nach römischem Brauch des Vaters Namen trägt, jedoch in das schmeichelnde Diminutiv Fabiola*) verändert. Wir führen den Leser sogleich in ihr Gemach. Eine Marmortreppe führt dahin vom zweiten Hofe, über dessen Seiten sich eine Flucht von Zimmern erstreckt, die nach einer Terrasse gehen, erfrischt und geschmückt mit einer köstlichen Fontäne und mit einer Fülle der seltensten exotischen Pflanzen bedeckt. In diesen Gemächern ist alles vereinigt, was einheimische und ausländische Kunst Ausgesuchtes und Seltenes zu bieten haben. Ein verfeinerter Geschmack, der über reiche Mittel gebietet und be-

*) Mit dem Ton auf dem i auszusprechen.

sondere Gelegenheiten gut zu benützen weiß, hat offenbar die Sammlung angelegt und die Anordnung des Ganzen geleitet. Eben naht die Stunde der Abendmahlzeit, und wir finden die Gebieterin dieses herrlichen Aufenthaltes mit den Vorbereitungen beschäftigt, in geziemendem Glanze dabei zu erscheinen.

Sie liegt auf einem Ruhebette von athenischer Arbeit, mit Silber eingelegt, in einem Zimmer von cyzicenischer Form, d. h. es hat Glasfenster bis auf den Boden, die nach der Blumenterrasse geöffnet sind. An der Wand ihr gegenüber hängt ein Spiegel von poliertem Silber, welcher eine ganze stehende Figur abspiegeln kann; auf einem Tische aus Porphyr daneben befindet sich eine Sammlung der unzähligen Schönheitsmittel und Parfümerien, die bei den römischen Damen so beliebt waren, und worauf sie ungeheure Summen verschwendeten.*) Ein anderer Tisch, von indischem Sandelholz, enthielt eine reiche Auswahl von Juwelen und Schmucksachen in zierlichen Kästchen.

Es ist keineswegs unsere Absicht, auch nicht unser Beruf, Personen oder Gesichtszüge zu beschreiben; wir wünschen uns mehr mit den Charakteren zu beschäftigen und begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß Fabiola, gegenwärtig zwanzig Jahre alt, in ihrem Äußeren keiner anderen Dame ihres Ranges, Alters und Vermögens nachstand, und viele Bewerber um ihre Hand hatte. Von ihrem Vater war sie nach Temperament und Charakter völlig verschieden. Stolz, hochmütig, gebieterisch und leicht reizbar, herrschte sie wie eine Kaiserin über ihre ganze Umgebung. mit einer oder zwei Ausnahmen, und forderte von allen, die sich ihr nahten, demütige Huldigung. Als einziges Kind, dessen Mutter bei der Geburt starb, war sie von ihrem sorglosen, gutmütigen Vater mit aller Nachsicht aufgezogen und mit den besten Lehrern versehen worden und durfte jeden auch noch so über-

---

*) Die Milch von fünfhundert Eselinnen wurde täglich erfordert, um der Poppäa, der Frau Neros, ein Schönheitsmittel zu liefern.

triebenen Wunsch befriedigen. Sie hatte nie erfahren, was es heiße, sich selbst einen Wunsch zu versagen.

Indem sie so großenteils sich selbst überlassen blieb, hatte sie viel gelesen, besonders in gelehrten Büchern, und war so eine vollständige Philosophin des verfeinerten, d. h. des ungläubigen und intellektuellen Epikuräismus geworden, welcher lange Zeit zu Rom Mode war. Sie wußte wenig oder nichts von dem Christentum, welches sie für etwas sehr Niedriges, Materielles und Gemeines hielt. Sie verachtete es zu sehr, als daß sie daran dachte, weiter darüber nachzuforschen. Was das Heidentum betrifft, mit seinen Göttern, Lastern, Fabeln und seinem Götzendienst, so verabscheute sie es durchaus, wiewohl sie ihm äußerlich anhing. Eigentlich glaubte sie an nichts, was über das gegenwärtige Leben hinausging, und hatte keinen anderen Gedanken, als an seine verfeinerten Genüsse. Allein gerade ihr Stolz schirmte ihre Tugend; sie empfand einen Ekel an der heidnischen Gesellschaft und verachtete die sittenlosen Jünglinge, welche ihr eifersüchtig den Hof machten, obwohl sie an ihren Thorheiten Unterhaltung fand. Man hielt sie für kalt und selbstsüchtig, aber in sittlicher Beziehung war sie ohne Tadel. Wenn wir uns im Anfang bei langen Beschreibungen aufzuhalten scheinen, so möge der Leser überzeugt sein, daß dieselben notwendig sind, um ihn von den materiellen und socialen Zuständen Roms zur Zeit unserer Erzählung zu unterrichten, und dies wird ihm die letztere verständlicher machen. Und sollte er versucht sein, zu glauben, daß wir die Dinge als zu glänzend und verfeinert für eine Zeit des Verfalls in Kunst und gutem Geschmack beschreiben, so bitten wir ihn, zu bedenken, daß das Jahr, in welches unser Besuch Roms fällt, der besseren Periode römischer Kunst, z. B. der Zeit der Antonine, nicht so fern steht, als unser Zeitalter jenem der Cellini, Raphaele oder Donatello. Und doch in wie vielen italienischen Palästen werden noch heute Werke von diesen Meistern aufbewahrt, und in ihrem vollen Werte geschätzt, wenn auch nicht nachgeahmt. Ganz ähnlich war es ohne Zweifel in den

Häusern, welche den alten und mächtigen römischen Familien gehörten.

Wir finden also Fabiola auf ihrem Ruhebette liegend, in ihrer linken Hand einen silbernen Spiegel mit einem Griffe, und in der anderen ein Werkzeug, welches uns in einer so schönen Hand sonderbar erscheinen muß. Es war ein scharf geschliffenes Stilett, mit einer feingearbeiteten elfenbeinernen Handhabe und einem goldenen Ring, um es daran zu halten. Dies war die Lieblingswaffe, womit römische Damen ihre Sklaven straften, wenn diese sich den geringsten Fehler oder Mißgriff zu schulden kommen ließen. Drei Sklavinnen sind eben um ihre Herrin beschäftigt; sie gehören verschiedenen Rassen an und sind um hohe Preise erkauft, nicht bloß wegen ihrer äußeren Gestalt, sondern um mancher anderen seltenen Vorzüge willen, die sie besitzen sollen. Eine davon ist eine Schwarze, nicht aus dem von der Natur vernachlässigten Negerstamm, sondern aus einer jener Völkerschaften, welche, wie die Abessinier und Numidier, eben so regelmäßige Gesichtszüge besitzen, wie die asiatischen Völker. Sie soll eine große Kenntnis von den Kräutern und ihren kosmetischen und heilenden Kräften besitzen, vielleicht auch von ihrem gefährlicheren Gebrauche — um Liebestränke, Zauber und möglicherweise auch Gift daraus zu bereiten. Sie ist nur unter dem Namen ihres Volks „Afra" bekannt. Nach ihr kommt eine Griechin, ausgezeichnet durch ihren Geschmack in der Kleidung und durch die Eleganz und Reinheit ihrer Sprache, sie heißt Graia. Der Name der dritten, Syra, sagt uns, daß sie aus Asien stammt, sie zeichnet sich durch ihre außerordentliche Kunstfertigkeit in Stickereien und durch ihren unermüdlichen Fleiß aus. Sie ist ruhig und schweigsam und ganz mit den Pflichten beschäftigt, die ihr obliegen. Die beiden anderen sind geschwätzig, lebhaft und machen ein großes Wesen aus jeder Kleinigkeit, die sie thun. Alle Augenblicke richten sie die übertriebensten Schmeicheleien an ihre junge Herrin, oder versuchen die Bewerbung des einen oder anderen der lasterhaften Anbeter

zu befürworten, welcher sie am besten oder zuletzt dafür bezahlt hat.

„Welches Vergnügen wäre es für mich, edelste Herrin," sagte die schwarze Sklavin, „könnte ich diesen Abend, wenn Ihr in das Triklinium*) tretet, die glänzende Wirkung von diesem neuen stibium**) auf Euere Gäste beobachten! Es hat mich manchen Versuch gekostet, ehe ich es so vollkommen erhalten konnte; ich bin überzeugt, nichts dergleichen ist je in Rom gesehen worden."

„Was mich betrifft," unterbrach sie die verschmitzte Griechin, „so wage ich nicht, nach einer so hohen Ehre zu trachten. Ich wäre zufrieden, nur von der Thüre aus einen Blick hineinzuwerfen und die herrliche Wirkung dieser wundervollen seidenen Tunika zu beobachten, welche mit der letzten Goldsendung aus Asien kam. Nichts kann ihrer Schönheit gleichkommen; auch ist, ich darf es wohl sagen, die Zurichtung derselben, das Resultat meines Studiums, des Stoffes nicht unwürdig."

„Und Du, Syra!" sprach die Herrin mit verächtlichem Lächeln dazwischen, „was würdest Du wünschen, und was hast Du an Deiner Arbeit zu preisen?"

„Ich habe nichts zu wünschen, edle Dame, als daß Ihr immer glücklich sein möget, an meiner Arbeit habe ich nichts zu rühmen, denn ich bin mir nicht bewußt, mehr gethan zu haben, als meine Pflicht," war die bescheidene Antwort. Diese gefiel der hochmütigen Dame jedoch nicht, welche sprach: „Mich bedünkt es, Sklavin, daß Du mit dem Lobe nicht verschwenderisch umgehst. Man hört selten ein Schmeichelwort aus Deinem Munde."

„Und was würde es auch von mir wert sein," erwiderte Syra, „von einer armen Dienerin einer edlen Dame gegenüber, die gewohnt ist, alltäglich von beredten und feingebildeten Lippen ihr Lob zu hören? Glaubt Ihr es, wenn Ihr es von

---

*) Speisehalle.

**) Schwarzes Spießglas, womit man die Augenwimpern färbte.

ihnen hört? Verachtet Ihr es nicht, wenn Ihr es von uns empfanget?"

Ein Blick des Hasses schoß bei diesen Worten von den zwei Genossinnen auf die Redende. Auch Fabiola war ärgerlich über das Gehörte, worin sie eine Zurechtweisung erblickte. Eine erhabene Gesinnung für eine Sklavin!

„Hast Du jetzt erst zu lernen," antwortete sie stolz, „daß Du mein und von mir um hohen Preis erkauft bist, damit Du mir dienest, wie es mir gefällt? Ich habe ein so gutes Recht auf den Dienst Deiner Zunge als Deiner Arme, und wenn es mir gefällt, von Dir gepriesen, geschmeichelt und besungen zu werden, so mußt Du es thun, Du magst wollen oder nicht. Ein neuer Gedanke in der That, daß eine Sklavin einen anderen Willen haben soll, als den ihrer Herrin, der doch sogar ihr Leben gehört!"

„Allerdings," versetzte die Dienerin ruhig und mit Würde, „mein Leben gehört Euch, und so auch alles sonst, was mit dem Leben endigt — Zeit, Gesundheit, Kraft, Leib und Atem. All dies habt Ihr erkauft mit Euerem Golde und es ist Euer Eigentum geworden; aber ich besitze noch etwas, was keines Kaisers Schätze erkaufen, keine Bande der Sklaverei fesseln können, und was nicht in die Grenze dieses Lebens gebannt ist."

„Ei, was ist denn das?"

„Eine Seele!"

„Eine Seele!" wiederholte erstaunt Fabiola, welche nie zuvor gehört hatte, daß eine Sklavin auf solch ein Besitztum Anspruch mache. „Erkläre mir doch, was Du unter dem Worte verstehst."

„Ich verstehe mich nicht auf philosophische Erläuterungen," antwortete die Dienerin, „aber ich meine das in mir lebende Bewußtsein, welches mich erkennen läßt, daß ich ein Dasein habe mit und unter besseren Dingen, als die mich umgeben, welches aus natürlicher Abneigung vor der Zerstörung und vor allem zurückbebt, was damit verbunden ist, wie die Krankheit mit

dem Tode. Und deshalb verabscheut es alle Schmeichelei und haßt die Lüge. Solange ich diese unsichtbare Gabe besitze, und vergehen kann sie nicht, ist mir beides unmöglich."

Die beiden anderen konnten von all dem nur wenig verstehen; sie standen daher in einfältiger Verwunderung über die Anmaßung ihrer Gefährtin da. Auch Fabiola war erstaunt; aber bald erhob sich ihr Stolz wieder, und sie sprach mit sichtbarer Ungeduld: „Woher lerntest Du all diesen Unsinn? Wer hat Dich gelehrt, auf diese Weise zu schwätzen? Ich, — ich habe viele Jahre studiert und bin zu dem Schlusse gekommen, daß alle Ideen von geistigen Wesen Träume der Dichter oder Erfindungen der Sophisten sind, und als solche verachte ich sie. Du, eine unwissende, ungebildete Sklavin, willst es besser wissen, als Deine Herrin? Oder bildest Du Dir wirklich ein, daß, wenn nach Deinem Tode Dein Leichnam auf den Haufen von Sklaven geworfen wird, die sich zu Tode getrunken haben oder totgepeitscht worden sind, um schimpflich auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, und wenn die vermischte Asche in einer gemeinsamen Grube vergraben wird, daß Du dann noch als selbstbewußtes Wesen fortleben und noch eines Daseins voll Freude und Freiheit genießen wirst?"

„Non omnis moriar",*) wie einer Euerer Dichter sagt," entgegnete die Sklavin bescheiden, aber mit einem feurigen Blicke, der ihre Herrin in Staunen setzte; „ja, ich hoffe, ich beanspruche sogar, all dieses zu überleben. Und noch mehr, ich glaube und weiß, daß aus jener Totengrube, die Ihr so lebhaft beschrieben habt, eine Hand jedes verkohlte Stückchen meines Leibes herausnehmen wird. Und es giebt eine Macht, welche die vier Winde des Himmels zur Rechenschaft rufen und ihnen befehlen wird, jedes Körnchen meines verwehten Staubes zurückzugeben, und ich werde noch einmal aufgebaut werden in diesem meinen Leibe, nicht als Euere oder irgend jemandes Leibeigene, sondern

*) Nicht alles von mir wird sterben.

frei und freudevoll und glorreich, liebend und geliebt für immer; diese Hoffnung lebt in meinem Busen."*)

„Was für wilde Visionen einer morgenländischen Phantasie sind dies, die Dich für jeden Dienst unfähig machen! Du mußt von ihnen geheilt werden. In welcher philosophischen Schule lerntest Du all diesen Unsinn? Ich las nie davon in irgend einem griechischen oder lateinischen Autor."

„In einer Schule habe ich es gelernt, die meinem eigenen Lande angehört, und in der man keinen Unterschied kennt zwischen Grieche oder Barbar, zwischen Freien und Sklaven."

„Was!" rief mit heftiger Erregung die stolze Dame aus, „ohne nur erst auf das künftige, ideale Dasein nach dem Tode zu warten, wagst Du es schon jetzt, Gleichheit mit mir zu beanspruchen, ja, wer weiß, vielleicht sogar einen Vorrang vor mir? Komm', sag' mir einmal unverstellt und ohne Zweideutigkeit, ob Du es thust oder nicht?" Und sie setzte sich in erwartungsvoller Haltung auf ihrem Ruhebette auf. Bei jedem Worte wuchs ihre Aufregung, und heftige Leidenschaften schienen in ihr zu kämpfen, als Syra sprach:

„Edelste Herrin! weit erhaben seid Ihr über mich an Rang und Macht, an Gelehrsamkeit und Talent und an allem, was das Leben ziert und verschönt; an Anmut der Gestalt und der Gesichtszüge steht Ihr über jeder Nebenbuhlerschaft und seid dem Neide eines so niedrigen und unbedeutenden Wesens wie ich weit entrückt. Aber ich muß auf Euere Frage die einfache Wahrheit antworten." — Sie hielt stockend inne, allein ein gebieterischer Wink von ihrer Herrin hieß sie fortfahren: „Nun denn, so stelle ich es Euerem eigenen Urteile anheim, ob eine arme Sklavin, die das unvertilgbare Bewußtsein hat, in sich ein geistiges und lebendiges Wesen zu besitzen, dessen Dauer die Ewigkeit, dessen wahre Heimat dort droben im Himmel und dessen einziges Urbild die Gottheit ist, — ob ein solches Wesen sich in sittlicher

---

*) Job 19, 27.

Würde oder geistiger Kraft für niedriger halten kann, als eines, das, obgleich hochbegabt, dennoch keine höhere Bestimmung anspricht, kein erhabeneres Ende erwartet, als die hübschen unvernünftigen Singvögel hier, die ohne Hoffnung auf Freiheit mit ihren Flügeln an die vergoldeten Stäbe dieses Käfigs schlagen." *)

Fabiolas Augen flammten vor Wut; sie fühlte sich zum ersten Male in ihrem Leben gedemütigt von einer Sklavin. Sie faßte das Stilett in ihrer Rechten und richtete blindlings einen Stoß gegen die nicht zurückweichende Dienerin. Syra streckte unwillkürlich den Arm vor, um sich zu schützen, und fing damit die Spitze auf, welche, von dem Ruhebette aus aufwärts gezielt, eine tiefere Wunde hervorbrachte, als sie je vorher empfangen. Der Schmerz der Wunde, woraus das Blut in einem Strome floß, entlockte ihren Augen Thränen. Fabiola schämte sich augenblicklich ihrer grausamen, wiewohl nicht beabsichtigten Handlung und fühlte sich vor ihren Dienerinnen noch mehr gedemütigt.

„Geh', geh'," sagte sie zu Syra, welche das Blut mit ihrem Tuche stillen wollte, „geh' zu Euphrosyne und laß die Wunde verbinden. Ich wollte Dich nicht so schwer verletzen. Aber halt einen Augenblick, ich muß Dir eine Entschädigung geben." Dann, sich über ihre Schmucksachen auf dem Tische beugend, fuhr sie fort: „Da, nimm diesen Ring, und heute abend brauchst Du nicht wieder hierher zu kommen."

Fabiolas Gewissen war hiermit beruhigt; sie meinte, ihr Unrecht wieder gutgemacht zu haben, indem sie einer niedrigen Dienerin ein köstliches Präsent machte. Am folgenden Sonntag fand man in der Kirche oder dem Titel von Sankt Pastor, wie man damals sagte, nicht weit von Fabiolas Hause, unter dem für die Armen gesammelten Almosen einen kostbaren Smaragdring, welchen der gute Priester Polykarp für die Gabe irgend

---

*) Siehe die edle Antwort des Evalpistus, eines kaiserlichen Sklaven, an den Richter in den Akten des heiligen Justin. Ap. Ruinart, tom. I.

einer sehr reichen römischen Dame hielt; aber Er, der mit seinem Flammenauge den Armenkasten zu Jerusalem bewachte und sogar das Scherflein der armen Witwe bemerkte, Er allein sah es, wie der verbundene Arm einer ausländischen Sklavin die Gabe in den Opferstock warf.

Fünftes Kapitel.

Der Besuch.

Während des letzten Teiles des eben wiedererzählten Gespräches und der Katastrophe, die dasselbe schloß, war jemand unbemerkt in Fabiolas Gemach getreten, und hätte diese Kenntnis davon gehabt, so würde vermutlich das Gespräch schon früher abgebrochen und das schlimme Ende desselben verhütet worden sein. Die inneren Gemächer in einem römischen Hause waren häufiger durch Vorhänge als durch Thüren abgeschlossen, und so war es leicht, besonders bei einer so erregten Scene, wie die eben stattgefundene, unbemerkt einzutreten. Dies war jetzt der Fall, und als Syra im Begriffe stand, das Zimmer zu verlassen, fuhr sie beinahe zurück, als sie in lichtem Umrisse vor dem dunkelroten Thürvorhang eine Gestalt erblickte, welche sie sogleich erkannte, die wir aber kurz beschreiben müssen.

Dieselbe gehörte einem Mädchen oder vielmehr einem Kinde an, nicht viel über zwölf oder dreizehn Jahre alt, in ein fleckenlos weißes Gewand gekleidet, ohne irgend einen besonderen Schmuck. In ihrem Gesichte konnte man die Einfalt des Kindes mit dem Verstande des reiferen Alters vereinigt sehen. In ihren Augen wohnte nicht bloß jene taubengleiche Unschuld, welche der heilige Dichter beschreibt,*) sondern oft glänzte aus ihnen

---

*) Deine Augen sind Taubenaugen. Hohe Lied 1, 14.

ein Strahl der innigsten, reinsten Liebe, als ob sie über alle Dinge ihrer Umgebung hinausblickten und auf einem Gegenstande ruhten, von allen sonst ungesehen, aber ihr wirklich gegenwärtig und außerordentlich teuer. Ihre Stirne war der eigentliche Sitz der Reinheit, offen, klar und aufrichtig; ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen und die frischen jugendlichen Züge veränderten ohne Verstellung ihren Ausdruck, indem sie in raschem Übergange die Gefühle wiederspiegelten, wie das warme, zarte Herz dieselben empfing. Jene, welche sie kannten, glaubten, daß sie nie an sich denke, sondern ganz geteilt sei zwischen der Freundlichkeit gegen ihre Umgebung und der Neigung für den unsichtbaren Gegenstand ihrer Liebe.

Als Syra diese schöne Erscheinung, gleich der eines Engels, vor sich sah, hielt sie einen Augenblick inne; allein das Kind ergriff ihre Hand, küßte sie ehrerbietig und sprach: „Ich habe alles gesehen; erwarte mich in dem kleinen Zimmer neben dem Eingang, wenn ich herausgehe."

Sie trat dann hervor, und als Fabiola sie gewahr wurde, ergoß sich eine Purpurröte über ihre Wangen, denn sie fürchtete, das Kind möchte Zeuge des unwürdigen Ausbruchs ihrer Leidenschaft gewesen sein. Mit einem kalten Winke der Hand entließ sie ihre Sklavinnen und grüßte dann ihre Verwandte — das war das Kind — mit Herzlichkeit. Wir haben schon bemerkt, daß Fabiolas Temperament in seinen heftigen Äußerungen gegen andere einige Ausnahmen machte. Eine derselben war ihre alte Amme und Freigelassene, Euphrosyne, welche alle ihre häuslichen Angelegenheiten leitete, und deren einziger Glaube war, daß Fabiola das vollkommenste Wesen, die weiseste, vorzüglichste und bewunderungswürdigste Dame in Rom sei. Eine andere war ihre gegenwärtige junge Besucherin, welche sie liebte und immer mit der zartesten Zuneigung behandelte und deren Gesellschaft ihr stets willkommen war.

„Es ist wirklich recht liebenswürdig von Dir, liebe Agnes," sagte die besänftigte Fabiola, „daß Du meiner plötzlichen Ein-

ladung folgst und heute an unserer Tafel teilnimmst. Die Sache ist die: Mein Vater hat ein paar neue Gäste zum Essen eingeladen, und es lag mir viel daran, jemand zu haben, der vor diesen Fremden das Vorrecht meiner Unterhaltung besitzt. Doch muß ich gestehen, ich bin etwas neugierig auf einen unserer neuen Gäste. Es ist Fulvius, von dessen Anmut, Reichtum und vielerlei Vorzügen ich so viel höre, wiewohl niemand zu wissen scheint, wer oder was er ist, oder woher er stammt."

„Meine teure Fabiola," erwiderte Agnes, „Du weißt, ich bin immer glücklich, Dich zu besuchen, und meine gütigen Eltern erlauben es mir gern; sprich also nicht weiter davon."

„Und Du bist, wie gewöhnlich, zu mir gekommen," sagte die andere schäkernd, „in einem schneeweißen Kleide, ohne Juwelen oder Schmuck, als ob Du alle Tage Braut wärest. Es ist mir immer, als feiertest Du eine ewige Hochzeit. Aber, guter Himmel! Was ist das? Hast Du Dich verletzt? Weißt Du, daß hier, rechts auf der Falte Deiner Tunika, ein großer, roter Tropfen ist? — Er sieht aus wie Blut. Wenn es wirklich so ist, so will ich Dir sogleich ein anderes Kleid geben."

„Nicht um die Welt, Fabiola; es ist der Juwel, der einzige Schmuck, den ich diesen Abend zu tragen gedenke. Es ist Blut, und zwar von einer Sklavin, aber in meinen Augen ein edleres als das, welches in Deinen oder meinen Adern fließt."

Fabiola wurde jetzt klar, daß Agnes alles mit angesehen hatte, und tief gedemütigt sagte sie etwas ärgerlich: „Willst Du denn mit diesem Blutstropfen der ganzen Welt meine Heftigkeit offenbaren, in der ich eine vorlaute Sklavin zu streng gezüchtiget habe?"

„Nein, teure Base, weit entfernt davon, wünsche ich nur für mich selbst eine Lehre von Geistesgröße und Hochherzigkeit zu bewahren, die mir eine Sklavin gab, und wie wenige patricische Philosophen sie uns geben können."

„Was für eine sonderbare Idee! In der That, Agnes, ich

habe oft gedacht, daß Du diese Klasse von Menschen zu hoch stellst. Was sind sie denn eigentlich?"

„Menschliche Wesen, so gut als wir, begabt mit derselben Vernunft, mit denselben Gefühlen und derselben Organisation. Das wirst Du jedenfalls zugeben, um nicht weiter zu gehen. Dann machen sie auch einen Teil derselben Familie aus, und wenn Gott, von dem unser Leben kommt, deshalb unser Vater ist, so ist er der ihrige ebensogut, und folglich sind sie unsere Brüder und Schwestern."

„Ein Sklave oder eine Sklavin mein Bruder oder meine Schwester, Agnes! Die Götter mögen es verhüten! Sie sind unser Eigentum und ich kann nicht zugeben, daß es ihnen erlaubt sein sollte, anders zu handeln, zu denken oder zu fühlen, als es ihren Herren ansteht oder zu deren Vorteil ist."

„Komm', komm'," sagte Agnes mit ihrem süßesten Tone, „wir wollen uns in keine hitzige Diskussion darüber einlassen. Du bist zu aufrichtig und ehrenhaft, als daß Du nicht fühlen und gern anerkennen solltest, daß Dich heute eine Sklavin in allem, was Du am meisten bewunderst, an Verstand, richtigem Urteil, Treuherzigkeit und heroischer Stärke übertroffen hat. Gieb mir keine Antwort, ich sehe sie in dieser Thräne. Aber, liebste Base, ich will Dir die Wiederholung einer solchen Niederlage ersparen; willst Du mir eine Bitte gewähren?"

„Jede, die in meiner Macht liegt."

„Dann erlaube mir, Syra zu kaufen, ich denke, so heißt sie. Du wirst sie nicht mehr gern um Dich haben."

„Du irrst Dich, Agnes. Ich will einmal meinen Stolz meistern und gestehen, daß ich sie nun schätzen, vielleicht fast bewundern werde. Es regt sich ein Gefühl in mir, welches mir bisher gegen eine ihres Standes fremd war."

„Aber ich denke, Fabiola, ich könnte sie glücklicher machen, als sie ist."

„Ohne Zweifel, liebe Agnes, Du besitzest die Gabe, jedermann um Dich glücklich zu machen. Du scheinst jene sonderbare

Philosophie in Anwendung zu bringen, worauf Syra anspielte, wo es keinen Unterschied giebt zwischen Freien und Sklaven. Alle in Deinem Hause sind immer freundlich und voll Heiterkeit darauf bedacht, ihre Pflicht zu thun. Da scheint niemand Befehle zu geben. Komm', sag' mir Dein Geheimnis. (Agnes lächelte.) Ich vermute, Du kleine Zauberin, daß Du in dem geheimnisvollen Zimmer, das Du mir nie öffnen willst, Deine Zaubertränke aufbewahrst, welche bewirken, daß jedermann Dich liebt. Wärest Du eine Christin und im Amphitheater den wilden Tieren preisgegeben, ich glaube, selbst die Leoparden würden zu Deinen Füßen kriechen und ruhig liegen bleiben. Doch warum siehst Du so ernst, mein Kind? Du weißt, ich treibe nur Scherz."

Agnes schien in Gedanken versunken, und in ihren Augen leuchtete jener feurige und zärtliche Blick, den wir schon erwähnten, als ob sie einen innig Geliebten vor sich sähe, ja, als ob sie ihn sprechen hörte. Es ging vorbei und sie sagte heiter: „Nun, Fabiola, es sind schon sonderbarere Dinge vorgekommen, und jedenfalls, wenn mir je so Schreckliches begegnen sollte, so wäre gerade Syra eine Person, wie ich sie am liebsten um mich haben möchte; Du mußt sie mir wirklich überlassen."

„Ums Himmels willen, Agnes, nimm meine Worte doch nicht so ernst; ich versichere Dich, sie waren im Scherze gesprochen. Ich habe eine zu hohe Meinung von Deinem gesunden Verstand, um ein solches Unglück für möglich zu halten. Was aber Syras Ergebenheit betrifft, so hast Du recht. Als Du letzten Sommer abwesend warst, und ich an einem ansteckenden Fieber gefährlich krank lag, da war die Peitsche nötig, um die übrigen Sklavinnen zu bewegen, sich mir zu nähern, während das arme Ding mich kaum verlassen wollte, bei mir wachte und mich Tag und Nacht pflegte, und ich glaube wirklich, sie hat meine Wiederherstellung sehr befördert."

„Und liebtest Du sie darum?"

„Sie lieben! Eine Sklavin lieben, Kind! Natürlich war ich darauf bedacht, sie freigebig zu belohnen, wiewohl ich nicht her-

ausbringen kann, was sie mit dem thut, was ich ihr gebe. Die übrigen sagen mir, sie habe nichts beiseite gelegt, und sie verwendet auch bestimmt nichts auf sich selbst. Ja, ich habe sogar gehört, daß die Närrin ihre tägliche Nahrung mit einem blinden Bettelmädchen teile. Was für ein sonderbarer Einfall!"

„Teuerste Fabiola," rief Agnes aus, „sie muß mein werden! Du versprachst mir, meine Bitte zu gewähren. Nenne den Preis, und laß mich Syra diesen Abend mit nach Hause nehmen."

„Nun, es sei, Dir kann man keine Bitte abschlagen; aber wir wollen nicht miteinander markten. Sende morgen jemand zu meines Vaters Hausmeister, und alles wird in Ordnung kommen. Und nun, da dies wichtige Geschäft abgemacht ist, wollen wir zu unseren Gästen hinabgehen."

„Aber Du hast vergessen, Deine Juwelen anzulegen."

„Laß es gut sein, ich will mich einmal ohne Juwelen behelfen, ich habe heute keinen Geschmack daran."

Sechstes Kapitel.

Das Gastmahl.

Als sie herabkamen, fanden sie alle Gäste in der Halle versammelt. Es war kein eigentliches Festmahl, woran sie teilnehmen sollten, sondern die gewöhnliche Mahlzeit in einem reichen Hause, wo für eine Tafel voll Freunde die Vorbereitungen immer getroffen sind. Wir wollen daher nur bemerken, daß alles köstlich und ausgewählt war, und beschränken uns nur auf das, was einiges Licht auf unsere Geschichte werfen kann.

Als die beiden Damen in die Exedra oder Halle traten, rief Fabius, nachdem er seine Tochter begrüßt: „Ei, mein Kind, Du kommst ziemlich spät, und bist doch kaum geziemend geputzt. Du hast ja Deinen gewöhnlichen Schmuck vergessen!"

Fabiola war in Verlegenheit, sie wußte nicht, was sie antworten sollte; sie schämte sich, daß sie sich vom Zorne so hatte hinreißen lassen, und noch mehr über die einfältige Art, in der sie sich dafür strafen wollte. Agnes suchte sie aus der Verlegenheit zu ziehen, und sagte errötend: „Es ist meine Schuld, Vetter Fabius, daß sie zu spät kommt und daß sie so einfach gekleidet ist. Ich hielt sie mit meinem Geplauder auf, und ohne Zweifel wünscht sie durch die Einfachheit ihres Anzuges mir eine Beschämung zu ersparen."

„Du, liebe Agnes," versetzte der Vater, „hast das Privilegium, zu handeln, wie es Dir beliebt. Aber im Ernste muß ich Dir sagen, daß dies nur so lange passend war, als Du noch ein Kind warst; nun, da Du heiratsfähig bist,*) mußt Du anfangen, Dich ein bißchen mehr bemerklich zu machen, und die Neigung eines hübschen und Deiner Wahl würdigen Jünglings zu gewinnen suchen. Ein schönes Halsband zum Beispiel, wie Du sie zu Hause in Menge hast, würde Dich nicht weniger anziehend machen. Doch Du hörst nicht auf mich; ich vermute, Du hast schon einen im Auge."

Fast während dieser ganzen Anrede, welche zwar gut gemeint, aber in vollkommen weltlichem Tone gehalten war, schien Agnes zerstreut; ihre bezaubernden Blicke, wie Fabiola sie nannte, waren wie in erhabener Entzückung auf sonst jemand gerichtet, ohne daß sie dabei den Faden der Unterhaltung verlor oder etwas Unpassendes sagte. Sie gab sogleich zur Antwort: „O ja, ganz gewiß, einen, welcher mich schon mit dem Brautringe an sich gekettet und mit zahllosen Juwelen geschmückt hat."**)

„Wirklich?" fragte Fabius. „Womit?"

„Ei," antwortete Agnes mit einem Blicke tiefen Ernstes

---

*) Bei den Römern war das zwölfte Jahr das gesetzliche Alter.

**) „Annulo fidei suae subarrhavit me, et immensis monilibus ornavit me." Offizium der heiligen Agnes.

und in einfachem, ungekünstelten Tone, „er hat mir Hand und Hals mit kostbaren Steinen umgürtet und meine Ohren mit Ringen von unschätzbaren Perlen geziert.“*)

„Ihr Götter, Agnes, wer kann das sein? Agnes, Du mußt mir eines Tages Dein Geheimnis anvertrauen. Deine erste Liebe ohne Zweifel; möge sie lang dauern und Dich glücklich machen.“

„Auf ewig,“ war ihre Antwort, und damit wandte sie sich wieder zu Fabiola und trat mit ihr in das Speisezimmer. Es war gut, daß diese das Gespräch überhört hatte, sonst würde sie sich tief beleidigt gefühlt haben bei dem Gedanken, daß Agnes eine so wichtige Angelegenheit vor ihrer geliebtesten Freundin verbarg. Allein während Agnes sie in Schutz nahm, hatte Fabiola sich mit den Gästen unterhalten. Einer derselben war ein schwerfälliger dickhalsiger Sophist oder Krämer mit Universalkenntnissen, Namens Calpurnius; ein anderer, Prokulus, ein bloßer Liebhaber einer guten Tafel, wurde oft im Hause gesehen. Zwei sind noch übrig, die eine nähere Beschreibung verdienen. Der erste derselben, offenbar bei Fabiola und Agnes wohlgelitten, war ein Tribun, ein höherer Offizier der kaiserlichen oder prätorianischen Garde. Obwohl nicht über dreißig Jahre alt, hatte er sich doch schon durch Tapferkeit ausgezeichnet und stand bei dem Kaiser Diokletian im Orient und bei Maximian Herkulius in Rom in hoher Gunst. Er war frei von aller Ziererei im Betragen wie in der Kleidung, hübsch von Gestalt und obgleich er sich häufig ins Gespräch einließ, schien er doch die Gemeinplätze zu verachten, womit sich die Gesellschaft meist beschäftigte. Kurz, er war ein vollkommenes Muster eines edlen jungen Mannes, voll ehrenhafter Gesinnung, tapfer und mutig, ohne einen Funken von Stolz oder Prahlerei.

*) „Dexteram meam et collum meum cinxit lapidibus pretiosis, tradidit auribus meis inaestimabiles margaritas.“

Ganz das Gegenteil von ihm war der letzte Gast, welchen Fabiola schon erwähnt hatte, der neue Stern der Gesellschaft, Fulvius. Jung und fast weibisch im Äußeren, mit der gesuchtesten Zierlichkeit gekleidet, mit Brillantringen an jedem Finger und Juwelen an seinem Anzuge, affektiert in seiner Sprache, die etwas fremdartig klang, übertrieben in seinen höfischen Manieren, aber dem äußeren Anscheine nach gutherzig und gefällig, hatte er in kurzer Zeit sich den Weg in die höchste Gesellschaft Roms gebahnt. Dies verdankte er einesteils dem Umstande, daß er oft am kaiserlichen Hof gesehen wurde, und anderenteils seinen bezaubernden Manieren. Er war nach Rom gekommen, von einem einzigen ältlichen Diener begleitet, der offenbar auf vertrautem Fuße mit ihm stand; ob ein Sklave, Freigelassener oder Freund, niemand wußte es genau. Beide redeten immer in einer fremden Sprache miteinander, und die dunkelbraune Gesichtsfarbe, das durchdringend wilde Auge und die abstoßenden Züge des Dieners flößten seinen Untergebenen eine gewisse Furcht ein. Fulvius hatte nämlich eine Wohnung in einer sogenannten insula, d. i. einem Hause genommen, welches teilweise vermietet zu werden pflegte, hatte dasselbe luxuriös möbliert und eine Anzahl Sklaven angeschafft, die für den Haushalt eines Junggesellen hinreichte. Verschwendung eher als Überfluß machte sich in seinem Haushalte bemerkbar, und in den sittlich verdorbenen und herabgekommenen Zirkeln des heidnischen Rom übersah man bald die Dunkelheit seiner Vorgeschichte über dem Glanze seines Reichtums und dem Zauber seiner lockeren Unterhaltung. Ein genauer Menschenbeobachter jedoch konnte bald sein rastlos umherirrendes Auge und seine unablässige Aufmerksamkeit auf alles, was in seiner Nähe vorging, bemerken, was von unersättlicher Neugierde zeugte; in Augenblicken, wo er sich vergaß, verriet zuweilen ein finsterer Blick aus seinem flammenden Auge sowie ein Verziehen der Oberlippe, daß sein sanftes Äußere einen Charakter von katzenartiger Böswilligkeit verhüllte.

Die Gäste waren bald bei Tische, und da die Damen während der Mahlzeit saßen, die Männer aber auf Polstern lagen, so befanden sich Fabiola und Agnes beisammen auf Einer Seite; die zwei jungen, zuletzt beschriebenen Gäste ihnen gegenüber, und der Hausherr mit seinen zwei älteren Freunden in der Mitte, — wenn wir diese Ausdrücke bei Beschreibung eines runden Tisches brauchen können, dessen eine Seite zur Bequemlichkeit beim Servieren freigelassen war, während den übrigen Raum das Sigma*) oder halbkreisförmige Ruhepolster umschloß. Nebenbei können wir bemerken, daß ein Tischtuch, zu Horazens Zeit ein unbekannter Luxus, jetzt allgemein üblich war.

Als die ersten Ansprüche des Hungers oder des Gaumens befriedigt waren, wurde die Unterhaltung allgemeiner.

„Was Neues heute in den Bädern?“ fragte Calpurnius; „ich habe selber keine Muße, um mich um Kleinigkeiten zu kümmern.“

„Sehr interessante Neuigkeiten in der That,“ antwortete Prokulus; „es wird als gewiß verbürgt, daß von dem göttlichen Diokletian der Befehl gekommen ist, seine Thermen in drei Jahren zu vollenden.“

„Unmöglich!“ rief Fabius aus; „ich schaute unlängst nach den Arbeiten auf meinem Wege nach Sallusts Gärten und fand dieselben im letzten Jahre sehr wenig vorangeschritten. Es ist noch ein ungeheuer schwerer Teil der Arbeit übrig, wie z. B. das Schneiden des Marmors und das Formen der Säulen.“

„Allerdings,“ warf Fulvius dazwischen; „aber ich weiß, daß nach allen Seiten Befehle geschickt worden sind, alle Gefangenen und alle Verurteilten aus den Bergwerken in Spanien, Sardinien und sogar in Chersones, soweit man sie entbehren kann, hierher bringen zu lassen, um an den Thermen zu arbeiten. Einige tausend Christen, so zur Arbeit verwendet, werden bald damit fertig.“

---

*) So genannt wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Buchstaben C, der alten Form des Σ.

„Und warum sollten gerade Christen schneller als andere Verbrecher damit fertig werden?“ fragte Fabiola mit einiger Neugierde.

„Warum?“ sagte Fulvius mit seinem gewinnendsten Lächeln, „ich weiß keinen Grund dafür anzugeben, allein die Sache ist so. Unter fünfzig Arbeitern wollte ich wetten, einen Christen herauszufinden, und wenn sich auch nur dieser einzige darunter befände.“

„Wirklich!“ riefen mehrere zugleich, „und wie denn?“

„Gewöhnliche Verbrecher,“ antwortete Fulvius, „arbeiten natürlich mit Widerwillen, und es ist bei jedem Schritt die Peitsche notwendig, um sie dazu anzutreiben, und wenn das Auge des Aufsehers von ihnen abgewandt ist, so wird nichts gethan. Überdies sind sie, wie sich von selbst versteht, roh, einfältig, händelsüchtig und immer mißvergnügt; die Christen dagegen scheinen, wenn sie zu öffentlichen Arbeiten verurteilt sind, im Gegenteil darüber froh zu sein, und sind immer heiter und folgsam. So habe ich junge Patricier in Asien beschäftigt gesehen, deren Hand nie zuvor eine Spitzhaue berührt und deren schwache Schultern niemals eine Last getragen hatten; obwohl hart arbeitend, schienen sie so glücklich, als ob sie zu Hause wären. Natürlich waren die Aufseher demungeachtet mit Peitsche und Stock sehr freigebig, und ganz mit Recht, weil es der Wille der göttlichen Kaiser ist, daß ihr Los so hart als möglich gemacht werden soll; aber dennoch klagen sie niemals.“

„Ich kann nicht sagen, daß ich diese Art von Gerechtigkeit bewundere,“ versetzte Fabiola; „aber was für ein sonderbares Geschlecht muß dies sein? Ich bin höchst begierig, zu erfahren, was die Ursache dieser Stumpfheit oder unnatürlichen Unempfindlichkeit in diesen Christen sein kann.“

Prokulus entgegnete mit einem spöttischen Blick: „Calpurnius hier kann es uns ohne Zweifel sagen, denn er ist ein Philosoph, und ich hörte, er könnte eine Stunde lang über jedes Thema deklamieren, von den Alpen bis zu einem Ameisenhaufen.“

Calpurnius, so herausgefordert und höchlich geschmeichelt, öffnete feierlich den Mund: „Die Christen," sprach er, „sind eine fremde Sekte, deren Stifter vor vielen Jahren in Chaldäa lebte. Zur Zeit Vespasians wurden seine Lehren von zwei Brüdern, Namens Peter und Paul, nach Rom gebracht. Einige behaupten, daß dies dieselben Zwillingsbrüder sind, welche die Juden Moses und Aaron nennen, von denen der letztere sein Erstgeburtsrecht an seinen Bruder um ein Zicklein verkaufte, aus dessen Fell er sich chirotecae*) zu machen wünschte. Allein diese Identität nehme ich nicht an, da in den mystischen Büchern der Juden erwähnt ist, daß der zweite dieser Brüder, als er sah, daß das Opfer des anderen eine bessere Aufnahme fand, als sein eigenes, denselben auf ein Feld lockte und erschlug, wie unser Romulus den Remus, aber mit einem Eselskinnbacken; deshalb wurde er von dem König Mardochäus von Makedonien an einem fünfzig Fuß hohen Galgen aufgehängt, auf das Anstiften seiner Schwester Judith. Wie ich schon sagte, kamen Peter und Paul nach Rom. Der erstere wurde als ein flüchtiger Sklave des Pontius Pilatus erkannt und auf seines Herrn Befehl auf dem Janikulum gekreuzigt. Ihre Anhänger, deren sie viele hatten, machten das Kreuz zu ihrem Symbol und beten es an, und sie halten es für die größte Ehre, Schläge und sogar den schimpflichsten Tod zu erdulden, als das beste Mittel, ihren Lehrern ähnlich zu werden und, wie sie sich einbilden, irgendwo an einen Ort zwischen den Wolken zu ihnen zu kommen."**)

Diese lichtvolle Erklärung über den Ursprung des Christentums wurde von allen mit Bewunderung angehört, zwei ausgenommen. Der junge Offizier richtete einen mitleidigen Blick auf Agnes, welcher zu sagen schien: „Soll ich der Gans antworten oder laut auflachen?" Allein sie legte lächelnd den

---

*) Handschuhe.

**) Lucian: De morte Peregrini.

Finger auf die Lippen und bat mit flehendem Blicke um Stillschweigen.

„Nun denn, das Ende von alledem ist," bemerkte Proculus, „daß die Thermen bald vollendet und wir ein prächtiges Fest dabei haben werden. Heißt es nicht, Fulvius, daß der göttliche Diokletian selbst zur Einweihung kommen will?"

„Es ist ganz gewiß, und so wird es hier glänzende Feste und herrliche Spiele geben. Aber wir werden nicht so lange zu warten brauchen; schon sind zu anderen Zwecken nach Numidien Befehle für eine Lieferung von Löwen und Leoparden abgegangen, die vor Winter da sein sollen." Dann sich plötzlich an seinen Nachbar wendend, sagte er, indem er einen durchdringenden Blick auf denselben heftete: „Ein tapferer Soldat, wie Ihr, Sebastian, muß über die edlen Schauspiele im Amphitheater höchlich erfreut sein, besonders wenn sie gegen die Feinde der erhabenen Kaiser und des Staates gerichtet sind."

Der Offizier richtete sich auf seinem Ruhekissen auf, schaute den Frager mit majestätischem Blicke an und gab ruhig zur Antwort:

„Fulvius, ich würde den Namen, den Ihr mir gebt, nicht verdienen, könnte ich mit Vergnügen und mit kaltem Blut dem Kampfe zwischen einer wilden Bestie und einem hilflosen Kinde oder einem Weibe zuschauen; denn solcher Art sind die Schauspiele, die Ihr edel nennt. Nein, ich will mein Schwert willig gegen jeden Feind der Fürsten oder des Staates ziehen, aber ich würde es ebensogern gegen den Löwen oder Leoparden richten, der, wenn auch auf kaiserlichen Befehl, gegen die Unschuldigen und Schutzlosen losspringen wollte." Fulvius fuhr auf, aber Sebastian legte seine starke Hand auf seinen Arm und fuhr fort: „Höret mich vollends an. Ich bin nicht der erste Römer, noch der edelste, der so denkt. Erinnert Euch an die Worte Ciceros: Prächtig sind diese Spiele, daran ist kein Zweifel; aber was für ein Vergnügen kann es für einen gebildeten Mann sein, entweder einen schwachen Menschen von dem gewaltigsten Tier

zerrissen, oder ein herrliches Tier von einem Wurfspieß durchbohrt zu sehen?*) Ich schäme mich nicht, mit dem größten römischen Redner übereinzustimmen."

„Dann werden wir Euch nicht im Amphitheater sehen, Sebastian?" fragte Fulvius mit sanftem, aber höhnischen Tone.

„Wenn Ihr mich je dort sehet," erwiderte der Krieger, „so verlaßt Euch darauf, mich neben den Schutzlosen zu erblicken, nicht auf seiten der wilden Tiere, die sie vernichten wollen."

„Sebastian hat recht," rief Fabiola aus, indem sie in die Hände klatschte, „und ich schließe die Diskussion mit meinem Applaus. Ich habe Sebastian nie anders, als edel und hochherzig sprechen hören."

Fulvius biß sich auf die Lippe, und alles erhob sich zum Aufbruch.

Siebentes Kapitel.

Arm und reich.

Während des letzten Teiles dieser Unterhaltung hatte Fabius, der sich ganz still verhielt, über sein Gespräch mit Agnes nachgedacht. Wie ruhig hatte sie ihr Geheimnis bis jetzt bewahrt! Aber wer konnte der Begünstigte sein, der schon ihr Herz gewonnen? Er dachte an verschiedene, konnte aber nicht klar darüber werden. Das Geschenk des reichen Juwelenschmucks machte ihn besonders verlegen. Er kannte keinen jungen Römer von Adel, welcher einen solchen besitzen könnte, und da er fast täglich

---

*) „Magnificae, nemo negat; sed quae potest esse homini polito delectatio, quum aut homo imbecillus a valentissima bestia laniatur, aut praeclara bestia venabulo transverberatur?" Ep. ad Fam. lib. VII. ep. 1.

die großen Kaufläden besuchte, so hätte er es sicherlich gehört, wenn ein so kostspieliger Kauf abgeschlossen worden wäre. Plötzlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Fulvius, welcher täglich neue und prächtige Edelsteine zur Schau stellte, die aus der Fremde kamen, die einzige Person sein könnte, um solche Geschenke zu machen. Überdies bemerkte er manchmal gewisse verstohlene Blicke, die der hübsche Fremdling auf Agnes richtete, daß ihm kein Zweifel blieb, derselbe sei tief in sie verliebt, und wenn Agnes seine Bewunderung nicht zu bemerken schien, so lag dies natürlich in ihrem Plan. Einmal zu diesem wichtigen Schlusse gelangt, beschloß er die Wünsche der beiden zu fördern und seine Tochter eines Tages mit dem Resultat seines Scharfsinns zu überraschen.

Allein wir müssen nun die vornehmen Gäste verlassen und uns nach Syra umsehen. Als sie mit Euphrosyne zusammentraf, erschrak die gutmütige Amme über die grausame Wunde und brach in einen Ruf des Mitleids aus. Aber sogleich ahnend, daß Fabiola die Urheberin sei, schwankte sie zwischen zwei streitenden Gefühlen. „Armes Ding!" sprach sie, während sie die Wunde wusch und verband, „es ist ein fürchterlicher Schnitt! Was thatest Du, um ihn zu verdienen? Wie sehr muß es Dich geschmerzt haben, armes Mädchen! Aber wie böse mußt Du auch gewesen sein, um Dir eine solche Strafe zuzuziehen! Es ist eine grausame Wunde, aber von dem sanftesten Geschöpfe Dir zugefügt. Du mußt ganz erschöpft sein vom Blutverluste; da, nimm diesen stärkenden Trank; es ist kein Zweifel, sie sah sich genötigt, Dich tüchtig zu strafen."

„Allerdings," sagte Syra lächelnd, „es war ganz meine Schuld. Ich hatte keine Berechtigung, mit meiner Herrin zu disputieren."

„Disputieren mit ihr! Ihr guten Götter! Wer hörte je zuvor von einer Sklavin, die mit einer hochgebornen Herrin disputierte, und gar mit solch einer gelehrten! Calpurnius selber würde sich scheuen, mit ihr zu streiten. Kein Wunder, daß sie

so aufgeregt war und Dich, ohne es zu wissen, verletzte. Aber es darf nicht bekannt werden, daß Du so unrecht gehandelt hast. Hast Du keine Schärpe, keinen Schleier, den wir um den Arm winden könnten, wie zur Zierde? Alle anderen, ich weiß wohl, haben genug derartiger Dinge, die sie gekauft oder geschenkt bekommen haben. Laß uns einmal nachschauen."

Sie ging in die Schlafstube der Sklavinnen, die an ihr Zimmer stieß, öffnete Syras capsa oder Schachtel, und nachdem sie vergebens den unbedeutenden Inhalt derselben durchstöbert hatte, fand sie zu unterst ein viereckiges Tuch vom reichsten Stoffe, prächtig gestickt und sogar mit Perlen verziert. Syra errötete tief und bat inständig, ihr nicht zuzumuten, dies für ihren Stand ganz unpassende Kleidungsstück zu tragen, besonders da es ein lange und sorglich aufbewahrtes Andenken an bessere Tage sei. Allein Euphrosyne, eifrig bemüht, den Fehler ihrer Herrin zu verbergen, blieb unerbittlich, und die kostbare Schärpe wurde anmutig um den verwundeten Arm befestigt.

Nach dieser Operation ging Syra nach dem kleinen Sprechzimmer, der Pförtnerwohnung gegenüber, wo die höheren Sklaven den Besuch ihrer Freunde empfangen konnten. Sie hielt in der Hand ein Körbchen, mit einer Serviette bedeckt. Als sie in die Thüre trat, kam ihr jemand mit leichten Tritten entgegengesprungen. Es war ein Mädchen von ungefähr sechzehn oder siebzehn Jahren, in den ärmlichsten Anzug gekleidet, aber reinlich und nett, welches mit so freuderfülltem Gesicht die Arme um Syras Nacken schlang, daß ein Zuschauer schwerlich vermutet hätte, ihre erblindeten Augen haben sich niemals der Außenwelt geöffnet.

„Sitz' nieder, teure Cäcilia," sagte Syra im freundlichsten Tone und führte die Blinde auf einen Sitz; „heute habe ich einen herrlichen Schmaus für Dich, Du wirst köstlich speisen."

„Wie so? Ich denke, ich thue es alle Tage."

„Nein, denn heute hat meine Herrin mir in ihrer Güte ein köstliches Gericht von ihrer Tafel geschickt, das ich Dir hier bringe."

„Wie gütig von ihr! Doch wie viel gütiger noch von Dir, meine Schwester! Aber warum hast Du es nicht selbst genossen? Es war für Dich bestimmt, nicht für mich.“

„Weil, die Wahrheit zu sagen, es ein größerer Genuß für mich ist, wenn ich sehe, daß Du an etwas Freude hast, als wenn ich selbst es genieße.“

„Nein, teure Syra, nein; das darf nicht sein. Es war Gottes Wille, daß ich arm sein solle, und ich muß seinen Willen thun. Ich könnte ebensowenig daran denken, die Speise der Reichen zu essen, als ihre Kleidung zu tragen, so lange ich die der Armen erhalten kann. Ich teile gern mit Dir Dein pulmentum,*) von dem ich weiß, daß es mir aus christlicher Liebe von einer Armen gegeben wird, wie ich selbst eine bin. Ich verschaffe Dir das Verdienst des Almosengebens; Du giebst mir das tröstende Bewußtsein, daß ich vor Gott doch nur ein armes, blindes Ding bin. Ich denke, er liebt mich so mehr, als wenn ich mich an köstlichen Speisen labte. Ich wollte lieber mit Lazarus an der Thüre liegen, als mit dem Reichen an der Tafel sitzen.“

„Wie viel besser und weiser bist Du, als ich, mein gutes Kind! Es soll sein, wie Du wünschest. Ich will das Gericht meinen Mitsklavinnen geben, und Dir Dein gewöhnliches bescheidenes Mahl vorsetzen.“

„Dank, Dank! liebe Schwester; ich will Deine Rückkehr erwarten.“

Syra ging nach dem Zimmer der Sklavinnen und stellte die silberne Schüssel vor ihre neidischen Gefährtinnen hin. Da ihre Herrin ihnen dann und wann derartige Genüsse zu teil werden ließ, so überraschte es sie nicht sehr. Allein die arme Dienerin trug Bedenken, mit der reichen Schärpe um den Arm vor ihren Genossinnen zu erscheinen.

Sie nahm dieselbe deshalb vorher ab, ehe sie hineinging; um

---

*) Mehlsuppe.

aber Euphrosyne nicht zu mißfallen, legte sie dieselbe beim Herausgehen wieder an, so gut sie es mit einer Hand konnte. Sie war in dem Hofe und wollte gerade zu ihrer blinden Freundin zurück, als sie einen der vornehmen Gäste ihrer Herrin allein und mit mißmutigem Blicke der Thüre zuschreiten sah; sie versteckte sich hinter eine Säule, um einer möglichen und nicht ungewöhnlichen Roheit auszuweichen. Es war Fulvius, und nicht sobald warf sie einen Blick auf ihn, als sie wie an den Boden gewurzelt stehen blieb. Ihr Herz pochte gegen ihre Brust und bebte, als ob es aufhören wollte, zu schlagen; ihre Kniee schlugen aneinander, ein Schauer durchdrang ihren Leib, während ihr der Schweiß auf die Stirne trat. Ihre Augen, weit offen, waren bezaubert, wie die des Vogels vor der Schlange. Sie hob die Hand zur Brust empor, machte darauf das Zeichen des Lebens und der Zauber war gebrochen. Unbemerkt entfloh sie und hatte sich kaum geräuschlos hinter einen Vorhang gestellt, welcher die Treppe abschloß, als Fulvius mit gesenkten Augen jene Stelle betrat, wo sie zuvor gestanden hatte. Er fuhr einen Schritt zurück, wie erschreckt vor etwas, das vor ihm lag. Er zitterte heftig, aber plötzlich sich wieder sammelnd blickte er um sich und sah sich allein. Es ruhte kein Auge auf ihm — als eines, das er nicht beachtete, welches aber in seinem schlechten Herzen zu lesen verstand. Er starrte wieder auf den Gegenstand hin und bückte sich, ihn aufzuheben; aber er zog seine Hand mehr als einmal zurück. Endlich hörte er Fußtritte nahen; er erkannte den kriegerischen Schritt Sebastians, und hastig raffte er die reiche Schärpe vom Boden auf, die Syras Arme entfallen war. Er zitterte, als er sie zusammenfaltete, und da er Flecken frischen Blutes darauf fand, welches durch den Verband gedrungen war, taumelte er entsetzt der Thüre zu und eilte nach seiner Wohnung.

Bleich und wankend erreichte er sein Zimmer, die dienstfertigen Anerbietungen seiner Sklaven rauh zurückweisend; nur seinem vertrauten Diener winkte er, ihm zu folgen, und gab

ihm dann ein Zeichen, die Thüre zu verriegeln. Eine Lampe brannte hell auf dem Tische, auf welchen Fulvius schweigend die gestickte Schärpe warf, auf die Blutflecken deutend. Der finstere Mann sprach nichts; aber sein dunkles Gesicht erblaßte, während sein Herr leichenbleich aussah.

„Es ist dieselbe, ohne Zweifel," sagte endlich der Diener in seiner fremden Sprache; „aber sie ist bestimmt tot."

„Bist Du dessen ganz gewiß, Eurotas?" fragte der Herr mit dem durchdringendsten seiner Blicke.

„So sicher, als man von etwas sein kann, was man nicht selbst gesehen hat. Wo fandest Du dies, und woher kommt das Blut?"

„Ich will Dir alles morgen erzählen; ich fühle mich heute zu aufgeregt. Was diese Flecken betrifft, die feucht waren, als ich sie fand, so weiß ich nicht, woher sie kamen, wenn es nicht eine Mahnung der Rache ist, ja eine Rache selbst, so tief und grimmig, wie nur die Furien sie ersinnen konnten. Dies Blut ist jetzt nicht vergossen worden."

„Still, still! Dies ist keine Zeit für Träume oder Phantasien. Sah Dich jemand das Ding aufheben?"

„Niemand, ich bin dessen sicher."

„Dann sind wir sicher; besser in unserer Hand, als in einer anderen. Eine gute Nachtruhe wird uns besseren Rat geben."

„Wahr, Eurotas! aber schlaf' Du diese Nacht in meinem Zimmer."

Beide warfen sich nun auf ihre Kissen: Fulvius auf ein weiches Bett, Eurotas auf ein niederes, gewöhnliches Polster; von hier aus beobachtete er, auf seinen Ellbogen gestützt, lange mit finsterem Blick bei der Lampe Schein den unruhigen Schlummer des jungen Mannes, dessen ergebener Hüter und böser Genius er zugleich war. Fulvius warf sich hin und her und stöhnte in seinem Schlaf, und seine Träume waren schwer und düster. Zuerst sieht er vor sich eine schöne Stadt in fernem

Lande mit einem Flusse von krystallhellem Wasser, der hindurch fließt. Darauf liegt eine Galeere vor Anker mit einer Gestalt auf dem Verdecke, die ihm mit einer gestickten Schärpe ein Lebewohl zuwinkt. Die Scene wechselt: das Schiff ist mitten auf der See im Kampf mit einem wütenden Sturm, während auf der Spitze des Mastes dieselbe Schärpe ruhig sich entfaltet, wie eine Fahne, ohne vom Winde bewegt zu werden. Da wird das Schiff auf einen Felsen geschleudert und alles mit einem furchtbaren Schrei in die Tiefe begraben. Aber die Spitze des Mastes steht aufrecht über den Fluten mit ihrer ruhigen und glänzenden Flagge, bis mitten unter den Seevögeln, die ringsum laut aufschreien, eine Gestalt mit einer Fackel in der Hand auf schwarzen Schwingen herbeifliegt, die Schärpe von dem Flaggenstock nimmt und mit einem Blicke grimmigen Zornes entfaltet, indem sie auf ihrem Fluge vor dem Träumenden stillhält. Er liest darauf in feurigen Buchstaben geschrieben: Nemesis!*)

Doch es ist Zeit, zu unseren übrigen Bekannten in dem Hause des Fabius zurückzukehren.

Nachdem Syra die Thüre hinter Fulvius abgeschlossen hatte, schöpfte sie ein wenig Atem, um sich zu sammeln, sprach ein Gebet und kehrte zu ihrer blinden Freundin zurück. Diese hatte eben ihr frugales Mahl beendet und wartete geduldig auf die Rückkehr der Sklavin. Syra ging nun an ihr tägliches Geschäft der Barmherzigkeit und Gastfreundschaft; sie brachte Wasser, wusch der Blinden Hände und Füße, der christlichen Sitte gehorsam, kämmte und flocht ihr Haar, als ob das arme Geschöpf ihr eigenes Kind wäre. Und in der That, obgleich Syra nicht viel älter war als Cäcilia, war dennoch ihr Blick so zärtlich, als sie sich über ihre arme Freundin hinneigte, der Ton ihrer Stimme so sanft, ihr ganzes Benehmen so mütterlich, daß man hätte glauben können, sie sei eher eine Mutter, die ihrer Tochter

---

*) Rache.

wartet, als eine Sklavin, die ein Bettelkind bedient. Und dies Bettelkind sah auch so glücklich aus und plauderte so heiter, daß Syra darüber zuweilen ihre Beschäftigung vergaß.

In diesem Augenblicke erschien Agnes zu der verabredeten Zusammenkunft, und Fabiola bestand darauf, sie bis an die Thüre zu begleiten. Als aber Agnes den Vorhang sachte emporhob und einen Blick auf die Scene vor ihr warf, winkte sie Fabiola, hineinzuschauen, indem sie ihr mit der Hand Stillschweigen empfahl. Das blinde Mädchen saß den Eintretenden gegenüber und seine freiwillige Dienerin neben ihm, keinen Zeugen ahnend. Das Herz Fabiolas wurde gerührt; sie hatte sich nie gedacht, daß es etwas wie uneigennützige Liebe auf Erden zwischen Fremden geben könne; das Wort Charitas war in Griechenland und Rom ein unbekannter Name. Sie zog sich still zurück mit einer Thräne im Auge und sagte zu Agnes, indem sie Abschied nahm: „Ich muß mich entfernen; das Mädchen bewies mir diesen Nachmittag, daß eine Sklavin Geist haben kann; sie hat mir jetzt gezeigt, daß sie auch ein Herz hat. Ich war erstaunt, als Du vor einigen Stunden mich fragtest, ob ich eine Sklavin nicht liebe. Ich glaube jetzt, ich könnte fast Syra lieben, und bedauere es beinahe, daß ich einwilligte, mich von ihr zu trennen."

Während sie in den Hof zurückging, trat Agnes ins Zimmer und sagte lachend: „So, Cäcilia, endlich habe ich Dein Geheimnis entdeckt. Dies ist also die Freundin, deren Speisen, wie Du immer sagtest, so sehr besser seien als die meinen, daß Du nie in meinem Hause essen wolltest. Nun, wenn das Essen nicht besser ist, so gebe ich jedenfalls zu, daß die Wirtin besser ist."

„O, sprecht nicht so," antwortete das blinde Mädchen; „Ihr habt tausenderlei Gelegenheiten, Euere Mildthätigkeit zu üben, aber eine arme Sklavin kann es nur, wenn sie einen noch Ärmeren findet, der so hilflos ist, wie ich. Dieser Gedanke macht ihre Speise bei weitem zur schmackhaftesten."

„Ja, Du hast recht,“ sagte Agnes, „und es ist mir nicht unlieb, daß Du hier bist und Gelegenheit hast, die gute Neuigkeit zu hören, die ich Syra bringe. Es wird auch Dich glücklich machen. Fabiola hat mir gestattet, Deine Herrin zu werden, Syra, und Dich mit mir zu nehmen. Morgen sollst Du frei und mir eine teure Schwester sein.“

Cäcilia klatschte vor Freude in die Hände, und die Arme um Syras Nacken schlingend, rief sie aus: „Wie glücklich wirst Du nun sein, liebe Syra!“

Allein Syra war ganz verwirrt und erwiderte mit stockender Stimme: „Ach, gutes, liebes Fräulein! Ihr seid wirklich gütig gewesen, so sehr an meine geringe Person zu denken; aber verzeiht mir, wenn ich Euch inständig bitte, bleiben zu dürfen, wo ich bin; ich versichere Euch, ich bin ganz glücklich hier.“

„Aber warum wünschest Du zu bleiben?“ fragte Agnes.

„Weil,“ versetzte Syra, „es am vollkommensten ist, mit Gott in dem Stande zu bleiben, wozu wir berufen worden sind.*) Ich gestehe, es ist nicht der Stand, in welchem ich geboren wurde; ich bin durch andere dahin gebracht worden.“ Thränen unterbrachen sie einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Aber um so deutlicher ist es mir, daß es Gottes Wille war, ihm in diesem Stande zu dienen. Wie kann ich wünschen, denselben zu verlassen?“

„Nun denn,“ sagte Agnes noch eifriger, „wir können da leicht helfen, ich will Dich nicht frei machen, und Du sollst meine Leibeigene sein; das wird gerade auf das nämliche herauskommen.“

„Nein, nein!“ sagte Syra lächelnd, „das thut es nicht. Die Lehre unseres großen Apostels lautet: Ihr Diener, seid unterthan eueren Herren in aller Furcht, nicht nur den gütigen und

---

*) 1. Kor. 7, 24.

gelinden, sondern auch den schlimmen.*) Ich bin weit entfernt, zu sagen, daß meine Herrin zu diesen gehört, aber Ihr, edles Fräulein, seid zu gut und sanft für mich. Wo würde mein Kreuz sein, wenn ich bei Euch lebte? Ihr wißt nicht, wie stolz und eigenwillig ich von Natur bin, und ich könnte für mich selber nicht einstehen, wenn ich nicht einige Pein und Demütigung zu ertragen hätte."

Agnes war beinahe widerlegt, aber sie wünschte begieriger als je, einen solchen Schatz von Tugend zu besitzen, und sagte: „Ich sehe, Syra, daß keine Rücksicht auf Deinen eigenen Vorteil Dich bewegen kann, ich muß deshalb ein eigennütziges Mittel anwenden. Ich will Dich bei mir haben, um mich durch Deinen Rat und Dein Beispiel zu bessern. Nun, ein solches Gesuch wirst Du mir nicht abschlagen?"

„Eigennützig," erwiderte die Sklavin, „könnt Ihr nie sein, und deshalb appelliere ich von Euerem Verlangen an Euch selbst. Ihr kennt Fabiola und liebet sie. Was für eine edle Seele und welchen glänzenden Geist besitzt sie! Was für große Eigenschaften und hohe Vorzüge, wenn sie nur das Licht der Wahrheit wiederspiegelten! Und wie eifersüchtig bewacht sie in sich jene Perle aller Frauentugenden, deren Wert wir allein zu schätzen wissen! Welche wahrhaft große Christin würde sie sein!"

„Fahre fort! ums Himmels willen, teure Syra," rief Agnes voll Eifer aus, „und hoffest Du es?"

„Es ist mein Gebet Tag und Nacht, mein einziger Gedanke und mein einziges Ziel; es macht den Zweck meines Lebens aus. Ich will sie durch Geduld, durch Beharrlichkeit, ja sogar durch so ungewöhnliche Erörterungen, wie wir sie heute hatten, zu gewinnen suchen. Und wenn alles erschöpft ist, habe ich noch immer ein Mittel übrig."

„Welches ist das?" fragten Agnes und Cäcilia zugleich.

---

*) 1. Petr. 2, 14.

„Mein Leben für ihre Bekehrung zu geben. Ich weiß, daß eine arme Sklavin, wie ich, wenig Aussicht auf das Märtyrtum hat. Doch soll eine härtere Verfolgung herannahen und vielleicht wird diese auch geringe Opfer nicht verschmähen. Aber mag dem sein, wie es Gott gefällt, für ihre Seele habe ich mein Leben in seine Hand gelegt. Und ach, teuerstes, bestes Fräulein!“ rief sie aus, auf die Kniee niederfallend und Agnesens Hand mit Thränen benetzend, „stellet Euch nicht zwischen mich und meinen Preis.“

„Du hast gesiegt, Schwester Syra! o, nenne mich nie wieder Fräulein,“ sagte Agnes. „Bleibe in Deiner Stelle; eine so aufrichtige, edelmütige Tugend muß triumphieren. Sie ist zu erhaben für eine so niedere Sphäre, wie mein Haus.“

„Und ich für meinen Teil,“ fügte Cäcilia mit ernster Miene hinzu, „ich sage, daß sie diesen Abend etwas sehr Thörichtes gesagt und uns ein Märchen aufgebunden hat.“

„Was ist das, mein Schatz?“ fragte Syra lachend.

„Nun, Du sagtest, daß ich weiser und besser sei als Du, weil ich einen elenden Leckerbissen ausschlug, der meinem Gaumen einige Minuten geschmeichelt haben würde, während Du die Freiheit, Dein Glück, die unbehinderte Übung Deiner Religion aufgeopfert und Dich sogar erboten hast, Dein Leben hinzugeben für die Rettung derjenigen, die Deine Tyrannin und Quälerin ist. O pfui, wie konntest Du so etwas zu mir sagen!“

Der Diener erschien eben mit der Meldung, daß Agnes' Sänfte an der Thüre warte, und wer den zärtlichen Abschied der drei — der vornehmen jungen Römerin, der Sklavin und des Bettelkindes — gesehen hätte, würde mit Recht ausgerufen haben, wie man es oft vor alters hörte: „Siehe, wie diese Christen einander lieben!“

Achtes Kapitel.

Der Schluß des ersten Tages.

Wir verweilen ein wenig an der Thüre und sehen, wie Agnes in die Sänfte steigt, und lauschen der heiteren Unterhaltung zwischen ihr und Cäcilia: Agnes bittet diese, sie möchte sich doch von einem der Diener heimbegleiten lassen, da es schon dunkel geworden sei. Cäcilia macht sich darüber lustig, weil das Fräulein vergaß, daß ihr, der Blinden, Tag und Nacht ganz gleich seien und daß sie ebendeshalb als Führerin in den Irrgängen der Katakomben erwählt sei, die ihr so vertraut sind, wie die Straßen Roms, die sie zu jeder Stunde sicher durchwandelt. Wenn wir nun wieder in das Haus eintreten, um nach der Herrin zu sehen, so finden wir alles ganz in Aufregung. Sklaven mit Lampen und Fackeln rennen nach allen Seiten umher, nach etwas, das verloren gegangen, an jedem möglichen und unmöglichen Platze suchend. Euphrosyne besteht darauf, daß es gefunden werden müsse, bis endlich dennoch die Nachforschung entmutigt aufgegeben wird. Der Leser wird vermutlich schon erraten haben, um was es sich handelt.

Syra war gekommen, um ihre Wunde wieder verbinden zu lassen, und die Schärpe war nicht mehr da. Sie konnte keine Rechenschaft weiter davon geben, als daß sie dieselbe abgenommen und wieder angelegt habe, freilich nicht so gut, als Euphrosyne es gethan, und sie verschwieg auch den Grund nicht, denn sie verschmähte es, eine Lüge zu sagen. Wirklich hatte sie die Schärpe bis jetzt nicht vermißt. Die gutmütige alte Amme war sehr betrübt über den Verlust, welcher ihr für ein armes Sklavenmädchen sehr schwer deuchte, da sie diesen Gegenstand vermutlich zur Erkaufung ihrer Freiheit aufbewahrte. Auch

Syra war bekümmert, aber aus Gründen, welche sie der guten Haushälterin nicht hätte begreiflich machen können.

Euphrosyne hatte alle Diener verhört und manche sogar durchsucht, zu Syras großem Ärger, und dann eine allgemeine Streife durch jeden Winkel des Hauses angeordnet, wo Syra gewesen war. Wer hätte sich es einfallen lassen, einen vornehmen Gast des Hauses zu beargwöhnen, irgend einen Gegenstand an sich zu nehmen, mochte er nun von Wert sein oder nicht? Die alte Frau kam daher zu dem Schluß, daß die Schärpe durch Zauberei verschwunden sei, und hatte starken Verdacht auf die schwarze Sklavin Afra, welche, wie sie wußte, Syra nicht leiden konnte. Sie hielt die Mohrin für eine wahre Canidia,*) indem sie dieselbe nachts oft allein hinauslassen mußte, unter dem Vorwande, beim Vollmonde für ihre Schönheitsmittel Kräuter zu sammeln, wie wenn diese, zu einer anderen Zeit gepflückt, nicht dieselbe Kraft besäßen. Euphrosyne vermutete, Afra bereite auf ihren nächtlichen Ausflügen tödliche Gifte, in Wirklichkeit aber galten dieselben den abscheulichen Orgien des Fetischismus,**) denen sie mit anderen ihres Volkes beiwohnte, oder sie hatte Zusammenkünfte mit Leichtgläubigen, die sich bei ihr, als einer Zauberin, Rats erholten. Erst als Syra sich allein befand, erinnerte sie sich, indem sie über die Vorfälle des Tages nachdachte, daß Fulvius bei seinem Gange über den Hof gerade an der Stelle, wo sie gestanden war, innegehalten und darauf seine eiligen Schritte der Thüre zugelenkt hatte. Es war ihr nun auf einmal klar, daß sie dort ihr Tuch habe fallen lassen, und daß er es aufgehoben haben müsse. Daß er gleichgültig daran vorbeigegangen sei, hielt sie für unmöglich. Sie war deshalb überzeugt, daß er sich im Besitze desselben befinde. Sie versuchte über die möglichen Folgen dieses

---

*) Eine berüchtigte Zauberin zu Augustus' Zeiten.

**) Der Götzendienst im inneren Afrika.

schlimmen Zufalls Betrachtungen anzustellen, kam aber zu keinem befriedigenden Schlusse und stellte daher die Sache ganz Gott anheim, worauf sie die Ruhe aufsuchte, die ein gutes Gewissen ihr erquickend und süß machen mußte.

Fabiola zog sich beim Abschiede von Agnes in ihr Gemach zurück, und nachdem ihr die beiden anderen Sklavinnen und Euphrosyne die gewöhnlichen Dienste geleistet, entließ sie dieselben auf eine freundlichere Art, als je zuvor. Sobald sie sich entfernt hatten, wollte sie sich auf dem Ruhebette niederlegen, wo wir sie zuerst fanden, als sie zu ihrem Verdrusse das Stilett darauf liegen sah, womit sie Syra verwundet hatte. Sie öffnete ein Kästchen und warf es mit Abscheu hinein. Nie wieder machte sie von einer solchen Waffe Gebrauch.

Sie ergriff das Buch, worin sie zuletzt gelesen und welches sie sehr unterhalten hatte; allein es kam ihr jetzt sehr abgeschmackt und gehaltlos vor. Sie legte es wieder weg und ließ ihren Gedanken über die Eindrücke des heutigen Tages freien Lauf. Zuerst fiel ihr auf, was für ein wundervolles Kind ihre Base Agnes sei, wie uneigennützig, wie rein, wie einfach, wie verständig und sogar weise! Sie nahm sich vor, in allen Stücken ihre Beschützerin, ihre ältere Schwester zu sein. Sie hatte übrigens ebensogut, als ihr Vater, die häufigen Blicke bemerkt, die Fulvius auf sie richtete, nicht jene unverschämten Blicke, die sie oft selbst mit Verachtung ertragen, sondern falsche, arglistige, die einen geheimen Plan, eine Hinterlist verrieten, deren Opfer Agnes werden könnte. Sie beurteilte Fulvius von ganz anderer Seite, als ihr Vater, und nahm sich vor, dem Fulvius jeden Zutritt zu Agnes abzuschneiden, wenigstens in ihrem Hause. Dabei machte sie sich Vorwürfe, ein so junges Mädchen in die sonderbare Gesellschaft gebracht zu haben, die sich an ihres Vaters Tafel zusammenzufinden pflegte, besonders da sie nun fand, daß ihre Gründe dazu entschieden selbstsüchtig gewesen waren. — Beinahe zur selben Zeit war Fulvius, indem er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte, zu dem Entschlusse ge-

kommen, womöglich nie wieder einen Fuß in das Haus des Fabius zu setzen und jeder Einladung hierzu auszuweichen.

Fabiola hatte seinen Charakter richtig beurteilt; sie hatte mit ihrem durchdringenden Auge sein affektiertes Wesen, die Arglist seiner Blicke bemerkt, und konnte nicht umhin, ihn mit dem offenen, ehrlichen Sebastian zu vergleichen. „Was für ein edler junger Mann dieser Sebastian ist," sprach sie bei sich selbst; „wie verschieden von allen übrigen jungen Leuten, die hierher kommen! Nie entschlüpft ein thörichtes Wort seinen Lippen, nie kommt ein hinterlistiger Blick aus seinem hellen, heiteren Auge. Wie enthaltsam als ein echter Krieger ist er an der Tafel, wie bescheiden als ein vollkommener Held gegenüber seiner eigenen Tapferkeit und seinen kühnen Thaten im Kriege, wovon andere so viel reden! O, wenn nur er das gegen mich fühlte, was andere heucheln" — sie sprach nicht aus, aber eine tiefe Wehmut schien ihre ganze Seele zu erfüllen.

Dann kam ihr das Gespräch mit Syra und alles, was daraus folgte, wieder in den Sinn; es war ihr peinlich, aber sie mußte dabei verweilen, und sie fühlte, als ob dieser Tag in ihrem Leben entscheidend sein müßte. Ihr Stolz war von einer Sklavin gedemütigt worden und ihr Herz besänftigt, sie wußte nicht wie. Wären ihre Augen in dieser Stunde geöffnet gewesen, und hätte sie den Blick hinauf richten können über diese Welt, sie würde ein feines Wölkchen erblickt haben, wie Weihrauch, aber in ein prächtiges Rot getaucht, das aus dem Gemache einer knieenden Sklavin sich erhob (Gebet und freiwilliges Opfer des Lebens stieg zugleich empor), und als es den krystallenen Schemel eines Gnadenstuhles im Himmel berührte, als Tau der süßesten Gnade auf ihr dürres Herz herabfiel.

Sie konnte dies freilich nicht sehen, und doch war es so. Endlich ermüdet, suchte sie Ruhe; aber sie hatte einen schweren Traum. Sie sah einen glänzenden Ort, wie in einem köstlichen Garten, tageshell, aber sanft und mild erleuchtet von einem Lichte, während alles ringsum in tiefer Finsternis lag. Schöne

Blumen bedeckten den Rasen, Pflanzen mit den reichsten Blüten wuchsen in Kränzen von Baum zu Baum, auf welchen goldene Früchte glühten; in der Mitte dieses Raumes sah sie das arme blinde Mädchen, mit dem Ausdrucke des Glückes auf ihrem heiteren Angesichte, auf dem Boden sitzen, während auf der einen Seite Agnes mit ihren Taubenaugen und auf der anderen Syra mit ihrem stillen, geduldigen Lächeln sich über sie neigten und sie liebkosten. Fabiola fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, bei ihnen zu sein; es schien ihr, als wären sie im Genusse eines Glückes, das sie nie gekannt hatte, und es deuchte ihr sogar, als winkten sie ihr, zu ihnen zu kommen. Sie eilte in dieser Absicht vorwärts; da fand sie zu ihrem Schrecken eine weite, schwarze, tiefe Schlucht und unten brauste ein wilder Strom. Allmählich erhoben sich die Wasser, bis sie den oberen Rand des Abgrundes erreichten, und hier, obwohl so tief, doch funkelnd und glänzend und höchst erfrischend dahinfloßen. O, hätte sie doch den Mut, sich hineinzustürzen in diesen Strom, durch welchen allein der Abgrund überschritten und das jenseitige Ufer erreicht werden konnte! Und doch winkten ihr jene drei und drängten sie, es zu versuchen. Doch als sie am Ufer stand, die Hände in Verzweiflung ringend, schien Calpurnius aus der dichten Finsternis aufzutauchen, einen dicken schweren Vorhang entfaltend, worauf alle Arten von häßlichen Ungeheuern, höchst seltsam ineinander verschlungen, eingewirkt waren. Und der dunkle Vorhang wurde immer größer und größer, bis er das schöne Bild ihrem Blicke verschloß. Sie fühlte sich untröstlich, da meinte sie einen hellglänzenden Genius (so nannte sie das Wesen) zu sehen, in dessen Zügen sie eine geistige Ähnlichkeit mit Sebastian zu gewahren glaubte und den sie, trauernd in der Entfernung stehend, bemerkt hatte. Nun nahte er ihr, und sie anlächelnd fächelte er Kühlung in ihr fieberglühendes Gesicht mit seinen goldenen und purpurnen Schwingen; da verlor sich das Traumbild und Fabiola sank in einen ruhigen, erfrischenden Schlummer.

Neuntes Kapitel.

Zusammenkünfte.

Unter allen römischen Hügeln ist der palatinische unstreitig derjenige, welcher sich auf jeder Seite am deutlichsten erkennen läßt. Augustus hatte dort seine Residenz aufgeschlagen, die nachfolgenden Kaiser waren seinem Beispiele gefolgt, verwandelten aber allmählich seine bescheidene Residenz in einen Palast, welcher den ganzen Hügel bedeckte. Nero, mit dem Umfange desselben noch nicht zufrieden, zerstörte die Nachbarschaft durch Feuer und dehnte dann die kaiserliche Residenz bis zum nahen Esquilinus aus, indem er den ganzen Flächenraum dazu nahm, der jetzt zwischen den beiden Hügeln von dem Koliseum ausgefüllt wird. Vespasian riß dies „goldene Haus" des Nero nieder, von dem noch die prächtigen Gewölbe mit ihren herrlichen Gemälden übrig sind, und baute das Amphitheater (das eben erwähnte Koliseum) und andere Gebäude aus dem Material der Trümmer. Der Eingang zu dem Palaste war bald nach dieser Zeit von der Via sacra oder dem heiligen Wege ganz nahe am Triumphbogen des Titus. Nachdem man durch eine Vorhalle gegangen, befand man sich in einem prächtigen Hofe, dessen Umrisse noch heute deutlich verfolgt werden können. Wendete man sich zur Linken, so kam man in ein ungeheueres Viereck, von Domitian angelegt und dem Adonis geweiht und mit Bäumen, Gesträuchen und Blumen bepflanzt. Immer die linke Seite einhaltend, gelangte man an eine Reihe Gemächer, von Alexander Severus zu Ehren seiner Mutter Mammäa erbaut, deren Namen sie trugen. Sie gewährten die Aussicht auf den cölischen Hügel und zwar gerade auf den Winkel desselben, welcher an den späteren Triumphbogen Konstantins und

an die Fontäne Meta Sudans*) anstößt. Hier hatte Sebastian als Tribun oder höherer Offizier der kaiserlichen Garde seine Wohnung. Sie bestand aus einigen Zimmern, höchst bescheiden möbliert, wie es einem Soldaten und Christen anstand. Sein Haushalt war auf ein paar Freigelassene und eine ehrwürdige Matrone beschränkt, die seine Amme gewesen war und ihn wie ihr Kind liebte. Es waren Christen, wie alle Leute in seiner Kohorte, teils waren sie bekehrt, teils schon als Christen eingetreten, worauf Sebastian bei der Rekrutierung sein Augenmerk richtete.

Es war einige Abende nach den im letzten Kapitel beschriebenen Auftritten, als Sebastian ein paar Stunden nach Anbruch der Dunkelheit die Treppen des eben beschriebenen Vorhofes hinanstieg in Begleitung eines anderen Jünglings, von dem wir bereits ausführlich gesprochen haben. Pankratius bewunderte und liebte Sebastian mit einer solchen Neigung, wie ein junger, feuriger Offizier sie zu einem älteren, tapferen Krieger fühlen mag, der ihn seiner Freundschaft würdigt. Aber nicht als zu einem Soldaten des Cäsar, sondern als zu einem Helden Christi blickte der Knabe zu dem jungen Tribunen auf, dessen Großmut, Edelsinn und Tapferkeit mit einem so sanften, einfachen Betragen und solcher Klugheit und Bedächtigkeit verbunden war, daß jedermann, der mit ihm verkehrte, sich zutraulich und ermutigt fühlte. Sebastian liebte Pankratius nicht weniger wegen seines aufrichtigen Eifers und der Unschuld und Reinheit seiner Seele. Allein er sah wohl die Gefahren, in welche sein jugendliches Ungestüm ihn stürzen könnten, und ermutigte ihn, sich fest an ihn zu halten, damit er ihn leiten und manchmal vielleicht zügeln könnte.

---

*) „Die schwitzende Säule". Es war ein Obelisk aus Ziegelstein (der noch steht), mit Marmor bekleidet, aus dessen Spitze Wasser kam, welches an den Seiten des Obelisken wie ein gläserner Überzug hinabfloß in ein unten befindliches Becken.

Als sie in den Teil des Palastes traten, den Sebastians Kohorte bewachte, sagte er zu seinem Gefährten: „Jedesmal, wenn ich hier eintrete, fällt mir ein, was für eine bedeutsame Fügung der göttlichen Vorsehung es war, daß fast an der Pforte des Kaiserpalastes der Bogen aufgepflanzt wurde, welcher an den Untergang des ersten Feindes des Christentums und zugleich an die Erfüllung der größten Prophezeiung des Evangeliums erinnert — die Zerstörung Jerusalems durch die römische Macht.*) Ich kann nicht umhin zu glauben, daß ein anderer Bogen sich dereinst erheben wird zur Erinnerung an keinen geringeren Sieg über den zweiten Feind unserer Religion, über das heidnische Römerreich selbst."

„Wie, Du betrachtest den Sturz dieses gewaltigen Reiches als das Mittel, dem Christentume zum Siege zu verhelfen?"

„Gott behüte! Ich wollte den letzten Tropfen meines Blutes vergießen, wie ich mein erstes vergoß, um es aufrecht zu halten. Und verlaß Dich darauf, wenn das Reich bekehrt wird, so wird es nicht auf so langsamem Wege geschehen, wie jetzt, sondern durch Mittel, so übermenschlich, so göttlich, wie wir nie in unseren kühnsten Hoffnungen es erwarten werden. Alles wird ausrufen: Dies ist das Werk des Allerhöchsten!"

„Ohne Zweifel; aber Dein Gedanke an einen christlichen Triumphbogen setzt ein irdisches Werkzeug voraus; wo glaubst Du, daß dies zu finden sei?"

„Nun, Pankratius, meine Gedanken, ich gestehe es, sind auf ein Mitglied aus der Familie der Augusti gerichtet, das einen Keim besserer Gesinnungen blicken läßt: ich meine Konstantius Chlorus."

„Aber, Sebastian, wie viele unserer gelehrten und wackeren Männer sagen, daß dergleichen Hoffnungen unter der Regierung

---

*) Der Triumphbogen des Titus, welcher zum Andenken an den Sieg über die Juden errichtet wurde, und auf welchem die aus dem Tempel geraubten Gegenstände abgebildet sind.

des Alexander, Gordian oder Aurelian ebenfalls genährt wurden, und doch allemal fehlschlugen. Warum, fragen sie, sollten wir jetzt ein besseres Resultat erwarten?"

„Ich weiß das nur zu wohl, mein teurer Pankratius, und habe diese trostlosen Ansichten oft bitter beklagt, die unsere Thatkraft hemmen, jene falsche Vorstellung, daß die Rache immerwährend und die Gnade nur vorübergehend sei, und daß das Blut des Märtyrers und das Gebet der Jungfrau keine Macht haben sollten, die Zeiten der Heimsuchung abzukürzen und die Stunden der Gnade zu beschleunigen."

Mittlerweile hatten beide Sebastians Wohnung erreicht, deren Hauptzimmer erleuchtet und offenbar für eine Gesellschaft hergerichtet war. Der Thüre gegenüber führte ein bis auf den Boden reichendes, offenstehendes Fenster auf eine Terrasse, welche an der Seite des Gebäudes hinlief. Die Nacht blickte so freundlich herein, daß sie beide unwillkürlich ihre Schritte nach der Terrasse richteten. Ein herrlicher Anblick bot sich ihnen dar. Der Mond stand hoch am Himmel und schwamm darin, wie wir es nur in Italien erblicken; eine runde, volle Kugel, nicht eine platte Scheibe, tauchte er alles ringsum in seine strahlende Atmosphäre. Er verdunkelte zwar die Sterne neben sich, aber sie schienen sich in um so dichteren und glänzenderen Gruppen nach den fernen Winkeln des azurblauen Firmamentes hingezogen zu haben. Es war gerade so ein Abend, wie ihn viele Jahre später Monika und Augustin zu Ostia von einem Fenster aus genossen, während sie von himmlischen Dingen sprachen.

Alles war schön und großartig. Das Coliseum oder das Amphitheater des Flavius erhob sich auf der einen Seite in seiner ganzen Größe, und das sanfte Murmeln der Fontäne, deren Wasser in einer silbernen Säule glitzerte, wie die Meereswoge, die einen abschüssigen Felsen hinabgleitet, drang schmeichelnd an das Ohr. Auf der anderen Seite das erhabene Septizonium des Severus, turmhoch auf dem cölischen Hügel ragend, und die prachtvollen Bäder Caracallas, die von ihren marmornen Wänden

und stattlichen Pfeilern die Strahlen des herbstlichen Mondes wiederspiegelten. Aber alle diese ungeheueren Denkmäler irdischer Herrlichkeit erhoben sich unbemerkt vor den beiden christlichen Jünglingen, wie sie stillschweigend dastanden, der ältere seinen rechten Arm um seines jugendlichen Begleiters Nacken geschlungen. Nach einer langen Pause nahm er den Faden seiner letzten Rede wieder auf und sagte in sanfterem Tone: „Ich wollte Dir, als wir heraustraten, gerade die Stelle zu unseren Füßen zeigen, wo ich mir oft den künftigen Triumphbogen denke, von welchem ich vorhin sprach.*) Aber wer kann an so armselige irdische Dinge denken angesichts des herrlichen Gewölbes über uns, so glanzhell erleuchtet, als ob es unser Aug' und Herz absichtlich aufwärts ziehen wollte?"

„Allerdings, Sebastian; und ich habe manchmal gedacht, wenn die untere Seite dieses Firmamentes, zu dem das Auge des erbärmlichen und sündenvollen Menschen hinaufblicken darf, in solcher Schönheit glänzt, was muß erst die obere Seite sein, auf welche das Auge der unendlichen Herrlichkeit herabzublicken sich würdigt! Ich stelle mir sie wie einen reichgestickten Schleier vor, durch dessen Gewebe einige Punkte goldenen Fadens durchgehen, und diese allein erreicht unser Blick. Wie überherrlich muß jene obere Seite sein, auf welcher die leuchtenden Füße der Engel und der vollendeten Gerechten wandeln!"

„Ein lieblicher Gedanke, Pankratius, und eben so wahr. Er läßt den Schleier zwischen uns hier Streitenden und der triumphierenden Kirche dort oben dünn und leicht durchdringlich erscheinen."

„Und verzeihe mir, Sebastian," sagte der Jüngling mit demselben Blicke auf seinen Freund, wie er einige Abende zuvor dem begeisterten Auge seiner Mutter begegnete, „verzeihe mir, wenn ich, während Du an einen künftigen Bogen zur Erinnerung

*) Der Triumphbogen Konstantins steht wirklich an dem Platze, auf welchen hier angespielt wird.

an den Triumph des Christentums denkst, den Bogen bereits in seiner Vollendung erblicke, durch welchen wir, so schwach wir sind, die Kirche schnell zum Triumphe und uns zur Seligkeit führen können."

„Wo, mein lieber Knabe, wo ist dieser Bogen?"

Pankratius deutete mit seiner Hand nach der linken Seite und sprach: „Dort, mein edler Sebastian; irgend einer von den offenen Bögen im Amphitheater des Flavius, welche zur Arena führen; nicht dichter, als die ausgespannte Leinwand, welche die Zuschauer beschattet, wölbt sich darüber der Schleier, wovon Du soeben sprachst. Aber horch!"

„Das war das Gebrüll eines Löwen vom cölischen Hügel her," rief Sebastian verwundert aus. „Es müssen wilde Tiere im vivarium*) des Amphitheaters angekommen sein; denn ich weiß, gestern waren noch keine da."

„Ja, horch!" fuhr Pankratius fort, die Unterbrechung nicht bemerkend, „dies sind die Trompetenstöße, die uns auffordern, dies die Musik, die uns zum Triumphe begleiten muß!"

Beide schwiegen eine Weile, bis Pankratius wieder fortfuhr: „Dies erinnert mich an etwas, worüber ich Deine Ansicht vernehmen möchte, mein treuer Ratgeber; werden Deine Gäste bald ankommen?"

„Nicht sogleich, sie werden nach und nach sich einstellen; bis dahin komm' in mein Zimmer, wo uns niemand stören wird."

Sie gingen nun die Terrasse entlang und betraten das letzte Gemach der Zimmerreihe. Es lag an der Ecke des Hügels, gerade der Fontäne gegenüber, und war nur von den Strahlen des Mondes erleuchtet, die hier durch das offene Fenster hereinströmten. Der Krieger stellte sich neben das letztere und Pankratius setzte sich auf das schmale Feldbett.

---

*) Der Ort, wo die wilden Tiere zu den Spielen untergebracht wurden.

„Was ist es für eine wichtige Angelegenheit," sagte der Offizier lächelnd, „über welche Du meine weise Meinung zu hören wünschest?"

„Eine Kleinigkeit allerdings," versetzte der Jüngling verschämt, „für einen tapferen, edlen Mann, wie Du, aber von Wichtigkeit für einen unerfahrenen, schwachen Knaben, wie ich."

„Etwas Gutes und Tugendhaftes ohne Zweifel; laß mich hören, und ich verspreche Dir jeden Beistand."

„Nun denn, Sebastian — nur halte mich nicht für einen Thoren," fuhr Pankratius zögernd und bei jedem Worte errötend fort; „Du weißt, ich habe eine Menge nutzloses Silbergeschirr zu Hause — lauter überflüssiger Plunder bei unserer einfachen Lebensweise, und meine teure Mutter bekümmert sich nichts um die altmodischen Schmucksachen, die eingeschlossen liegen und niemand zum Gebrauche dienen. Ich habe auch niemand, auf den ich all dies vererben könnte. Ich werde der letzte meines Stammes sein. Du hast mir oft gesagt, daß in solchem Falle die Witwen, die Waisen, die Hilflosen und Dürftigen eines Christen natürliche Erben sind. Warum sollten diese erst auf meinen Tod warten müssen, um in den Besitz dessen zu kommen, was ihnen gehört? Und wenn eine Verfolgung kommen soll, warum sich der Gefahr aussetzen, daß eine Konfiskation sich der Sachen bemächtigt, oder plündernde Liktoren sie stehlen zum Nachteile unserer rechtmäßigen Erben?"

„Pankratius," sagte Sebastian, „ich habe zugehört, ohne zu Deinem edlen Vorhaben eine Bemerkung zu machen. Du solltest das ganze Verdienst haben, es selbst zu äußern. Nun sage mir, was macht Dir dabei Bedenken?"

„Die Wahrheit zu sagen, ich fürchtete, es möchte für jemand meines Alters höchst anmaßend und ungebührlich erscheinen, ein Anerbieten zu machen, welches die Leute sicherlich für etwas Großes oder Edelmütiges halten würden, während ich Dich versichern kann, teurer Sebastian, daß es durchaus nichts solches ist, denn ich werde diese Dinge nicht im geringsten vermissen;

sie sind mir von gar keinem Werte, aber sie werden den Armen, besonders in künftigen harten Zeiten, gut thun."

„Natürlich stimmt Lucina damit überein?"

„O, deshalb brauchst Du nicht besorgt zu sein. Ich würde nicht ein Körnchen Goldstaub anrühren, ohne daß sie es wünschte. Warum ich aber Deinen Beistand verlange, dies hat vorzüglich darin seinen Grund: ich würde es nimmer ertragen können, wenn es bekannt würde, daß ich etwas unternahm, was man besonders an einem Knaben für außergewöhnlich halten könnte. Du verstehst mich? Daher bedarf ich Deiner, und bitte Dich, die Verteilung in einem neutralen Hause vornehmen zu lassen und den Leuten zu sagen, daß der Geber sehr des Gebetes der Gläubigen, besonders der Armen, benötigt sei und unbekannt zu bleiben wünsche."

„Ich will Dir mit Vergnügen dienen, mein guter und wahrhaft edler Knabe! Still! Hörtest Du nicht den Namen Fabiolas soeben aussprechen? Jetzt noch einmal, und mit einem Beiworte, das auf nichts Gutes deutet."

Pankratius näherte sich dem Fenster; zwei Stimmen besprachen sich miteinander, so dicht unter ihnen, daß das Karnies dazwischen hinderte, die Sprechenden zu sehen, offenbar ein Weib und ein Mann. Nach einigen Minuten traten sie in den Mondschein heraus, der fast Tageshelle verbreitete.

„Ich kenne die Mohrin," sagte Sebastian, „es ist Fabiolas schwarze Sklavin Afra."

„Und der Mann," setzte Pankratius hinzu, „ist mein ehemaliger Mitschüler Corvinus."

Sie betrachteten es als ihre Pflicht, womöglich den Faden des Komplottes, um welches es sich hier zu handeln schien, zu erlangen; da aber die Sprechenden auf- und abgingen, so konnten sie nur dann und wann einen abgebrochenen Satz auffangen. Wir wollen uns jedoch nicht auf diese Fragmente beschränken, sondern den Dialog ganz geben. Nur zuerst ein Wort über die Sprechenden.

Von der Sklavin wissen wir vorderhand genug. Corvinus war, wie wir schon bemerkten, der Sohn des Tertullus, ursprünglich Präfekt des Prätoriums. Dies Amt, in der Republik unbekannt und eine Schöpfung des Kaiserreichs, hatte seit der Regierung des Tiberius nach und nach fast die ganze Civil- und Militärgewalt in sich aufgenommen, und wer es bekleidete, versah oft die Obliegenheiten des höchsten Kriminalrichters in Rom. Es erforderte keine geringe Nervenstärke, diesen Posten zur Zufriedenheit despotischer und schonungsloser Herrscher auszufüllen. Den ganzen Tag in einem Gerichtshofe zu sitzen, von scheußlichen Marterwerkzeugen umgeben, ungerührt von den Seufzern oder dem Wehegeschrei der unglücklichen Greise, Jünglinge oder Frauen, an welchen sie versucht wurden; ein kaltes Verhör mit einem auf der Folterbank Ausgestreckten und im Todeskampfe Zitternden vorzunehmen, während das letzte Urteil, zu Tode gepeitscht zu werden, an einem anderen vollzogen wurde; nach solchen Auftritten ruhig zu schlafen und am nächsten Morgen aufzustehen, um wieder das Gleiche zu erleben, war keine Beschäftigung, wonach jedes Mitglied des Gerichtshofes lüstern schien. Tertullus war zu diesem Amte aus Sicilien berufen worden, nicht weil er grausam, sondern ein kaltblütiger Mann war, unempfänglich für Mitleid oder Parteilichkeit. Sein Tribunal war Corvinus' erste Schule gewesen. Schon als kleiner Knabe konnte er stundenlang zu seines Vaters Füßen sitzen, höchlich erfreut über das grausame Schauspiel vor ihm, und enttäuscht, wenn jemand ungestraft davonkam. So wuchs er auf, roh und tierisch, und noch nicht zum Mannesalter gelangt, verriet sein aufgedunsenes, sommersprossiges Gesicht mit den trüben Augen, von denen eines halb geschlossen war, bereits einen ausschweifenden, sittenlosen Charakter. Ohne Sinn für irgend etwas Feineres und ohne Fähigkeit, etwas zu lernen, vereinigte er in sich einen gewissen Grad tierischen Mutes und körperlicher Kraft mit einem beträchtlichen Maße von niedriger Arglist. Er hatte nie ein edles Gefühl in sich empfunden und niemals eine schlechte Leidenschaft

bezähmt. Niemand hatte ihn je beleidigt, den er nicht haßte und rachgierig verfolgte. Zweien vor allen hatte er geschworen, nie zu verzeihen — dem Schulmeister, welcher ihn oft wegen seines Trotzes und seiner Faulheit gezüchtigt, und dem Schulkameraden, der ihn für seine rohe Beleidigung gesegnet hatte. Gerechtigkeit und Gnade, Gutes und Böses, das man ihm erwies, war ihm gleichmäßig verhaßt.

Tertullus hatte ihm kein Vermögen zu geben, und er schien wenig Talent zu besitzen, sich welches zu erwerben. Der Besitz eines solchen lag ihm aber vor allem am Herzen; denn Reichtum, als das Mittel, seine Lüste zu befriedigen, war ihm gleichbedeutend mit dem höchsten Glücke. Eine reiche Erbin oder vielmehr ihre Mitgift schien der einfachste Weg zu diesem Ziele. Zu linkisch, scheu und dumm, um sich in der Gesellschaft geltend zu machen, dachte er an andere Mittel, die seinem Charakter mehr entsprachen, um seine ehrgeizigen und habsüchtigen Wünsche zu erreichen. Welcher Art diese Mittel waren, wird seine Unterhaltung mit der schwarzen Sklavin am besten zeigen.

„Ich bin nun schon zum vierten Male zu dieser ungewöhnlichen Stunde an der Meta Sudans mit Dir zusammengekommen. Was giebt es Neues für mich?"

„Nichts, als daß meine Herrin übermorgen nach ihrer Villa bei Cajeta*) abreist, und natürlich gehe ich mit ihr. Ich werde mehr Geld brauchen, um meine Unternehmungen zu Deinen Gunsten zu fördern."

„Noch mehr? Du hast alles erhalten, was ich seit Monaten von meinem Vater empfing."

„Ei, weißt Du, was Fabiola ist?"

„Ja, gewiß, die reichste Partie in Rom."

„Die hochmütige und kaltherzige Fabiola ist nicht so leicht zu gewinnen."

---

*) Gaëta.

„Aber Du versprachst mir doch, daß Deine Zauber und Tränke mir ihre Einwilligung oder wenigstens ihr Vermögen sichern würden. Was für Auslagen können denn diese Dinge verursachen?"

„Sehr große; die kostbarsten Ingredienzien sind erforderlich und müssen bezahlt werden. Und glaubst Du, ich werde zu solcher Stunde ausgehen, mitten unter die Gräber der appischen Straße, um meine Kräuter zu sammeln, ohne mich gehörig dafür belohnen zu lassen? Aber wie gedenkst Du meine Bemühungen zu unterstützen, ihren Erfolg zu beschleunigen?"

„Wie kann ich das? Du weißt, ich bin von Natur nicht mit Vorzügen ausgestattet, um die Neigung irgend einer Person zu erwecken; ich möchte mich lieber auf die Macht Deiner schwarzen Kunst verlassen."

„Dann laß mich Dir einen guten Rat geben; wenn Du keine Anmut oder keine sonstige Gabe besitzest, wodurch Du Fabiolas Herz —"

„Fabiolas Vermögen meinst Du?"

„Beides kann nicht voneinander getrennt werden; verlaß Dich darauf, es giebt etwas, was Du mitbringen kannst, und was unwiderstehlich ist."

„Was ist das?"

„Gold."

„Und wie soll ich es bekommen? Geld ist ja gerade das, was ich suche."

Die schwarze Sklavin lächelte boshaft und sagte: „Ei, kannst Du es nicht erhalten wie Fulvius?"

„Wie bekommt er es?"

„Durch Blut."

„Wie weißt Du das?"

„Ich habe mit seinem Begleiter Bekanntschaft gemacht, welcher, wenn seine Haut auch nicht so schwarz ist, als die meinige, doch diesen Mangel in seinem Herzen vollkommen ersetzt. Seine Sprache und die meinige sind hinlänglich miteinander verwandt,

daß wir uns verstehen können. Er hat manche Fragen an mich gerichtet wegen Giften, und gab vor, er wolle meine Freiheit erkaufen und mich als sein Weib mit nach Hause nehmen; aber ich glaube etwas Besseres, als dies, in Aussicht zu haben. Doch gleichviel, ich brachte alles aus ihm heraus, was ich wünschte."

„Und was war dies?"

„Nun, daß Fulvius eine große Verschwörung gegen Diokletian entdeckt habe. Und nach dem Winke aus dem arglistigen Auge des Alten zu schließen, merkte ich, daß er sie zuerst ausgebrütet hat; auch ist er mit wichtigen Empfehlungen nach Rom geschickt, um hier in derselben Weise verwendet zu werden."

„Allein ich besitze keine Geschicklichkeit, weder eine Verschwörung zu machen, noch zu entdecken, obgleich ich Geschick haben könnte, dieselbe zu bestrafen."

„Ein Weg jedoch ist leicht."

„Was ist dies für einer?"

„In meinem Lande giebt es große Vögel, die Du vergebens mit dem flüchtigsten Rosse einzuholen versuchen würdest; aber wenn Du Dich ruhig nach ihnen umsiehst, so sind sie leicht zu finden, denn sie verstecken bloß ihre Köpfe."

„Wen verstehst Du unter diesen Vögeln?"

„Die Christen. Soll nicht bald eine Verfolgung gegen sie stattfinden?"

„Ja, und eine höchst strenge, wie nie zuvor."

„Dann folge meinem Rate. Bemühe Dich nicht, ihnen nachzujagen und am Ende nur gemeine Beute zu erhaschen; halte Deine Augen offen und schaue Dich nach einem oder zwei recht Fetten um, die sich halb zu verbergen suchen; packe sie fest, sichere Dir einen guten Anteil an ihren konfiscierten Gütern und komm' mit einer tüchtigen Hand voll Gold, um dafür zwei zu bekommen."

„Danke, danke, ich verstehe Dich. Du kannst also diese Christen nicht leiden?"

„Leiden? Ich hasse die ganze Rasse. Die Geister, die ich anbete, sind die Todfeinde schon ihres Namens.“ Und sie grinste furchtbar, teuflisch lächelnd, als sie fortfuhr: „Ich vermute, eine meiner Mitsklavinnen gehört auch dazu. O, wie verabscheue ich sie!“

„Was bringt Dich auf den Gedanken?“

„Erstens sagt sie um alles keine Lüge und bringt uns alle in schreckliche Verlegenheiten durch ihre abgeschmackte Wahrhaftigkeit.“

„Gut, was dann?“

„Dann bekümmert sie sich nichts um Geld oder Geschenke, und so verhindert sie, daß man es uns anbietet.“

„Noch besser!“

„Und überdies ist sie —“ das letzte, leise geflüsterte Wort erstarb im Ohre des Corvinus, welcher erwiderte: „Gut denn, ich bin heute vor dem Thore gewesen, um eine Karawane Deiner Landsleute zu treffen, aber Du überbietest sie alle.“

„Wirklich!“ rief Afra mit Entzücken aus, „wer sind sie?“

„Bloß Afrikaner,“*) versetzte Corvinus mit Lachen, „Löwen, Panther, Leoparden.“

„Elender, Du willst mich verhöhnen?“

„Komm', komm', sei zufrieden; sie wurden hergebracht, um Dich von Deinen verhaßten Christen zu befreien. Wir wollen uns als Freunde trennen. Hier ist Geld für Dich; aber laß es das letzte sein, und gieb mir Nachricht, wenn die Liebestränke zu wirken anfangen. Ich will Deinen Wink über das Christengut nicht vergessen, er ist ganz nach meinem Geschmacke.“

Als er den heiligen Weg hinabging, that sie, als wollte sie sich nach der carinae wenden, der Straße zwischen dem palatinischen und cölischen Hügel, dann kehrte sie um und murmelte,

*) Der damalige Name für die wilden Tiere dieses Weltteils, im Gegensatze zu den Bären und anderem Wild des Nordens.

ihm nachblickend: „Der Thor, er meint, ich werde mich um seinetwillen an eine Person von Fabiolas Charakter wagen!“

Sie folgte ihm von ferne, wandte sich aber dann, wie Sebastian zu seinem Erstaunen bemerkte, nach dem Vorhofe des Palastes. Er beschloß, Fabiola zu warnen; allein dies konnte vor ihrer Zurückkunft vom Lande nicht geschehen.

Zehntes Kapitel.

Andere Zusammenkünfte.

Als die beiden jungen Männer nach dem Zimmer zurückkehrten, durch welches sie die Wohnung betreten hatten, fanden sie die erwartete Gesellschaft versammelt. Ein frugales Mahl war auf den Tisch gestellt, eigentlich nur als Vorwand, einem Unberufenen gegenüber, der unvermutet hereinkommen könnte. Die Versammlung war groß und gemischt, Kleriker und Laien, Männer und Frauen. Der Zweck der Zusammenkunft bestand darin, geeignete Maßregeln zu verabreden, welche infolge eines unlängst im Palaste vorgekommenen Falles nötig erschienen. Dieser Vorgang war folgender.

Sebastian, welcher das unbegrenzte Vertrauen des Kaisers genoß, wandte seinen ganzen Einfluß auf, um den christlichen Glauben innerhalb des Palastes zu verbreiten. Zahlreiche Bekehrungen hatten allmählich stattgefunden, aber kurz vor dieser Zeit war eine Massenbekehrung vorgekommen, deren Einzelheiten in den echten Akten dieses glorreichen Märtyrers erwähnt sind. Kraft früherer Gesetze wurden viele Christen festgenommen und vor Gericht gezogen, was oft mit dem Tode endigte. Zwei Brüder, Markus und Marcellianus, waren ebenfalls angeklagt worden und erwarteten eben ihre Hinrichtung, als ihre Freunde, die sie besuchen durften, sie unter Thränen anflehten, durch Abfall

vom Christentume ihr Leben zu retten. Sie schienen zu wanken und versprachen, es zu überlegen. Sebastian hörte davon und eilte zu ihnen. Er war zu wohl bekannt, als daß man ihm den Einlaß verweigerte, und betrat ihr düsteres Gefängnis wie ein Engel des Lichtes. Es bestand aus einem festen Gemache in dem Hause der obrigkeitlichen Person, deren Obhut die Gefangenen anvertraut waren. Der Ort der Haft war gewöhnlich der Wahl dieses Beamten überlassen. Tranquillinus, der Vater der beiden Jünglinge, hatte einen Aufschub von dreißig Tagen für sie erhalten, um es zu versuchen, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern. Seine Bemühungen zu unterstützen, hatte Nikostratus, der Beamte, dieselben in seinem eigenen Hause in Gewahrsam genommen. Sebastians Schritt war demnach ein kühner und gefährlicher. Außer den zwei christlichen Gefangenen waren an dem Orte noch sechzehn heidnische untergebracht; es befanden sich daselbst die Eltern der beiden unglücklichen Jünglinge, welche sie liebkosten und beweinten und sie zum Abfall zu überreden suchten; ferner war der Kerkermeister Claudius anwesend und der Beamte Nikostratus mit seiner Frau Zoë, welche der mitleidige Wunsch hierher zog, die Jünglinge der drohenden Gefahr entrissen zu sehen. Konnte Sebastian hoffen, daß unter diesen vielen sich nicht einer befinden würde, welchen entweder Dienstbeflissenheit, oder Hoffnung auf Straferlaß, oder Haß gegen das Christentum antreiben könnte, ihn zu verraten, wenn er sich als Christ bekannte? Und wußte er nicht, daß ein solcher Verrat sein Tod war?

Er wußte es wohl, aber was kümmerte es ihn? Wenn auf diese Art drei Märtyrer, statt zwei, Gott dargebracht würden, um so besser; alles, was er fürchtete, war, es möchte keiner die Marterkrone erlangen. Das Zimmer diente als eine Bankett-halle, die untertags selten in Gebrauch war und daher sehr wenig Licht hatte; dieses drang nur, wie in dem Pantheon, durch eine Öffnung im Dache herein, und Sebastian, welcher von allen gesehen zu werden wünschte, stellte sich in den Strahl, der glänzend

von oben hereinbrach, aber das übrige Gemach fast ganz dunkel ließ. Das Licht spiegelte sich an dem Golde und den Juwelen seiner reichen Tribunenrüstung, und wenn er sich bewegte, schimmerte es in glänzenden Funken selbst in den dunkelsten Winkeln dieser Finsternis, während es lieblich auf seinem unbedeckten Haupte verweilte und seine edlen Züge zeigte, die durch ein Gefühl zärtlichen Kummers gesänftigt wurden, als er auf die beiden wankenden Bekenner Christi blickte. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er seinem Schmerze Luft machen konnte; endlich brach er in die bewegten Worte aus:

„Ehrwürdige Brüder, die ihr für Christus Zeugnis abgelegt, die ihr für Ihn eingekerkert seid, deren Glieder die Male der Ketten zeigen, um Seinetwillen getragen, die ihr für Ihn die Martern gekostet habet — ich sollte zu eueren Füßen niederfallen und mir euere Fürbitte erflehen, anstatt vor euch zu stehen, um euch zu ermahnen oder gar zu tadeln. Kann es wahr sein, was ich gehört habe, daß ihr, während die Engel für euere Kronen die letzten Blumen flechten, sie innehalten hießet und sogar daran dachtet, ihnen zu heißen, die Kränze zu zerpflücken und ihre Blüten in die Winde zu zerstreuen? Kann ich glauben, daß ihr, die ihr bereits den Fuß auf der Schwelle des Paradieses habet, daran denket, denselben zurückzuziehen, um aufs neue das Thal der Verbannung und der Zähren zu betreten?"

Die beiden Jünglinge senkten ihre Häupter und weinten in demütigem Bekenntnisse ihrer Schwäche. Sebastian fuhr fort: „Ihr könnet den Blick eines so armen Kriegers, wie ich bin, des geringsten Dieners Jesu Christi, nicht ertragen; wie wollet ihr dann erst den zornigen Blick des Herrn aushalten, den ihr im Begriffe stehet, vor den Menschen zu verleugnen (in eueren Herzen könnet ihr es nicht), an jenem schrecklichen Tage, wo Er auch euch vor seinen Engeln verleugnen wird? Anstatt männlich zu Ihm zu stehen und gleich guten und getreuen Dienern, wie ihr es morgen vielleicht hättet sein können, vor sein Angesicht zu treten, möchtet ihr lieber noch einige Jahre der Schande

fristen, verleugnet von der Kirche, von ihren Feinden verachtet, und was schlimmer ist, von einem nie sterbenden Wurme benagt und den nie schlafenden Gewissensbissen zur Beute!"

„Höre auf, o, habe Erbarmen! höre auf, junger Mann! wer immer Du sein magst," rief Tranquillinus, der Vater der Jünglinge, aus. „Sprich nicht so strenge zu meinen Söhnen; nur den Thränen ihrer Mutter und meinen Bitten begannen sie nachzugeben, nicht den Foltern, die sie standhaft aushielten. Warum sollten sie auch von ihren unglücklichen Eltern dem Kummer und Elende überlassen werden? Befiehlt euere Religion dies, und nennt ihr dies heilig?"

„Warte in Geduld, mein guter Alter," sagte Sebastian mit dem freundlichsten Blicke und Tone der Stimme, „und laß mich zuerst mit Deinen Söhnen sprechen. Sie wissen, was ich meine, was Du jetzt noch nicht begreifst, aber mit Gottes Gnade auch bald verstehen sollst. Euer Vater hat allerdings recht, wenn er sagt, daß ihr um seinet- und euerer Mutter willen geschwankt habet, ob ihr sie nicht Dem vorziehen sollet, welcher sprach: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert. Ihr könnt nicht hoffen, für diese euere betagten Eltern das ewige Leben zu erkaufen durch eueren eigenen Verlust desselben. Wollt ihr sie dadurch zu Christen machen, daß ihr das Christentum aufgebt? Wollt ihr sie zu Streitern des Kreuzes machen, indem ihr euch davon lossagt? Wollt ihr ihnen zeigen, daß seine Lehre kostbarer ist, als das Leben, indem ihr das Leben derselben vorziehet? Wollt ihr für sie nicht das sterbliche Leben des vergänglichen Leibes, sondern das ewige Leben der Seele erlangen, dann beeilet euch selbst, es zu erwerben; leget zu den Füßen eueres Erlösers die Kronen nieder, die ihr empfangen werdet, und bittet für das Heil euerer Eltern."

„Genug, genug, Sebastian, wir sind entschlossen," riefen beide Brüder zugleich aus.

„Claudius," sagte der eine, „lege mir die Ketten wieder an, die Du mir abgenommen hast."

„Nikostratus," setzte der andere hinzu, „gieb Befehl, daß das Todesurteil vollzogen werde." Doch weder Claudius noch Nikostratus rührten sich.

„Lebe wohl, lieber Vater! lebe wohl, teuerste Mutter!" riefen sie, abwechselnd ihre Eltern umarmend.

„Nein," versetzte der Vater, „wir trennen uns nimmer. Nikostratus, geh', und sag' dem Chromatius, daß ich von diesem Augenblicke an Christ bin, wie meine Söhne; ich will mit ihnen für eine Religion sterben, die aus Knaben solche Helden machen kann." „Und ich," fügte die Mutter hinzu, „will von meinem Manne und von meinen Kindern nicht getrennt werden."

Die Scene, welche jetzt folgte, läßt sich nicht beschreiben. Alle waren tief bewegt, alle weinten. Auch die anderen Gefangenen wurden von solchen Gefühlen bewegt, und Sebastian sah sich von einer Gruppe Männer und Frauen umgeben, welche von der Gnade berührt, durch ihren Einfluß gesänftigt und durch ihre Macht überwunden waren; alles war jedoch verloren, wenn einer zurückblieb. Er sah die Gefahr, die er nicht für sich selbst, sondern für die Kirche fürchten mußte, wenn alles plötzlich entdeckt würde, die er für jene Seelen fürchten mußte, welche an der Grenze des Lebens schwebten. Einige hingen an seinem Arme, andere umfaßten seine Kniee, manche küßten seine Füße, als wäre er ein Geist des Friedens, wie Petrus einen im Gefängnisse zu Jerusalem erblickte.

Zwei allein hatten ihre Gedanken nicht ausgesprochen. Nikostratus war allerdings gerührt, aber keineswegs gewonnen. Seine Gefühle waren aufgeregt, allein seine Überzeugungen unerschüttert. Sein Weib Zoë kniete vor Sebastian mit flehendem Blicke und ausgestreckten Armen, aber sie konnte kein Wort sprechen.

„Komm', Sebastian," sagte der Archivar, denn diese Stelle bekleidete Nikostratus, „es ist für Dich Zeit, zu gehen. Ich kann nicht umhin, die Aufrichtigkeit des Glaubens und den

Edelmut des Herzens zu bewundern, welcher Dich so handeln läßt, wie Du gehandelt hast, und welcher diese jungen Männer in den Tod führt; aber meine Pflicht ist gebieterisch und steht über meinen persönlichen Gefühlen."

„Und glaubst Du nicht, gleich den übrigen?"

„Nein, Sebastian, ich gebe nicht so leicht nach; ich muß stärkere Beweise haben, als sogar Deine Tugend ist."

„O, sprich dann Du zu ihm," sagte Sebastian zu Zoë, „sprich, gläubiges Weib, sprich zum Herzen Deines Mannes; denn ich müßte mich wirklich täuschen, wenn diese Deine Blicke mir nicht sagen, daß wenigstens Du glaubest."

Zoë bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Du hast sie empfindlich verletzt, Sebastian," sagte ihr Gemahl; „weißt Du nicht, daß sie stumm ist?"

„Ich wußte es nicht, edler Nikostratus; denn als ich sie das letzte Mal in Asien sah, konnte sie sprechen."

„Vor sechs Jahren," erwiderte der andere mit bewegter Stimme, „wurde ihre sonst beredte Zunge gelähmt, und sie hat seitdem kein einziges Wort hervorgebracht."

Sebastian schwieg einen Augenblick stille, dann erhob er plötzlich seine Arme und streckte sie aus, wie die Christen im Gebete thaten, erhob seine Augen zum Himmel und brach dann in folgende Worte aus: „O Gott! Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Anfang dieses Werkes ist Dein, möge auch die Vollendung desselben Dir allein gehören. Zeige Deine Macht, denn es ist vonnöten; leihe sie einmal dem schwächsten und ärmsten Deiner Werkzeuge. Laß mich, obgleich höchst unwürdig, das Schwert Deines siegreichen Kreuzes so schwingen, daß die Geister der Finsternis davor fliehen und Dein Heil uns alle umfassen möge! Zoë, blicke noch einmal zu mir auf!"

Alle schwiegen stille, als Sebastian nach einem kurzen inneren Gebete mit seiner Rechten über ihren Mund das Zeichen des Kreuzes machte mit den Worten: „Zoë, sprich, glaubest Du?"

„Ich glaube an den Herrn Jesum Christum," erwiderte sie mit klarer, fester Stimme und fiel Sebastian zu Füßen.

Laut aufschreiend warf sich Nikostratus vor ihm auf die Kniee und badete Sebastians Hand mit seinen Thränen. Der Sieg war vollständig, alle waren gewonnen, und sogleich wurden Schritte gethan, eine Entdeckung zu verhindern. Der für die Gefangenen verantwortliche Beamte konnte sie unterbringen, wo er wollte, und Nikostratus brachte sie alle, nebst Tranquillinus und seiner Frau, in sein Haus, wo sie volle Freiheit genossen. Sebastian verlor keine Zeit, sie unter die Obhut des heiligen Priesters Polykarp an der Kirche von St. Pastor zu stellen. Es war ein so besonderer Fall, von seiner Geheimhaltung hing so viel ab, die Zeiten waren so drohend und alle neuen Aufreizungen der Heiden mußten so sehr vermieden werden, daß der Unterricht Tag und Nacht fortgesetzt und den Bekehrten die Taufe bald erteilt wurde.

Die neue kleine Christenherde wurde durch ein weiteres Wunder ermuntert und getröstet. Tranquillinus, welcher schwer an der Gicht litt, wurde durch die Taufe plötzlich und vollkommen wiederhergestellt. Chromatius war der Präfekt der Stadt, welchem Nikostratus für seine Gefangenen verantwortlich war, und ihm konnte das Ereignis nicht lange verborgen bleiben. Es konnte allen das Leben kosten, aber durch den Glauben gestärkt, waren sie zum Sterben bereit. Chromatius war ein Mann von geradem Charakter und mißbilligte die Christenverfolgungen; er hörte mit Interesse die Erzählung des Vorfalls an. Als er aber Tranquillinus' Heilung vernahm, machte dies auf ihn großen Eindruck. Er selbst litt an der nämlichen Krankheit furchtbare Qualen. „Wenn das," sagte er, „was ihr berichtet, wahr ist, und wenn ich an mir selbst die Erfahrung dieser heilenden Kraft machen kann, so werde ich einem solchen Beweise von der Wahrheit euerer Religion nicht widerstehen."

Man schickte nach Sebastian. Die Taufe zu vollziehen und ohne vorhergehenden Glauben ihre heilende Wirksamkeit zu erproben, würde Aberglaube gewesen sein. Sebastian schlug einen

anderen Weg ein, wie wir später berichten werden, und Chromatius wurde vollständig geheilt. Er empfing bald darauf die Taufe, der sich auch sein Sohn Tiburtius unterzog.

Es war natürlich für Chromatius unmöglich, in seinem Amte zu bleiben, und er legte demgemäß dasselbe in die Hand des Kaisers nieder. Tertullus, der Vater des hoffnungsvollen Corvinus und Präfekt des Prätoriums, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Daraus wird der Leser entnehmen, daß die soeben aus den Akten des heiligen Sebastian berichteten Ereignisse kurz vor dem Beginn unserer Erzählung sich zugetragen hatten; denn in einem früheren Kapitel nannten wir Corvinus' Vater bereits als Präfekt der Stadt.

Wir wollen nun wieder auf den Abend zurückkommen, wo Sebastian und Pankratius mit den meisten der oben angeführten Personen in dem Zimmer des Offiziers zusammentrafen. Viele von ihnen wohnten in dem Palaste oder in dessen Nähe, und außer ihnen waren noch gegenwärtig Castulus, welcher eine hohe Stelle am Hofe bekleidete,*) und sein Weib Irene. Schon früher waren einige Zusammenkünfte gehalten worden zur Besprechung eines Planes, um die Bekehrten eines vollständigeren Unterrichts teilhaftig werden zu lassen, und wie man gleichwohl so viele Personen der Beobachtung zu entziehen vermöge, deren veränderte Lebensweise und Zurücktritt vom Amte Befremden erregen oder eine Untersuchung veranlassen konnte. Sebastian hatte von dem Kaiser für Chromatius die Erlaubnis erlangt, sich auf ein Landhaus in Campanien zurückziehen zu dürfen, und es war ausgemacht worden, daß eine beträchtliche Anzahl der Neophyten dort zusammenkommen und, Eine Haushaltung bildend, religiösen Unterricht genießen und gemeinsam die Pflichten der Frömmigkeit üben sollte.

Die Jahreszeit war gekommen, wo jedermann aufs Land ging, und der Kaiser selbst stand im Begriffe, sich nach der Küste von Neapel zu begeben, und wollte dann eine Reise nach Süditalien

---

*) Es wird nicht erwähnt, was er eigentlich war.

machen. Es war deshalb ein günstiger Moment, den vorher verabredeten Plan auszuführen. In der That feierte der Papst, wie berichtet wird, an dem Sonntag, welcher auf diese Bekehrung folgte, die heiligen Mysterien in dem Hause des Nikostratus und schlug diese Entfernung aus der Stadt vor.

In der Versammlung bei Sebastian wurden nun alle Einzelheiten bestimmt; verschiedene Partien sollten im Laufe der folgenden Tage auf verschiedenen Wegen aufbrechen, eine direkt auf der appischen Straße, einige der latinischen entlang, andere um Tibur herum und auf einem Gebirgswege durch Arpinum, alle aber sollten in der Villa unweit von Kapua zusammentreffen. Während der ganzen Besprechung dieser umständlichen Anordnungen zeigte sich Torquatus, einer der durch Sebastians Besuch bekehrten ehemaligen Gefangenen, vorlaut und ungeduldig. Er fand an jedem Vorschlage etwas zu tadeln, schien mit der ihm vorgeschriebenen Reiseroute nicht zufrieden, sprach fast verächtlich von dieser Flucht vor der Gefahr, wie er es nannte, und rühmte sich für seinen Teil, als ein Christ bereit zu sein, morgen auf das Forum zu gehen, jeden Altar umzuwerfen und vor jedem Richter als Christ aufzutreten. Man bot alles auf, ihn zu beschwichtigen, und man fühlte, daß es höchst wichtig war, ihn mit den übrigen aufs Land zu nehmen. Er bestand jedoch darauf, seinen eigenen Weg zu gehen.

Nur ein Punkt blieb noch zur Entscheidung übrig: wer nämlich die kleine Kolonie anführen und leiten sollte. Hier erneuerte sich wieder ein edler Wettstreit der Liebe zwischen dem Priester Polykarp und Sebastian; jeder wünschte, in Rom zu bleiben und hier die erste Aussicht auf das Märtyrtum zu haben; aber ein von dem Papste anlangender Brief, der an seinen geliebten Sohn Polykarp, Priester an der Kirche von St. Pastor, gerichtet war, machte dem Streite schnell ein Ende. Er befahl ihm darin, die Bekehrten zu begleiten und Sebastian die schwierige Pflicht zu überlassen, die Bekenner zu ermutigen und die Christen in Rom zu beschützen. Dies hören und gehorchen war eins, und die Versammlung brach mit einem Gebete der Danksagung auf.

Nachdem Sebastian von seinen Freunden zärtlichen Abschied genommen hatte, bestand er darauf, Pankratius heimzubegleiten. Als sie im Begriffe standen, das Zimmer zu verlassen, bemerkte dieser: „Sebastian, dieser Torquatus will mir nicht recht gefallen; ich fürchte, er wird uns noch Mühe machen."

„Die Wahrheit zu sagen," antwortete der Krieger, „möchte ich auch, er wäre anders; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er ein Neophyte ist; mit der Zeit und mit Gottes Gnade wird er sich bessern."

Als sie den Vorhof des Palastes betraten, hörten sie ein wahres Babel von rauhen Stimmen, dazwischen rohes Gelächter und manchmal ein Geheul, das aus dem anstoßenden Hof kam worin die Quartiere der mauritanischen Bogenschützen waren. Ein Feuer schien in der Mitte desselben zu brennen, denn der Rauch und die Funken erhoben sich über die benachbarten Säulengänge.

Sebastian trat zu der Schildwache im Hof, über den sie eben gingen, und fragte: „Freund! was geht da unter unseren Nachbarn vor?"

„Die schwarze Sklavin," versetzte jener, „welche bei den Bogenschützen Priesterin ist und deren Anführer heiraten wird, wenn sie ihre Freiheit erkaufen kann, ist zu einer mitternächtlichen religiösen Feierlichkeit hergekommen, und dieser furchtbare Lärm findet jedesmal statt, so oft sie kommt."

„Wirklich?" sagte Pankratius, „und kannst Du mir sagen, was für eine Religion diese Afrikaner haben?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Soldat, „wenn es nicht vielleicht sogenannte Christen sind."

„Was bringt Dich auf diesen Gedanken?"

„Nun, ich habe gehört, daß die Christen bei Nacht zusammenkommen und abscheuliche Lieder singen und alle Arten von Verbrechen begehen; sie kochen und essen das Fleisch eines zu diesem Zwecke gemordeten Kindes*) — just was eben hier vorzugehen scheint."

---

*) Solche Vorstellungen vom christlichen Gottesdienste waren unter dem Volke allgemein verbreitet.

„Gute Nacht, Kamerad!“ grüßte Sebastian, und dann, als sie eben aus der Vorhalle traten, sagte er: „Ist es nicht sonderbar, Pankratius, daß wir, die wir uns bewußt sind, nur den Einen lebendigen Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, die wir so unendliche Sorgfalt anwenden, um uns von Sünde rein zu erhalten, und die wir lieber sterben, als ein unreines Wort aussprechen möchten, daß wir, sage ich, nach dreihundert Jahren noch von den Leuten mit den Anhängern des niedrigsten Aberglaubens verwechselt werden, und daß man unsere Religion gerade mit dem Götzendienst gleichstellt, den wir über alles verabscheuen? Wie lange noch, o Herr, wie lange?“

„So lange,“ sagte Pankratius, indem er auf den Stufen der Vorhalle stehen blieb und nach dem untergehenden Monde blickte, „so lange noch, als wir in diesem blassen Lichte wandeln und bis die Sonne der Gerechtigkeit über unser Land aufgeht in ihrer Schönheit und es mit ihrem Glanze erleuchtet. Sebastian, sag' mir, von wo aus Du die Sonne am liebsten aufgehen siehst?“

„Der lieblichste Sonnenaufgang, den ich je gesehen,“ erwiderte der Krieger, indem er auf seines Begleiters wunderliche Frage einging, „war von dem Gipfel des latialischen Berges*) neben dem Tempel Jupiters. Die Sonne kam hinter dem Berge hervor und warf dessen ungeheueren Schatten wie eine Pyramide über die Ebene und weit über die See hin; dann, als sie höher stieg, nahm derselbe ab und zog sich zurück; mit jedem Augenblick erfaßte das Licht einen neuen Gegenstand, zuerst die Galeeren und Boote auf dem Wasser, dann die Küste mit ihren brandenden Wogen, und nach und nach funkelte ein weißes Gebäude um das andere in dem frischen Lichte, bis zuletzt das majestätische Rom selbst mit seinen hohen Zinnen im Glanze des Tages strahlte. Es war wirklich ein wunderschöner Anblick, wie ihn die im Thale unten sich nicht hätten vorstellen können.“

---

*) Nun Monte Cavo, oberhalb Albano.

„Gerade, wie ich es erwartete, Sebastian," bemerkte Pankratius; „und so wird es sein, wenn jene glänzendere Sonne voll aufgeht über dies umnachtete Land. Wie schön wird dann der Anblick sein, wenn die Schatten sich zurückziehen und jeden Augenblick ein anderer der jetzt noch verborgenen Reize unseres heiligen Glaubens und Gottesdienstes ans Licht tritt, bis die Kaiserstadt selbst im glänzenden Lichte erscheint, ein heiliges Abbild der Stadt Gottes. Werden die, welche dies erleben, diese Schönheiten erkennen und nach ihrem Werte schätzen? Oder werden sie nur auf den engen Raum in ihrer Nähe schauen und die Hand vor das Auge halten, um es vor dem plötzlichen Glanze zu schützen? Ich weiß nicht, teurer Sebastian, aber ich hoffe, daß Du und ich dann auf dies große Schauspiel herabblicken werden von einem Orte, wo es allein recht gewürdigt werden kann, von einem Berge, höher als der Jupiters, sei es der albanische oder olympische, indem wir auf jenem heiligen Berge verweilen, wo das Lamm steht, von dessen Füßen Ströme des Lebens ausfließen."*)

Sie setzten ihren Gang stillschweigend durch die glänzend erleuchteten Straßen fort,**) und als sie Lucinas Haus erreicht und einander herzlich gute Nacht gesagt hatten, schien Pankratius einen Augenblick zu zögern und sprach dann: „Sebastian, Du sagtest diesen Abend etwas, was ich gerne erklärt haben möchte."

„Und was denn?"

„Als Du mit Polykarp strittest, wer nach Kampanien gehen oder in Rom zurückbleiben sollte, versprachest Du, wenn Du da bliebest. recht vorsichtig zu sein und Dich nicht unnötigen Gefahren auszusetzen: denn, fügtest Du hinzu, ein Vorhaben feßle Dich noch

*) „Vidi supra montem Agnum stantem, desub cujus pede fons vivus emanat." Officium des heiligen Klemens.

**) Ammian Marcellinus sagt uns, daß zur Zeit des Verfalls des Reiches die Straßen bei Nacht taghell erleuchtet waren. „Et haec confidenter agebat (Gallus) ubi pernoctantium luminum claritudo dierum solet imitari fulgorem." Lib. 14. c. 1.

an das Leben; aber wenn dieses erfüllt sei, so würdest Du es schwer finden, Dein sehnendes Verlangen zu zügeln, für Christum Dein Leben zu geben."

„Und warum, Pankratius, wünschest Du so sehr, diesen thörichten Gedanken von mir zu wissen?"

„Weil ich, ich muß es gestehen, wirklich begierig bin, zu erfahren, was dies für ein Gegenstand sein kann, der mächtig genug ist, in Dir die Sehnsucht nach dem zu zügeln, was Du, wie ich weiß, für das höchste Ziel eines Christen hältst."

„Es thut mir leid, mein lieber Knabe, daß ich es Dir jetzt nicht zu sagen vermag; aber Du sollst es einmal erfahren."

„Versprichst Du es mir?"

„Ja, feierlich. Gott segne Dich!"

Elftes Kapitel.

Ein Gespräch mit dem Leser.

Wir wollen die Ferien benützen, welche Rom eben genießt, indem es seine Einwohner auf die benachbarten Hügel entsendet, oder nach dem ganzen Strich der Seeküste von Genua bis Pästum, um sich zu Wasser und zu Land zu vergnügen, und wollen unserem Leser einiges mitteilen, was geeignet sein möchte, auf das bereits Erzählte ein Licht zu werfen und ihn für das folgende vorzubereiten.

Die sehr gedrängte Form, in welcher die erste Geschichte der Kirche im allgemeinen gelehrt wird, und die unchronologische Anordnung in den Biographien der Heiligen, wie wir sie gewöhnlich lesen, kann uns leicht zu einer irrigen Ansicht von dem Zustande unserer ersten christlichen Vorfahren führen und zwar in doppelter Hinsicht.

Wir können auf den Gedanken kommen, daß in den ersten drei Jahrhunderten die Kirche unausgesetzt unter wirklichen Verfolgungen litt; daß die Gläubigen unter Furcht und Zittern anbeteten und fast immer in den Katakomben lebten; daß die Religion bloß ihr Dasein fristete und fast keine Gelegenheit hatte, sich nach außen zu entwickeln oder im Innern sich zu organisieren, ohne allen äußeren Glanz, kurz, daß es eine Periode des Kampfes und der Trübsal war, ohne eine Zwischenzeit des Friedens oder Trostes. Auf der anderen Seite könnten wir glauben, daß diese drei Jahrhunderte durch zehn verschiedene Verfolgungen in Epochen abgeteilt wurden, teils von längerer, teils von kürzerer Dauer, die aber voneinander durch vollkommen ruhige Zeiten scharf getrennt waren. Diese beiden Ansichten sind irrig, und wir wollen den wirklichen Zustand der christlichen Kirche unter den verschiedenen Umständen dieses höchst wichtigen Teiles ihrer Geschichte genauer schildern.

Nachdem einmal die Verfolgung gegen die Kirche losgebrochen war, hat sie nie ganz aufgehört, bis unter Konstantin die Kirche den Frieden erlangte. Ein Verfolgungsedikt, einmal von einem Kaiser erlassen, wurde selten zurückgenommen, und wiewohl die Strenge in der Ausführung nach der Thronbesteigung eines milderen Regenten allmählich nachlassen oder aufhören mochte, so wurde das Gesetz doch nie ganz zum toten Buchstaben, sondern blieb eine gefährliche Waffe in der Hand eines grausamen oder unduldsamen Gouverneurs einer Stadt oder Provinz. Daher finden wir in den Zeiten zwischen den größeren, durch ein neues Dekret angeordneten Verfolgungen viele Märtyrer, welche ihre Kronen entweder der Volkswut oder dem Hasse der Lokalbehörden gegen das Christentum verdankten. Daher lesen wir auch von einer schweren Verfolgung in einem Teile des Reichs, während andere Teile sich eines vollkommenen Friedens erfreuten.

Vielleicht werden einige Beispiele über die verschiedenen Phasen der Verfolgung die wirklichen Verhältnisse der ersten Kirche zum Staate besser beleuchten, als eine bloße Beschreibung,

und der bereits unterrichtete Leser möge diese Abschweifung überschlagen oder geduldig das ihm längst Bekannte wiederholen hören.

Trajan gehörte keineswegs zu den grausamen Kaisern, im Gegenteil, er war von Natur gerecht und milde. Allein obgleich er keine neuen Edikte gegen die Christen erließ, so verherrlichten doch viele edle Märtyrer, unter ihnen der heilige Ignatius, Bischof von Antiochia, zu Rom, und der heilige Simeon zu Jerusalem, ihren Herrn und Meister unter seiner Regierung. Als Plinius der Jüngere ihn fragte, wie er mit den Christen verfahren sollte, welche vor ihn als Statthalter von Bithynien gebracht werden möchten, gab ihm der Kaiser eine Verhaltungsmaßregel, welche seinem Gerechtigkeitssinne nicht gerade zur Ehre gereicht, nämlich, daß die Christen nicht aufgesucht, aber, wenn angeklagt, gestraft werden sollten. Hadrian, welcher kein Verfolgungsdekret erließ, gab auf eine ähnliche Frage des Prokonsuls von Asien, Serenius Granianus, eine gleiche Antwort. Auch erlitt unter ihm, und sogar auf seinen eigenen Befehl, die unerschrockene Symphorosa mit ihren sieben Söhnen zu Tibur oder Tivoli einen grausamen Martertod. Eine schöne Inschrift in den Katakomben erwähnt des Marius, eines jungen Offiziers, welcher unter diesem Kaiser sein Blut für Christum vergoß.*) In der That lehrt uns der heilige Justin, Märtyrer, der große Apologet des Christentums, daß er seine Bekehrung der Standhaftigkeit der Märtyrer unter diesem Kaiser verdankte. Ebenso hatten, noch ehe der Kaiser Septimius Severus seine Verfolgungsedikte veröffentlichte, viele Christen die Martern und den Tod erlitten, so zum Beispiel die berühmten Märtyrer von Scillita in Afrika und die heilige Perpetua und Felicitas mit ihren Genossinnen; die Akten dieses Martyrtums, welche das Tagebuch der erstgenannten zwanzigjährigen edlen Frau enthalten, das sie bis zum Vorabend ihres Todes selbst führte, sind eines der rührendsten und

---

*) Roma subterr. l. III. c. 22.

schönsten Dokumente, welche aus der alten Kirche auf uns gekommen sind.

Aus diesen historischen Thatsachen geht hervor, daß von Zeit zu Zeit wohl eine strengere und allgemeine Verfolgung des christlichen Namens durch das ganze Reich stattfand, daß dieselbe aber zuweilen auch ganz oder teilweise ruhte. Von einem Fall dieser Art sind uns höchst interessante Nachrichten aufbewahrt, die unseren Gegenstand berühren. Als die Verfolgung des Severus in einigen Gegenden nachgelassen hatte, begab es sich, daß Scapula, der Prokonsul von Afrika, dieselbe in seiner Provinz mit zügelloser Grausamkeit fortsetzte. Er hatte unter anderen den Mavilus von Adrumetum verurteilt, von den wilden Tieren zerrissen zu werden, als er von einer schweren Krankheit befallen wurde. Tertullian, der älteste lateinische Kirchenschriftsteller, richtete nun einen Brief an ihn, worin er ihn auffordert, diese Heimsuchung als eine Warnung hinzunehmen und seine Verbrechen zu bereuen; er erinnert ihn an viele Gerichte, welche grausame Verfolger der Christen in verschiedenen Teilen der Welt getroffen hätten. Doch so groß war die Nächstenliebe dieser frommen Christen, daß sie, wie Tertullian erwähnt, für ihres Feindes Wiederherstellung eifrig beteten!

Sodann fährt Tertullian in seiner Mahnung an den Prokonsul fort: Er könne seine Pflichten sehr wohl erfüllen, ohne Grausamkeiten zu üben, indem er handle wie andere Behörden vor ihm. Cincius Severus zum Beispiel legte den Angeklagten die Antworten in den Mund, die sie geben sollten, um frei zu werden. Vespronius Candidus entließ einen Christen auf den Grund hin, daß seine Verurteilung Volksaufstände hervorrufen würde. Asper, als er einen bei der Anwendung der gelinden Foltergrade zum Nachgeben bereit sah, wollte nicht weiter in ihn dringen, und drückte sein Bedauern aus, daß solch ein Fall vor ihn gebracht worden sei. Pudens erklärte beim Lesen einer Anklageakte den Rechtstitel für ungültig, weil derselbe verleumderisch sei, und brach das Verfahren ab.

Wir sehen daraus, wieviel von dem Charakter und vielleicht von den Anschauungen der Statthalter und Richter bei Ausführung kaiserlicher Verfolgungsedikte abhing; der heilige Ambrosius erzählt uns, daß manche Statthalter sich rühmten, aus ihren Provinzen ihr Schwert unbefleckt (incruentos enses) zurückgebracht zu haben.

Wir können daraus leicht abnehmen, wie zu einer Zeit eine heftige Verfolgung in Gallien oder Afrika oder in Asien wüten konnte, während der größte Teil der Kirche des Friedens genoß. Allein Rom war unstreitig der Ort, welcher den Ausbrüchen des feindseligen Geistes am meisten ausgesetzt war, so daß es in den ersten drei Jahrhunderten als das Privilegium der Päpste betrachtet werden durfte, ihre Lehre mit ihrem Blute zu besiegeln. Zum Papst erwählt werden, war gleichbedeutend mit der sicheren Aussicht auf die Krone der Märtyrer.

Zur Zeit unserer Erzählung genoß die Kirche vergleichsweise eine längere Periode des Friedens, was ihrer Entwicklung sehr förderlich war. Seit dem Tode Valerians im Jahre 268 hatte keine neue förmliche Verfolgung stattgefunden, obwohl die Zwischenzeit viele edle Märtyrer aufzuweisen hat. In solchen Perioden konnten die Christen ihr Religionssystem vollständig und sogar mit äußerem Glanze ausbilden. Die Stadt wurde in Distrikte oder Pfarreien geteilt, jede mit ihrem Titel oder ihrer Kirche, die von Priestern, Diakonen und unteren Dienern versehen wurde. Die Armen wurden unterstützt, die Kranken besucht, die Katechumenen unterrichtet, die Sakramente gespendet; man hielt täglich Gottesdienst, die Bußkanonen wurden von dem Klerus einer jeden Kirche eingeschärft und für diese und andere Zwecke, welche mit der christlichen Nächstenliebe und der Gastfreundschaft in Verbindung standen, stellte man Sammlungen an. Es wird berichtet, daß im Jahre 250 unter dem Pontifikat des Cornelius sich in Rom 46 Priester und 154 niedere Kirchendiener befanden, welche nebst 1500 Armen durch das Almosen der

Gläubigen unterstützt wurden.*) Diese Zahl der Priester entspricht fast genau den Angaben des heiligen Optatus.

Wiewohl die Gräber der Märtyrer in den Katakomben noch immer Gegenstand der Andacht in diesen friedlichen Zwischenzeiten waren, und diese Zufluchtsstätten der Verfolgten in Ordnung und baulichem Stande erhalten wurden, so dienten sie damals doch nicht als gewöhnliche Stätten des Gottesdienstes. Die Kirchen, worauf wir bereits angespielt haben, waren oft öffentlich, und dabei geräumig und sogar glänzend ausgestattet, auch pflegten Heiden den Vorträgen in denselben und solchen Teilen der Liturgie beizuwohnen, welche für die Katechumenen bestimmt waren. Aber im allgemeinen fanden die Gottesdienste in Privatwohnungen statt, wahrscheinlich in den großen Hallen oder triclinia, welche die vornehmeren Häuser enthielten. So wissen wir, daß viele von den Kirchen Roms ursprünglich diesen Privatcharakter trugen. Tertullian erwähnt auch christliche Begräbnisplätze unter Namen und Umständen, welche beweisen, daß sie über der Erde lagen, denn er vergleicht dieselben mit Dreschtennen, die sich jedenfalls unter freiem Himmel befanden.

Ein altrömischer Brauch dürfte einen Einwurf beseitigen, der sich darüber erheben mag, inwieweit größere Volksmassen sich in diesen Orten versammeln konnten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen und sich der Verfolgung auszusetzen. Es war nämlich üblich, daß jeden Morgen von den Reichen ein sogenanntes Lever gehalten wurde, wo ihre Schützlinge oder Klienten, sowie Abgesandte ihrer Freunde, entweder Sklaven oder Freigelassene, ihre Aufwartung machten. Einige derselben wurden in den inneren Hof zur Audienz vor den Hausherrn zugelassen, während andere sich nur anmeldeten und wieder gehen konnten. Hunderte mochten so durch den vorderen oder hinteren Eingang in einem großen Hause aus- und eingehen, abgesehen von den Haussklaven,

---

*) Euseb. H. E. lib. VI. c. 43.

Handelsleuten und anderen, und man mochte wenig oder keine Notiz davon nehmen.

Wir finden noch eine andere wichtige Erscheinung in dem socialen Leben der ersten Christen, die man kaum glauben könnte, wäre die Thatsache uns nicht durch die ganz authentischen Akten der Märtyrer und durch die Kirchengeschichte verbürgt, nämlich das Geheimnis, welches man geschickt zu bewahren wußte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Personen, die sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegten, hervorragende öffentliche Stellungen einnahmen und sich in unmittelbarer Nähe der Kaiser befanden, Christen waren, und doch wurden sie von ihren vertrautesten heidnischen Freunden nicht beargwöhnt. Ja, es kamen Fälle vor, wo die nächsten Verwandten in gänzlicher Unwissenheit darüber blieben. Keine Lüge, keine Verstellung, kein mit der christlichen Moral oder dem christlichen Glauben unverträgliches Mittel war erlaubt, um das Geheimnis zu sichern; aber jede mit dem vollständigen Glauben vereinbarliche Vorsicht wurde angewendet, um das Christentum dem Auge der Öffentlichkeit zu verbergen.*) So notwendig jedoch dies kluge Verfahren sein mochte, um jede mutwillige Verfolgung zu verhüten, so fielen die Folgen desselben doch oft schwer auf jene, die es beobachteten. Die heidnische Welt, die Welt der Macht, des Einflusses und des Staates, die Welt, welche nach Willkür Gesetze

---

*) Kein häusliches Geheimnis des Weibes vor dem Manne konnte schwieriger zu bewahren sein, als das der Religion. Und doch vermutet Tertullian, daß dies nicht ungewöhnlich gewesen sei; denn indem er von einem verheirateten Weibe spricht, die sich, nach dem Brauche jener Zeit der Verfolgung, zu Hause selbst das heilige Abendmahl reichte, sagt er: „Laß Deinen Ehemann nicht wissen, was Du insgeheim, vor jeder anderen Speise, genießest; und wenn er etwas von dem Brote erfährt, so soll er nicht wissen, wie man es heißt.“ Ad Uxor. lib. II. c. 5. An einer anderen Stelle spricht er von einem katholischen Ehemanne und seiner Frau, die einander die Kommunion reichten.

machte und dieselben vollzog, die Welt, die irdisches Glück liebte und den Glauben haßte, fühlte sich von einem geheimnisvollen Etwas umgeben, erfüllt und durchdrungen, welches sich ausbreitete, niemand konnte sehen, wie, und einen Einfluß ausübte, von dem niemand wußte, woher er kam. Manche Familien mußten zu ihrem Erstaunen finden, daß ein Sohn oder eine Tochter Anhänger dieser neuen Lehre waren, mit welcher sie dieselben nicht in der geringsten Verbindung glaubten und welche sie in ihrer erhitzten Phantasie und nach den landläufigen Vorurteilen als einfältig, niedrig und antisocial betrachteten. Daher war der Haß gegen das Christentum sowohl politisch als religiös; das System wurde als unrömisch, als bedrohlich für die Ausdehnung und Wohlfahrt des Reichs und als einer unsichtbaren, geistigen Macht gehorsam, angesehen. Man verschrie die Christen als irreligiosi in Caesares, unloyal gegen die Kaiser, und dies war genug. Daher hing ihre Sicherheit und ihr Friede sehr von der Volksstimmung ab; gelang es einem Demagogen oder Fanatiker, diese aufzuregen, so konnten sich die Christen weder durch das Ableugnen der gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen, noch durch ihr friedfertiges Benehmen, noch durch die Ansprüche des civilisierten Lebens hinreichend vor solchen Maßnahmen der Verfolgung schützen, wie man sie gesetzlich gegen sie anwenden konnte.

Nach diesen Abschweifungen wollen wir den abgebrochenen Faden der Erzählung wieder aufnehmen.

Zwölftes Kapitel.

Der Wolf und der Fuchs.

Die Winke der afrikanischen Sklavin waren an dem schmutzigen Sinn des Corvinus nicht weggeworfen. Ihr eigener Haß gegen das Christentum entsprang aus dem Umstande, daß eine ihrer

früheren Herrinnen Christin geworden war und alle ihre übrigen, Sklaven freigelassen hatte; da sie es aber für unrecht hielt einem so gefährlichen Charakter, wie Afra oder vielmehr Jubala (dies war ihr eigentlicher Name), die Freiheit zu geben, so hatte sie dieselbe an einen anderen Besitzer überlassen.

Corvinus hatte Fulvius oft in den Bädern und an anderen öffentlichen Orten gesehen und ihn wegen seines Äußeren, seiner Kleidung und Unterhaltung bewundert und beneidet. Allein bei seinen linkischen, scheuen und unbeholfenen Manieren würde er nie den Mut gefunden haben, ihn anzureden, hätte er nicht endlich entdeckt, daß er, obgleich ein feiner, doch ein eben so gründlicher Schurke sei, als er selbst. Fulvius' Witz und feine Sitten mochten diese beiden Eigenschaften, die seinem eigenen tölpischen Wesen abgingen, ersetzen, während seine physische Stärke und grausame Rücksichtslosigkeit für jene höheren Gaben ein wertvolles Hilfsmittel werden konnten. Er hatte den jungen Fremden in seiner Gewalt durch die Entdeckung seines wahren Charakters. Er beschloß deshalb, den Versuch zu wagen, mit dem Manne, welcher sonst leicht ein gefährlicher Nebenbuhler werden konnte, ein Bündnis einzugehen.

Es war ungefähr zehn Tage nach jener Zusammenkunft, als Corvinus sich in den Gärten des Pompejus herumtrieb. Dieselben nahmen den Raum neben dem Theater ein, in der Nähe der jetzigen Piazza Farnese. Ein Brand unter der Regierung des Carinus hatte die sogenannte Scene des Gebäudes zerstört, und Diokletian dieselbe mit großer Pracht wieder hergestellt. Die Gärten zeichneten sich vor anderen durch Reihen von Platanenbäumen aus, die köstlichen Schatten gewährten. Statuen wilder Tiere, Springbrunnen und künstliche Bäche waren hier verschwenderisch angebracht. Während Corvinus so herumschlenderte, faßte er Fulvius ins Auge und machte sich sogleich an ihn hin.

„Was willst Du von mir?“ fragte der Fremde mit einem Blick des Erstaunens und der Verachtung auf den schmutzigen Anzug des Corvinus.

„Ich wünsche ein Gespräch mit Dir, das zu Deinem Vorteil ausschlagen kann — und zu meinem.“

„Letzteres bezweifle ich nicht; aber was für einen Vorteil soll ich davon haben?“

„Fulvius, ich bin ein offenherziger Mensch und mache keine Ansprüche auf Deine Eleganz und Bildung; allein wir beide treiben das gleiche Geschäft und haben folglich die gleiche Gesinnung.“

Fulvius fuhr zurück und wurde dunkelrot, dann sagte er mit verächtlicher Miene: „Was meinst Du damit, Bursche?“

„Wenn Du Deine Faust ballst,“ versetzte Corvinus, „um mir die schönen Ringe an Deinen zarten Fingern zu zeigen, so ist das ganz recht; aber wenn Du etwa drohen willst, so darfst Du Deine Hand ohne weiteres wieder in die Falten Deiner Toga stecken; es nimmt sich graziöser aus.“

„Mach's kurz! Ich frage noch einmal, was meinst Du damit?“

„Ich meine damit, Fulvius,“ flüsterte er ihm ins Ohr, „daß Du ein Spion und Angeber bist.“

Fulvius war betroffen, dann sich schnell sammelnd sagte er: „Was für ein Recht hast Du zu einer so gehässigen Beschuldigung?“

„Du entdecktest (auf dies Wort legte er einen besonderen Nachdruck) eine Verschwörung im Oriente, und Diokletian —“

Fulvius fiel ihm ins Wort und fragte: „Wie heißest Du und wer bist Du?“

„Ich bin Corvinus, der Sohn des Stadtpräfekten Tertullus.“

Dies schien alles zu erklären, und Fulvius sagte in milderem Tone: „Sprich hier nicht weiter, ich sehe Freunde kommen; finde Dich morgen bei Tagesanbruch in der patricischen Straße*) unter dem Portikus der Bäder des Novatus verkleidet ein. Wir können dort mit mehr Muße sprechen.“

---

*) Der Vicus Patricius.

Corvinus ging nach Hause, nicht übel zufrieden mit seinem ersten Versuch in der Diplomatik; er verschaffte sich von einem der Sklaven seines Vaters ein Kleid, noch schäbiger als sein eigenes, und war bei dem ersten Dämmern des Tages an dem bezeichneten Platz. Er mußte lange warten und verlor fast die Geduld, als er endlich seinen neuen Freund herankommen sah.

Fulvius war in ein großes Oberkleid gehüllt und hatte seinen Hut tief ins Gesicht gedrückt. „Guten Morgen, Kamerad," grüßte er Corvinus; „ich fürchte, ich habe Dich in der kalten Morgenluft zu lange warten lassen, besonders da Du so leicht gekleidet bist."

„Ich gestehe," versetzte Corvinus, „daß ich mich gelangweilt haben würde, wäre ich nicht durch etwas, was ich soeben beobachtete, ungemein unterhalten und in Erstaunen gesetzt worden."

„Durch was denn?"

„Nun, schon in aller Frühe, ich vermute, schon lange bevor ich da war, hat sich hier die rarste Sammlung, die man je sah, von allen Seiten zusammengefunden und ist durch die hintere Thüre in der engen Straße in dies Haus eingetreten: Blinde, Lahme, Verstümmelte, Altersschwache, Mißgestaltete aller Art, während durch die vordere Thüre verschiedene Personen eintraten, die offenbar einer anderen Klasse angehören."

„Wem gehört das Haus? Es scheint ein großer, alter, aber ziemlich vernachlässigter Bau."

„Es gehört einem sehr reichen, und wie man sagt, höchst geizigen, alten Patricier. Aber schau', da kommen noch mehr."

In diesem Augenblick näherte sich ein gebeugter, altersschwacher Mann, den ein junges, heiteres Mädchen stützte, das, während sie ihn führte, äußerst freundlich mit ihm plauderte.

„Wir sind gleich da," sagte sie zu ihm; „nur noch einige Schritte, und Du kannst dann niedersitzen und ausruhen."

„Dank Dir, mein Kind," versetzte der arme Greis; „wie freundlich ist es von Dir, daß Du so früh zu mir gekommen bist!"

„Ich wußte," erwiderte sie, „daß Du Hilfe brauchtest, und da ich daheim die überflüssigste Person bin, so dachte ich, ich wolle gehen und Dich abholen."

„Ich habe immer gehört, daß Blinde selbstsüchtig sind, und es scheint auch natürlich; aber Du, Cäcilia, bist gewiß eine Ausnahme."

„Durchaus nicht, dies ist nur meine Weise, Selbstsucht zu zeigen."

„Wieso?"

„Nun, erstens habe ich den Vorteil Deiner Augen, und dann die Freude, Dich zu stützen. ‚Ich bin ein Auge des Blinden,' der bist Du, und ‚ein Fuß dem Lahmen,' der bin ich."*)

Während sie so sprachen, erreichten sie die Thüre.

„Das Mädchen ist blind," sagte Fulvius zu Corvinus. „Siehst Du nicht, wie sie geradeaus geht, ohne rechts oder links zu schauen?"

„So ist's," erwiderte der andere. „Ist denn dies nicht der so oft genannte Ort, wo Bettler zusammenkommen, wo die Blinden sehen und die Lahmen gehen und alle miteinander schmausen? Doch bemerkte ich, daß diese Leute von den Bettlern auf der aricischen Brücke**) ganz verschieden waren. Sie hatten ein respektables und sogar heiteres Aussehen und keiner sprach mich im Vorbeigehen um Almosen an."

„Sonderbar! Ich möchte gern hinter das Geheimnis kommen. Vielleicht ließe sich da ein guter Schnitt machen. Der alte Patricier, sagt man, ist sehr reich?"

„Steinreich!"

„Hm! wie könnte man es anstellen, hineinzukommen?"

„Ich hab's! Ich ziehe meine Schuhe aus, stelle mich auf einem Beine lahm, wie ein Krüppel, schließe mich an die nächste

---

*) Job. 29, 15.

**) Der in Rom durch zudringliche Bettler am meisten verrufene Platz.

Gruppe dieser seltsamen Leute an und gehe keck hinein, indem ich's mache, wie sie."

„Dies wird schwerlich genügen; verlaß Dich darauf, jeder von diesen Leuten ist im Hause bekannt."

„Gewiß nicht; denn mehrere von ihnen fragten mich, ob dies das Haus von Fräulein Agnes sei."

„Von wem?" fragte Fulvius betroffen.

„Warum schaust Du mich so seltsam an?" sagte Corvinus; „es ist das Haus ihrer Eltern, aber sie ist besser bekannt, als diese, da sie eine junge Erbin und beinahe so reich ist, als ihre Base Fabiola."

Fulvius schwieg einen Augenblick still; ein starker Verdacht, zu spitzfindig und wichtig, um ihn seinem rohen Spießgesellen mitzuteilen, fuhr ihm durch den Kopf. Er sagte deshalb zu Corvinus: „Wenn Du gewiß weißt, daß diese Leute im Hause nicht genau bekannt sind, so versuche Dein Heil. Ich habe das Fräulein schon früher getroffen und will es daher bei der vorderen Thüre probieren; so haben wir eine doppelte Aussicht aufs Gelingen."

„Weißt Du, was ich gerade für einen Gedanken gehabt habe, Fulvius?"

„Gewiß einen recht schönen."

„Nun, wenn Du und ich etwas zusammen unternehmen, so haben wir immer gute zwei Aussichten."

„Welche denn?"

„Dieselben wie der Fuchs und der Wolf, wenn sie sich verschwören, einen Schafstall zu berauben."

Fulvius warf einen verächtlichen Blick auf Corvinus, den dieser mit einem häßlichen Schielen erwiderte, und jeder begab sich auf seinen Posten.

Dreizehntes Kapitel.

Charitas.

Da wir weder mit dem Wolf noch mit dem Fuchs in das Haus der Agnes hineingehen mögen, so wollen wir uns im Geiste sogleich ins Innere desselben versetzen.

Agnes' Eltern stammten aus einem alten, edlen Geschlechte, auch war ihre Familie keine neubekehrte, sondern zählte mehrere Generationen, welche sich zum Christentume bekannt hatten. Wie man in heidnischen Familien das Andenken an Vorfahren hochhielt, die einen Triumph gefeiert oder hohe Ämter im Staate bekleidet hatten, so wurden in diesem und anderen christlichen Häusern die Erinnerung an jene Verwandten mit frommer Ehrfurcht und edlem Stolze bewahrt, welche in den letzten hundertundfünfzig Jahren, oder früher, die Krone des Martyrtums getragen oder höhere Würden in der Kirche eingenommen hatten. Allein obgleich schon viele Zweige des so veredelten Stammes ihr Blut für Christum vergossen hatten, so stand der Stamm, der so viele Stürme erlebt, doch noch immer aufrecht. Dies mag auffallend scheinen; aber wenn wir bedenken, wie mancher Soldat einen ganzen Feldzug mit vielen Schlachten durchmacht, ohne eine Wunde zu erhalten, oder wie manche Familie bei einer Pest unberührt davonkommt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Vorsehung über die Wohlfahrt der Kirche dadurch wachte, daß sie in derselben durch die fortdauernde Erhaltung alter Familien eine lange, ununterbrochene Kette der Tradition bewahrte, so daß die Gläubigen sagen konnten: „Hätte der Herr der Heerscharen uns nicht einen Samen gelassen, so wären wir Sodoma, so wären wir Gomorrha ähnlich.“ *)

---

*) Is. 1, 9.

Alle Ehren und Hoffnungen dieser Familie vereinigten sich jetzt in einer einzigen, deren Name unserem Leser bereits bekannt ist, in Agnes, dem einzigen Kinde dieses alten Hauses. Ihren Eltern geschenkt, als sie eben die Hoffnung auf Nachkommen aufgeben wollten, war sie von Kindheit an mit so sanfter Gemütsart, einer solchen Gelehrigkeit und Verständigkeit gesegnet, besaß eine solche Einfalt und Unschuld, daß sie für das ganze Haus, von den Eltern bis zu dem geringsten Diener herab, als der gemeinsame Gegenstand der Liebe, ja fast der Verehrung aufwuchs. Nichts schien die feste Tugendhaftigkeit ihres Wesens zu erschüttern, sondern ihre guten Eigenschaften entwickelten sich in harmonischem Verhältnis, und in dem jugendlichen Alter, in welchem wir sie finden, vereinigte sich in ihr ein hoher Grad von Anmut mit gereiftem Verstand. Sie teilte ganz die tugendhaften Gesinnungen ihrer Eltern und bekümmerte sich ebensowenig um die Welt, als jene. Sie lebte mit ihnen in einem kleinen Teil des Hauses, welcher elegant, obgleich nicht üppig ausgestattet war, auch war die Einrichtung allen Bedürfnissen angemessen. Hier empfingen sie die wenigen Freunde, mit welchen sie vertraute Beziehungen unterhielten. Fabiola kam manchmal auf Besuch, wiewohl Agnes es vorzog, zu ihr zu gehen, und sie drückte oft gegen ihre junge Freundin ihr Verlangen nach dem Tage aus, wo diese eine angemessene eheliche Verbindung eingehen und dem Hause neuen Glanz verleihen würde. Denn ungeachtet des Voconischen Gesetzes gegen die Erbberechtigung der Frauen,*) das nun ganz veraltet war, hatte Agnes von Seitenverwandten ein bedeutendes Erbe zu dem Familienbesitztum erhalten.

Natürlich schrieb die heidnische Gesellschaft, welche dem Hause Besuche machte, dessen äußere Einfachheit dem Geize zu, und

---

*) „Ne quis haeredem virginem neque mulierem faceret," daß niemand eine Jungfrau oder ein Weib zu seiner Erbin machen dürfe. — Cicero in Verrem. 1.

berechnete, was für ungeheuere Schätze die knauserigen Eltern beiseite gelegt haben müßten; auch glaubten sie, daß alles, was jenseits der Mauer lag, die den zweiten Hof abschloß, dem Verfall preisgegeben sei. Es war jedoch nicht so; der innere Teil des Hauses, aus einem großen Hofe und dem Garten mit einer Speisehalle oder einem triclinium bestehend, war in eine Kirche verwandelt, und der obere Teil des Hauses, welcher von dort aus zugänglich war, war der Ausübung jener reichlichen Mildthätigkeit gewidmet, welche die Kirche als einen wesentlichen Teil ihrer Pflichten behandelte. Er stand unter der Obhut und Leitung des Diakons Reparatus und seines Exorcisten Sekundus, die vom Papste von Amts wegen mit der Sorge für die Kranken, Armen und Fremdlinge betraut waren, und zählte zu einem der sieben Sprengel, in welche der Papst Cajus ungefähr fünf Jahre vorher die Stadt zu diesem Zwecke geteilt hatte, indem er jeden Sprengel einem der sieben Diakone der römischen Kirche überwies.

Es standen Gemächer bereit, um Fremdlinge zu beherbergen und zu speisen, welche aus der Ferne kamen und von anderen Kirchen empfohlen wurden. Im oberen Stocke befanden sich Zimmer zur Pflege für Bettlägerige, Altersschwache und Kranke, unter der Leitung von Diakonissinnen und solchen Gläubigen, welche sich diesem Werke der Liebe freiwillig widmen wollten. Hier hatte auch das blinde Mädchen seine Zelle, wiewohl sie sich, wie wir gesehen haben, weigerte, ihre Nahrung im Hause zu nehmen. Das tablinum oder Archiv, welches sich gewöhnlich abgesondert in der Mitte des Durchgangs zu den inneren Höfen befand, diente als Bureau und Archiv, um die Geschäfte dieser Wohlthätigkeitsanstalt zu besorgen und gewisse Dokumente, z. B. die Akten der Märtyrer, aufzubewahren. Es stand unter einem der sieben Notare, welche durch eine Verfügung des heiligen Papstes Klemens I. zu diesem Zwecke eingesetzt worden waren.

Eine Verbindungsthüre öffnete der Familie den Zutritt zu diesen Werken der Nächstenliebe, und Agnes war von Kindheit

an gewöhnt, öfters des Tags aus- und einzugehen und ganze Stunden hier zu verweilen, immer, wie ein Engel des Lichtes, Trost und Freude den Leidenden und Unglücklichen bringend. Dies Haus konnte also das Hospital des Sprengels oder Distriktes, in welchem es lag, genannt werden, und war zu diesen Zwecken durch das posticum oder die Hinterthüre zugänglich, die in ein enges, wenig besuchtes Gäßchen mündete. Kein Wunder, daß bei einer solchen Einrichtung das Vermögen der Bewohner leicht seine Verwendung fand.

Wir hörten, wie Pankratius den Sebastian bat, die Verteilung seines Silberzeugs und seiner Juwelen unter die Armen zu übernehmen, ohne daß es bekannt werde, wem sie gehörten. Er hatte den Auftrag nicht vergessen und das Haus der Agnes, als zu diesem Zwecke am passendsten, bestimmt. An dem Morgen, von dem wir eben sprachen, sollte die Verteilung stattfinden; andere Bezirke hatten ihre Armen geschickt in Begleitung ihrer Diakonen, und Sebastian, Pankratius und andere Personen höheren Ranges waren durch die Vorderthüre eingetreten, um der Verteilung anzuwohnen. Einige von diesen hatte Corvinus hineingehen sehen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Extreme berühren sich.

Eine Schar von Armen näherte sich gerade der Thüre und so konnte sich Corvinus denselben anschließen — ihr täuschendes Ebenbild in ihrer Hinfälligkeit, nur nicht in der Bescheidenheit ihres Benehmens. Er hielt sich nahe genug an sie, um zu hören, daß jeder von ihnen beim Eintritt die Worte sprach: Deo gratias — Gott sei Dank. Dies war nicht bloß ein christliches, sondern ein katholisches Losungswort; denn der heilige Augustin

berichtet uns, daß die Irrgläubigen die Katholiken deshalb lächerlich machten, weil es eigentlich nicht ein Gruß, sondern vielmehr eine Antwort sei, daß aber die Katholiken diese Worte, als durch frommen Brauch geheiligt, beibehielten. Noch jetzt werden sie in Italien in derselben Weise angewendet.

Corvinus sprach die mystischen Worte nach und durfte passieren. Den anderen dicht auf der Ferse folgend und ihre Manieren und Bewegungen nachahmend, befand er sich auf einmal in dem inneren Hof des Hauses, welcher bereits mit Armen und Hilfsbedürftigen angefüllt war. Die Männer waren auf der einen Seite aufgestellt, die Frauen auf der anderen. Unter dem Portikus am Ende standen Tische, auf welchen kostbare Silbergeschirre aufgeschichtet waren, und daneben stand ein besonderer Tisch mit glänzenden Juwelen bedeckt. Zwei Silber- und Goldschmiede waren eben beschäftigt, diese Kostbarkeiten zu wägen und gewissenhaft zu schätzen; neben ihnen lag das Geld, welches sie dafür geben wollten, und welches, je nach Bedürfnis, unter die Armen verteilt werden sollte.

Corvinus warf lüsterne Blicke nach diesen Herrlichkeiten, er hätte etwas darum gegeben, sie zu besitzen, und dachte beinahe daran, etwas zu stehlen und davonzulaufen; allein er sah sogleich die Thorheit eines solchen Unterfangens ein und beschloß, auf seinen Teil zu warten, unterdessen aber für Fulvius alles wohl zu beobachten. Bald jedoch gewahrte er das Mißliche seiner gegenwärtigen Lage. Während die Armen alle untereinander verkehrten, blieb er abgesondert. Bald aber sah er mehrere junge Männer, welche offenbar hier ein Amt hatten, geschäftig hin und her gehen. Sie waren in das Gewand gekleidet, das ihm von seinem dalmatischen Ursprung unter dem Namen Dalmatika bekannt war, das heißt, sie trugen über der Tunika, anstatt der Toga, eine enganschließende kürzere Tunika mit weiten, aber nicht sehr langen Ärmeln; diese Kleidung wurde von den Diakonen nicht nur bei den feierlichen, kirchlichen Verrichtungen getragen, sondern auch wenn sie in der Erfüllung ihrer unter-

geordneten Pflichten mit den Kranken und Armen beschäftigt waren.

Diese Beamten stellten die Anwesenden in Ordnung, indem jeder die ihm bekannten Leute seines Bezirkes an einen besonderen Ort innerhalb der Säulengänge führte. Da aber niemand den Corvinus als einen seiner Armen in Anspruch nahm, so blieb er zuletzt allein in der Mitte des Hofes. Trotz seines Stumpfsinns mußte er die sonderbare Lage fühlen, in die er sich selbst gebracht hatte. Hier stand er, der Sohn des Stadtpräfekten, dessen Pflicht es war, solche Verletzer des Hausrechtes zu strafen, als ein Eindringling in das Innerste eines vornehmen Hauses, in welches er sich durch einen Betrug Eingang verschafft hatte, gekleidet wie ein Bettler, zu einem schlimmen oder wenigstens ungesetzlichen Zweck. Er schaute nach der Thüre, in der Absicht, zu entwischen, aber er sah sie von einem alten Mann, Namens Diogenes, und seinen zwei stämmigen Söhnen bewacht, welche mit Mühe ihre Entrüstung über den Zudringlichen zurückhalten konnten, obgleich sie es nur durch Blicke merken ließen und sich vor Zorn auf die Lippe bissen. Er sah, daß er Gegenstand einer Besprechung unter den Diakonen war, die manchmal einen Blick nach ihm warfen; es kam ihm vor, als ob sogar die Blinden auf ihn hinstierten und die Krüppel bereit wären, ihre Krücken als Streitäxte gegen ihn zu gebrauchen. Er hatte nur einen Trost: es war offenbar, daß ihn niemand kannte, und er hoffte eine Entschuldigung zu ersinnen, um aus der Falle zu entkommen.

Endlich kam der Diakon Reparatus auf ihn zu und redete ihn höflich an: „Freund, Du gehörst wahrscheinlich nicht zu einem der Sprengel, die heute hier eingeladen sind. Wo wohnst Du?"

„In dem Sprengel der alta semita."*)

Diese Antwort gab die bürgerliche, nicht die kirchliche Ein-

---

*) Der obere Teil des Quirinal, welcher zu dem nomentanischen Thore, der porta pia, führte.

teilung Roms; doch fuhr Reparatus fort: „Die alta semita liegt in meinem Sprengel; ich erinnere mich aber nicht, Dich gesehen zu haben.“

Während er diese Worte sprach, sah er mit Erstaunen, wie der Fremdling totenblaß wurde und wankte, als ob er fallen wollte, während seine Augen auf die Verbindungsthüre zu dem Wohnhause geheftet waren. Reparatus schaute nach derselben Richtung und sah Pankratius eben eintreten und von Sekundus eine hastige Mitteilung entgegennehmen. Corvinus' letzte Hoffnung war verschwunden. Im nächsten Augenblicke stand er dem Jüngling gegenüber (welcher Reparatus bat, sich zu entfernen), fast in derselben Stellung, in welcher sie einander das letzte Mal gesprochen hatten, nur daß anstatt eines Kreises von Beifallklatschenden er hier auf allen Seiten von einer Menge umgeben war, die augenscheinlich mit Bewunderung auf seinen Gegner blickte. Auch konnte Corvinus nicht umhin, den Anstand und die männliche Haltung zu bemerken, welche innerhalb weniger Wochen sein ehemaliger Schulkamerad sich angeeignet hatte. Er erwartete eine Flut von scharfen Vorwürfen und vielleicht eine Züchtigung, wie er selbst sie unter ähnlichen Umständen erteilt haben würde. Aber wie groß war sein Erstaunen, als Pankratius ihn im sanftesten Tone anredete: „Corvinus, bist Du wirklich so ins Unglück gekommen und durch irgend einen Unfall lahm geworden? Hast Du Dein väterliches Haus verlassen?“

„Es ist noch nicht soweit gekommen, denk' ich,“ versetzte er trotzig, durch die höfliche Anrede zur Keckheit ermutigt, „wiewohl ich nicht zweifle, daß Du herzlich froh wärest, mich so hilflos zu sehen.“

„Keineswegs; ich versichere Dich, ich hege keinen Groll gegen Dich. Wenn Du also eine Unterstützung brauchst, so sag' es mir, und obschon es nicht recht ist, daß Du hier bist, so kann ich Dich doch in ein besonderes Zimmer führen, wo Du die Gabe ohne Zeugen empfangen kannst.“

„Nun, ich will Dir die Wahrheit sagen; ich bin bloß Spaßes

halber hierhergekommen, und ich wäre recht froh, wenn Du mir in der Stille wieder hinaushelfen könntest."

„Corvinus," sprach der Jüngling mit Nachdruck, „dies ist ein schweres Unrecht. Was würde Dein Vater sagen, wenn ich Dich von diesen jungen Leuten, die augenblicklich gehorchen würden, so wie Du dastehst, barfuß, als Sklave gekleidet und Dich als Krüppel anstellend, vor sein Tribunal auf das Forum führen und Dich öffentlich anklagen ließe, daß Du Dir gewaltsam den Weg in das Innerste eines patricischen Hauses gebahnt hast, ein Frevel, welchen jeder Römer ahnden würde!"

„Um der Götter willen, lieber Pankratius, straf' mich doch nicht so fürchterlich!"

„Du weißt, Corvinus, daß Dein eigener Vater gegen Dich die Rolle des Junius Brutus spielen müßte, wenn er nicht sein Amt niederlegen wollte."

„Ich beschwöre Dich bei allem, was Dir lieb und heilig ist, mich und die Meinigen nicht so grausam zu entehren. Mein Vater und sein Haus, nicht ich, wäre für immer ruiniert und vernichtet. Ich will Dich auf den Knieen für meine früheren Beleidigungen um Verzeihung bitten, wenn Du nur gnädig sein willst."

„Schweige, Corvinus, und sprich nicht weiter von einer Sache, die schon lange vergessen ist. Aber höre mich nun. Jedermann hier, außer den Blinden, ist Zeuge Deines Vergehens; es wird hundert Beweise für dasselbe geben. Wenn Du also jemals von dieser Versammlung sprichst oder auch nur einen deshalb zu belästigen wagst, so haben wir es in unserer Gewalt, Dir vor dem Richterstuhl Deines eigenen Vaters den Prozeß zu machen; verstehst Du mich, Corvinus?"

„Ja freilich!" versetzte der Gefangene in weinerlichem Tone; „nie, solang ich lebe, werde ich gegen eine sterbliche Seele verraten, daß ich an diesem furchtbaren Ort gewesen bin. Ich schwöre es bei den — —"

„Still, still, wir brauchen hier keine solchen Eide. Nimm

meinen Arm und komm' mit mir." Dann zu den anderen gewendet, setzte er hinzu: „Ich kenne diesen Menschen, sein Hiersein beruht auf einem Versehen." Die Zuschauer, welche die flehenden Gebärden und Worte des Elenden für ein Mittel gehalten hatten, das Mitleid zu erregen und um so sicherer eine Unterstützung zu erhalten, riefen aus: „Pankratius, Du wirst ihn doch nicht ohne Almosen fortschicken?"

„Überlasset das mir!" war die Antwort. Die Wächter machten vor Pankratius Platz, welcher Corvinus, der sich noch immer lahm stellte, auf die Straße führte und ihn mit den Worten entließ: „Corvinus, wir sind nun quitt; denke aber an Dein Versprechen."

Fulvius wollte, wie wir uns erinnern, sein Glück an der vorderen Thüre versuchen. Er fand dieselbe, der römischen Sitte gemäß, unverschlossen, und in der That hätte niemand an die Möglichkeit gedacht, daß zu so ungewöhnlicher Stunde ein Fremder eintreten würde. Anstatt eines Pförtners fand er als Thürwächter nur ein einfaches Bauernmädchen von ungefähr zwölf oder dreizehn Jahren; sonst war niemand in der Nähe, und er hielt das für eine herrliche Gelegenheit, sich über den starken Verdacht, der in ihm erwacht war, Gewißheit zu verschaffen. Demgemäß redete er die kleine Pförtnerin an: „Wie ist Dein Name, Kind, und wer bist Du?"

„Ich bin," versetzte sie, „Emerentiana, die Milchschwester der Fräulein Agnes."

„Bist Du eine Christin?" fragte er in scharfem Tone. Das arme Bauernmädchen machte große Augen und erwiderte: „Nein, Herr!" Es war unmöglich, ihrer offenbaren Einfalt Glauben zu versagen, und Fulvius war überzeugt, daß er sich im Irrtume befand. Das Mädchen war nämlich die Tochter einer Bäuerin, welche Agnes zur Amme gehabt hatte. Die Mutter war eben gestorben, und Agnes hatte nach der verwaisten Tochter geschickt, um sie unterrichten und taufen zu lassen. Sie war erst seit ein paar Tagen hier und wußte noch gar nicht, was man mit ihr vorhatte.

Fulvius stand verlegen da und war im Zweifel, was er zunächst thun sollte. Die Einsamkeit machte ihm seine Lage eben so unbehaglich, als es für Corvinus der große Haufe war. Er dachte an den Rückzug, allein dies würde seinen Plan zerstört haben; er wollte eben vorwärtsgehen, als ihm einfiel, er könnte sich dadurch in eine unangenehme Lage bringen. In diesem kritischen Augenblicke sah er die jugendliche Herrin des Hauses leichten Schrittes über den Hof kommen, voll Freude und Heiterkeit, wie lauter Frühling und Sonnenschein. Sobald sie ihn gewahrte, blieb sie stehen, wie um seine Anrede zu erwarten, während er sich mit seinem freundlichsten Lächeln und höflichsten Manieren näherte und zu ihr sagte: „Ich bin vor der üblichen Stunde gekommen, zu welcher sich Besuche einzufinden pflegen, und muß deshalb besorgen, als ein Eindringling zu erscheinen, Fräulein Agnes! Allein ich konnte es nicht erwarten, mich als unterthänigen Klienten Eueres edlen Hauses zu melden."

„Unser Haus," erwiderte sie lächelnd, „rühmt sich keiner Klienten, auch suchen wir sie nicht, denn wir machen keinen Anspruch auf Einfluß oder Macht."

„Verzeiht mir, unter solcher Herrschaft besitzt dieses Haus den höchsten Einfluß und die größte Macht, die ohne Mühe über die Herzen herrscht und diese zu ihren Sklaven macht."

Ohne diese Worte im geringsten auf sich selbst zu beziehen, erwiderte sie mit natürlicher Unschuld: „Ach, wie wahr sind Euere Worte! Der Herr dieses Hauses ist allerdings der unbeschränkte Herrscher über die Herzen aller seiner Bewohner."

„Allein ich," unterbrach sie Fulvius, „meine jene sanftere Herrschaft, welche die Reize der Anmut allein auf diejenigen ausüben können, welche sie in der Nähe schauen."

Agnes sah wie verzückt aus, ihren Augen schwebte ein ganz anderes Bild vor, als das, welches der glattzüngige Schmeichler meinte, und mit einem sehnsüchtigen Blick zum Himmel rief sie aus: „Ja, Ihm, dessen Schönheit Sonne und Mond am hohen

Firmamente mit Bewunderung betrachten, ist mein Dienst und meine Liebe geweiht."*)

Fulvius war in großer Verwirrung. Ihr begeisterter Blick, der ergreifende Wohlklang der Stimme, mit welcher sie diese Worte sprach, der geheimnisvolle Sinn derselben und die Seltsamkeit des ganzen Auftrittes versiegelte seine Lippen. Er fühlte jedoch, daß eine ähnliche günstige Gelegenheit, ihr seine Gesinnungen zu offenbaren (denn Liebe konnte man es nicht nennen), sich schwerlich wieder darbieten würde, und sagte daher keck: „Von Euch spreche ich, und ich beschwöre Euch, dem Ausdrucke meiner aufrichtigsten Bewunderung und unbegrenzten Anhänglichkeit zu glauben." Während er diese Worte sprach, ließ er sich auf die Kniee nieder und versuchte, ihre Hand zu ergreifen; allein das Mädchen wich schaudernd zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den zitternden Händen.

Fulvius sprang sogleich wieder auf, denn er sah Sebastian, welcher Agnes zu den sie erwartenden Armen abholen wollte, mit starken Schritten und zornigem Gesichte auf sich zukommen.

„Sebastian," sprach Agnes zu ihm, als er sich näherte, „seid nicht unwillig; dieser Mann ist vermutlich aus einem unabsichtlichen Versehen hier hereingekommen und wird sich ohne Zweifel wieder ruhig entfernen." Mit diesen Worten zog sie sich zurück. Sebastian redete nun in seiner ruhigen, aber eindrucksvollen Weise den Eindringling, welcher seine Augen zu Boden schlug, so an: „Fulvius, was thut Ihr**) hier? Was hat Euch hierher geführt?"

---

*) „Cujus pulchritudinem sol et luna mirantur, ipsi soli servo fidem." — Officium der heiligen Agnes.

**) Wer die römische Geschichte kennt, weiß, daß zur Zeit Diokletians das Titelwesen am kaiserlichen Hofe und in der höheren Gesellschaft ganz nach orientalischer Mode ausgebildet war, und daß das lateinische „Tu" vielleicht etwas ganz anderes ausdrückte, als unser deutsches „Du". In solchen Fällen haben wir das englische „You" mit unserem Fürwort „Ihr" wiedergegeben, statt des modernen „Sie".

„Ich meine,“ antwortete der Angeredete, wieder Mut fassend, „da ich, wie Ihr, mit der Dame des Hauses an der Tafel ihrer edlen Base gesessen habe, so habe ich ein Recht, ihr aufzuwarten, wie andere freiwillige Klienten.“

„Aber zu keiner so unschicklichen Stunde, denk' ich?“

„Die Stunde, die für einen jungen Offizier nicht unschicklich ist,“ entgegnete Fulvius trotzig, „ist es, hoff' ich, auch nicht für einen Civilisten.“

Sebastian mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um seinen Zorn zurückzuhalten, während er entgegnete: „Fulvius, übereilt Euch nicht in Euerer Rede, sondern bedenkt, daß zwei Personen zu einem und demselben Hause in einem sehr verschiedenen Verhältnisse stehen können; nicht der längste vertraute Umgang, noch viel weniger eine Bekanntschaft von einem Mittagessen her kann Euer keckes Benehmen gegen die junge Herrin dieses Hauses, wie Ihr es Euch vor einigen Augenblicken erlaubtet, rechtfertigen.“

„Ach, Ihr seid eifersüchtig, glaub' ich, tapferer Hauptmann!“ erwiderte Fulvius in sarkastischem Tone. „Das Gerücht geht, daß Ihr ein annehmbarer, wenn auch noch nicht angenommener Kandidat um Fabiolas Hand seid. Sie ist eben auf dem Lande, und ohne Zweifel wünschet Ihr Euch das Vermögen der einen oder der anderen von Roms reichsten Erbinnen zu sichern. Es geht nichts darüber, wenn man zwei Sehnen an einem Bogen hat.“

Dieser gemeine und bittere Spott verwundete die Gefühle des edlen Offiziers aufs tiefste, und hätte er nicht schon lange zuvor sich an die christliche Sanftmut gewöhnt, seine Vernunft würde der Aufwallung seines Blutes nicht widerstanden haben.

„Es ist für uns beide nicht gut, Fulvius, daß Ihr länger hier verweilet. Es genügt Euch nicht, daß das edle Fräulein, welches Ihr beschimpftet, Euch höflich abgewiesen hat; so muß ich denn der etwas unsanftere Vollzieher ihres Befehles sein.“ Mit diesen Worten umfaßte er den ungebetenen Gast mit

seinen nervigen Armen und führte ihn zur Thüre; als er ihn hinausgeschoben hatte, setzte er, ihn noch immer festhaltend, hinzu: „Gehet nun in Frieden, Fulvius, und vergeßt nicht, daß Ihr heute durch dies unwürdige Benehmen gegen die Gesetze des Staates verstoßen habt. Ich will Euch schonen, wenn Ihr Euer eigenes Geheimnis zu bewahren wißt; aber es ist gut, wenn Ihr erfahret, daß ich mit Euerem Treiben in Rom wohlbekannt bin, und daß ich Euere Unverschämtheit von heute morgen mir als Unterpfand für Euer künftiges besseres Benehmen dienen lasse. Nun noch einmal, geht im Frieden!" Allein kaum hatte Sebastian seinen Gegner losgelassen, als er sich selbst rückwärts von einem ungesehenen, aber offenbar athletischen Angreifer gefaßt fühlte. Eurotas, vor welchem Fulvius nichts verbergen durfte, und den er von seiner beabsichtigten Zusammenkunft mit Corvinus unterrichtet hatte, war ihm gefolgt und hatte ihn überwacht. Von der schwarzen Sklavin hatte er schon vorher genug über den gemeinen Charakter dieses Klienten ihrer magischen Künste gehört und fürchtete daher eine Falle. Als er den Streit an der Thüre sah, schlich er sich schnell hinter Sebastian, welchen er für den zweifelhaften neuen Verbündeten seines Schützlings hielt, und stürzte sich auf ihn mit der Kraft eines Bären; aber er hatte es mit keinem gewöhnlichen Gegner zu thun. Umsonst versuchte er, obwohl jetzt von Fulvius unterstützt, den Krieger niederzuwerfen. Als ihm dies nicht gelang, zog er aus seinem Gürtel eine kleine, aber tödliche Waffe, eine stählerne Keule von feiner syrischer Arbeit und schwang sie über dem Hinterkopf Sebastians. Da fühlte er im Nu die Waffe aus seiner Hand geschleudert, sich selbst aber zwei- oder dreimal von einem eisernen Griffe im Kreise herumgewirbelt und mitten auf die Straße geworfen.

„Ich fürchte, Du hast dem armen Burschen weh' gethan, Quadratus!" sagte Sebastian zu seinem Centurio, welcher eben gekommen war, um der Versammlung der Christen beizuwohnen, und eine herkulische Gestalt und Stärke besaß.

„Er hat es für seinen hinterlistigen Angriff verdient, Tribun," versetzte der andere, als sie ins Haus gingen.

Die beiden Fremden schlichen sich kleinlaut von dem Schauplatze ihrer Niederlage weg, und als sie um die Ecke bogen, erblickten sie Corvinus, der jetzt nicht mehr hinkte, sondern so schnell, als ihn seine Beine tragen konnten, davoneilte. So oft sie sich auch später trafen, so erwähnte nie einer etwas von den Vorfällen dieses Morgens. Jeder wußte, daß der andere nur Schmach und Schande geerntet hatte, und sie kamen beide zu dem Schluß, daß wenigstens Ein Schafstall in Rom sei, den weder Fuchs noch Wolf ungestraft angreifen könne.

Fünfzehntes Kapitel.

Noch einmal Charitas.

Als die Ruhe nach dieser zweifachen Störung wieder hergestellt war, ging man in aller Stille an das Werk des Tages. Außer der Verteilung größerer Almosen durch die Kirche, wie sie z. B. durch den heiligen Laurentius geschah, war es keineswegs in den ersten Zeiten so ungewöhnlich, daß jene, welche sich von der Welt zurückzuziehen wünschten, ihr Vermögen auf einmal hingaben.*) In der That müssen wir es natürlich finden, daß die edle Mildthätigkeit der apostolischen Kirche zu Jerusalem ein fruchtbares Beispiel für die zu Rom sein mußte. Diese außerordentlichen Spenden milder Gaben mußten besonders in Zeiten eintreten, wo die Kirche mit Verfolgung bedroht war. Christen, welche ihrer Stellung und den Umständen nach sich

---

*) Es wird von Nepotian berichtet, daß er bei seiner Bekehrung sein ganzes Besitztum an die Armen verteilte. Der heilige Paulinus von Nola that dasselbe.

auf das Martertum gefaßt machen mußten, pflegten in Herz und Haus mit allem abzurechnen, was sie an die Erde fesseln und die Beute der rohen Soldaten werden konnte, statt das Erbteil der Armen zu werden.*)

Auch vergaß man den wichtigen Grundsatz nicht, daß man das Licht der guten Werke vor den Menschen leuchten lassen solle, während die Hand, welche die Lampe füllte, das Öl in der Verborgenheit hineingoß, die nur Der, welcher ins Verborgene sieht, durchdringen kann. Wenn das Silbergeschirr und die Juwelen einer vornehmen Familie öffentlich geschätzt, verkauft und der Erlös dann unter die Armen verteilt wurde, so mußte dies ein hellleuchtendes Beispiel der Wohlthätigkeit sein, welches die Kirche tröstete, die Edelmütigen begeisterte, die Geizigen beschämte, das Herz der Katechumenen rührte und den Lippen der Armen Segnungen und Gebete entlockte. Und gleichwohl wußte die linke Hand des einzelnen, der dieses Almosen gab, nichts von dem, was die rechte that; die Demut und Bescheidenheit des edlen Gebers ruhte im Schoße des Allwissenden, welchem diese irdischen Schätze anvertraut wurden, um mit überreichen und ewigen Zinsen zurückbezahlt zu werden. Dies war auch hier der Fall. Als alles bereit war, erschien der Priester Dionysius, zugleich der Arzt, dem die Sorge für die Kranken oblag, und welcher dem heiligen Polykarp an der Pfarrkirche von St. Pastor nachgefolgt war, setzte sich auf einen Stuhl an dem einen Ende des Hofes und redete die Versammlung folgendermaßen an:

„Teure Brüder, unser gnädiger Gott hat das Herz eines mitleidigen Bruders gerührt, daß er Erbarmen fühlte über seine armen Mitbrüder und viel weltliches Besitztum von sich that um Christi willen. Wer es ist, weiß ich nicht, auch will ich ihn nicht kennen zu lernen suchen. Es ist einer, welcher seine Schätze

---

*) „Dabis impio militi, quod non vis dare sacerdoti, et hoc tollit fiscus, quod non accipit Christus.“ St. Augustin.

nicht da haben will, wo Rost sie verzehrt und Diebe einbrechen und sie stehlen, sondern der es, wie der gottselige Laurentius, vorzieht, daß sie durch die Hand der Armen in die himmlische Schatzkammer Christi getragen werden. Nehmet denn als eine Gabe Gottes, welcher dies gute Werk eingegeben hat, die Verteilung an, die jetzt bevorsteht, und die in den Tagen der Trübsal, welche sich für uns vorbereiten, eine nützliche Hilfe sein mag. Als einzige Vergeltung, die von euch verlangt wird, vereiniget euch in dem gewöhnlichen Gebete, das wir für die verrichten, die uns Gutes erweisen."

Während dieser kurzen Rede wußte der arme Pankratius nicht, wohin er schauen sollte. Er hatte sich hinter die Anwesenden in einen Winkel zurückgezogen, und Sebastian stand mitleidig vor ihm, indem er sich so breit als möglich machte. Seine Rührung hätte ihn beinahe verraten, als die ganze Versammlung niederkniete und mit ausgestreckten Händen, die Augen zum Himmel erhoben, und voll Inbrunst, wie mit einer Stimme ausrief: „Retribuere dignare, Domine, omnibus nobis bona facientibus propter nomen tuum vitam aeternam. Amen."*)

Das Almosen wurde dann verteilt und fiel über Erwarten reichlich aus; ebenso wurden an alle Nahrungsmittel im Überflusse ausgeteilt, und eine heitere Mahlzeit beschloß die erbauliche Scene. Es war noch früh, und viele nahmen keinen Teil an dem Essen, da in der benachbarten Pfarrkirche für sie ein noch köstlicheres, geistliches Mahl bereitet werden sollte.

Als alles vorbei war, bestand Cäcilia darauf, ihren armen, alten Krüppel wieder nach Hause zu geleiten und seinen schweren, tuchenen Beutel zu tragen; sie plauderte so lustig mit ihm, daß er sich wunderte, als er sobald die Thüre seiner armen, aber reinlichen Wohnung erreichte. Seine blinde Führerin drückte ihm

---

*) „Gieb, o Herr! allen das ewige Leben, die um Deines Namens willen uns Gutes thun."

dann seinen Beutel in die Hand und trippelte mit einem eiligen „Guten Tag" schnell hinweg, und war bald seinem Auge entschwunden. Der Sack schien ungewöhnlich schwer, daher zählte der alte Mann sorgfältig den Inhalt desselben, und fand zu seinem Erstaunen, daß er eine doppelte Portion hatte. Er zählte noch einmal, und fand es wieder so. Bei nächster Gelegenheit erkundigte er sich deshalb bei Reparatus, konnte aber keine Aufklärung erhalten. Hätte er Cäcilia gesehen, als sie laut auflachend um die Ecke bog, wie wenn sie jemand einen rechten Streich gespielt hätte, und flink dahin eilte, als ob sie nichts Schweres bei sich trüge, so würde er leicht eine Lösung für das Rätsel seines Reichtums gefunden haben.

Sechzehntes Kapitel.

Der Monat Oktober.

Der Monat Oktober ist in Italien eine herrliche Zeit. Die Glut der Sonne hat ihre Kraft verloren, aber der Glanz ist geblieben und leuchtet eben so heiter wie im Sommer. Wenn sie am Morgen aufgeht, verbreitet sie strahlende Goldfunken über die erwachende Natur, wie ein indischer Fürst beim Eintritte in den Saal Hände voll Edelsteine und Gold unter das Gedränge des Volkes wirft. Die Berge scheinen ihre felsigen Häupter und die Wälder ihre luftigen Arme auszustrecken, voll Begierde, von der königlichen Freigebigkeit der Sonne zu empfangen. Und wenn sie, nachdem sie ihre Bahn durch einen wolkenlosen Himmel zurückgelegt, am Ziele derselben anlangt und am westlichen Meere ihr Lager mit geschmolzenem Golde bestreut findet und darüber purpurne Wolken mit glänzenden Rändern hängen, so dehnt sie sich in eine ungeheure Scheibe von milden Strahlen aus, wie um am Ende der Bahn Lebewohl

zu sagen; aber bald, nachdem sie entschwunden, sendet sie von dem anderen Teile der Welt, den sie nun besuchen und erfreuen will, strahlende Boten zurück, um uns zu erinnern, daß sie bald zurückkommen und uns wieder beglücken wird. Ihr Strahl, wenn nicht mehr so mächtig, ist um so wirksamer. Monate hat sie gebraucht, um aus dem saftlosen, eingeschrumpften Weinstocke zuerst grüne Blätter, dann krause, zarte Ranken und zuletzt kleine Büschel harter, saurer Beeren hervorzulocken, und das Wachstum ist sehr langsam gewesen. Nun aber sind die Blätter breit und groß, und beanspruchen mit Recht in den Weinländern einen eigenen Namen;*) die einzelnen kleinen Knoten sind in üppige Traubenbüschel aufgeschwollen, von welchen einige bereits die helle Ambrafarbe annehmen, während die, welche demnächst in reichem Purpur glühen sollen, ihre kaum minder schöne Opalfarbe in diesen zu verwandeln beginnen.

Dann ist es vergnüglich, an einem schattigen Orte am Abhange eines Hügels zu sitzen und dann und wann vom Buche aufzublicken, um das Auge über die bunte Landschaft hinschweifen zu lassen.

Wenn dann ein leiser Wind über die Olivenbäume am Abhange des Hügels hinfährt und ihre Blätter schüttelt, wechseln ihre beiden Seiten in helleren und dunkleren Farben, und je nachdem die Sonne scheint oder die Wolke sie über den Weingärten verfinstert, zeigt das Laub einen mehr gelben oder bräunlichen Schatten. Denke man sich dann zu diesem die unzähligen anderen Tinten, die dem Gemälde seine Färbung geben, das Grün der finsteren Cypresse, der dunklen Steineiche, der hellen Kastanie, den sich rötenden Apfelbaum, die abgebrannten Stoppeln der Felder, die melancholische Pinie — für Italien, was die Palme für den Orient — turmhoch sich über den Buxbaum, den Arbutus und den Lorbeer der Landhäuser erhebend,

---

*) Pampinus, pampino.

und all dies hingestreut über Berg, Hügel und Thal; dazu noch die hervorsprudelnden Quellen, die herabstürzenden Wasserfälle, die Säulenhallen schimmernd von Marmor, Bildsäulen aus Erz und Stein, die gemalten Vorderseiten der ländlichen Wohnungen mit unzähligen Blumen und Flecken grünen Rasens — denke man sich all dies, und man hat einen schwachen Begriff von den Reizen, welche wie heute noch, so auch damals im Monat Oktober den römischen Patricier und Ritter aus dem geräuschvollen und rauchigen Rom hinauslockten, um seine Augen an den stilleren Schönheiten des Landes zu weiden.

Wenn der glückliche Monat herannahte, sah man die Villen geöffnet, um frische Luft einzulassen, und unzählige Sklaven mit Fegen und Abstäuben beschäftigt; die Hecken wurden in phantastischen Gestalten aufgebunden, die Kanäle für die künstlichen Wasserleitungen gereinigt und das Unkraut aus den Kieswegen ausgerauft. Der Villicus oder Gutsaufseher überwacht alle mit scharfem Worte oder der noch schärferen Peitsche. So müssen viele leiden, um vielleicht einem einzigen Freude zu machen.

Endlich füllen sich die staubigen Straßen mit Fuhrwerken aller Art, von dem schweren Lastwagen, welcher das Möbel führt und von Ochsen langsam gezogen wird, bis zum leichten Kabriolett, das mit feurigen Rossen dahinfliegt, und da die besten Wege eng waren und die Kutscher der damaligen Zeit ebensowenig höflich als in unseren Tagen, so kann man sich denken, was für eine Verwirrung, Lärm und Gezänke die öffentlichen Wege erfüllte. Die sabinischen, tusculanischen und albanischen Hügel waren alle mit prächtigen Villen oder einfacheren Landhäusern bedeckt, wie sie ein Mäcena oder ein Horaz bewohnt haben mochte; selbst die flache Campania di Roma ist mit Ruinen von gewaltigen Landsitzen bedeckt, während von der Mündung der Tiber die Küste entlang, an Laurentum, Lanuvinum und Antium vorbei, und so fort bis Cajeta, Bajä und anderen Badeorten der vornehmen Welt um den Vesuvius herum gleichsam eine Straße von Edelsitzen hinlief. Diese Grenzen

genügten indes der leidenschaftlichen Vorliebe des Römers für das Landleben noch nicht. Die Gestade des Benacus (jetzt der Lago Maggiore, nördlich von Mailand), Como und die reizenden Ufer der Brenta wurden nicht bloß aus benachbarten Städten, noch weniger von Reisenden germanischer Abkunft, sondern vielmehr von den Einwohnern der kaiserlichen Hauptstadt besucht.

Nach einem dieser „lieblichen Äuglein" Italiens,*) wie Plinius jene Villen nennt, weil sie die eigentümlichste Schönheit des Landes ausmachen, war, bevor das geräuschvolle Treiben auf den Straßen begann, den Tag nach der Zusammenkunft zwischen der schwarzen Afra und Corvinus, Fabiola geeilt. Die Villa lag an dem Abhange des Hügels, der sich bis zur Bucht von Gaëta hinab erstreckt, und zeichnete sich, wie das Haus in der Stadt, durch den feinen Geschmack aus, welcher einem behaglichen, wenngleich nicht üppigen Komfort diente. Von der Terrasse, der eleganten Villa gegenüber, konnte man die stille, tiefblaue Bucht überschauen, von den fruchtbarsten Ufern umschlossen, wie ein Spiegel in erhabenem Rahmen mit reichem Schmelze verziert. Die weißen, von der Sonne beleuchteten Segel der Yachten, Galeeren, Lustbarken und Fischernachen hoben sich anmutig darauf ab; aus einigen derselben erscholl das helle Gelächter der Insassen, aus anderen Gesang oder Harfentöne oder die lauten, schrillen, nicht gar feinen Lieder der Bootsleute. Ein gegitterter Gang, mit Kriechpflanzen bedeckt, führte zu den Bädern am Ufer und öffnete sich auf halbem Wege nach einem einladenden Rasenplatze, dessen Grün immer frisch gehalten wurde durch eine krystallhelle Felsenquelle, die schäumend in ein natürliches Becken fiel und, den Rand desselben überströmend, murmelnd das Gitter entlang der See zueilte. Zwei gewaltige Platanenbäume warfen ihren Schatten über diesen klassischen Boden, wie vordem über den Lieblingsplatz Platos und Ciceros

---

*) Ocelli Italiae.

bei ihren philosophischen Unterredungen. Die schönsten Blumen und Pflanzen aus fernen Ländern waren an diesem Orte heimisch geworden, da er vor Schwüle und Frost gleichmäßig geschützt war.

Fabius pflegte, aus Gründen, die später ihre Erklärung finden werden, selten mehr als ein paar Tage in dieser Villa zu verweilen, und selbst dann geschah es gewöhnlich nur auf seinem Wege zu einem Vergnügungsorte der römischen Modewelt, wo er Geschäfte hatte oder zu haben vorgab. Seine Tochter war deshalb meistens allein und im Genusse der köstlichen Einsamkeit ungestört. Neben einer wohlversehenen Bibliothek, die sich in der Villa befand und hauptsächlich Werke über den Landbau und Schriften von lokalem Interesse enthielt, wurde alljährlich eine Anzahl Bücher, teils alte Lieblinge, teils leichtere Modeschriften (wovon sie sich frühzeitig um hohen Preis eine Abschrift verschaffte), von Rom gebracht, zugleich mit einer Menge kleinerer Kunstwerke, welche der alten Wohnung entnommen wurden, um die Villa zu schmücken. Ihre Morgenstunden verbrachte Fabiola meistens an dem eben beschriebenen beliebten Ruheplatze mit einem Bücherkästchen neben sich, woraus sie zuerst ein Buch und dann ein anderes sich auswählte. Jeder Besucher, der dies Jahr bei ihr einsprach, würde sich gewundert haben, sie fast immer mit einer Gesellschafterin zu finden — und zwar einer Sklavin.

Wir können uns Fabiolas Erstaunen denken, als am Tage nach jenem Gastmahle in ihrem Hause Agnes ihr sagte, daß Syra es abgelehnt habe, ihren Dienst zu verlassen, obwohl die Aussicht auf Freiheit eine starke Versuchung dazu war. Noch mehr erstaunte sie, als sie erfuhr, daß die Anhänglichkeit der Sklavin an ihre bisherige Herrin der Grund sei. Sie fühlte keineswegs das angenehme Bewußtsein, diese Neigung durch irgend einen Akt von Freundlichkeit, oder auch nur durch einige Dankbarkeit für die Sorgfalt ihrer Dienerin während ihrer Krankheit verdient zu haben. Sie war deshalb zuerst geneigt, Syra

für eine Thörin zu halten; aber ihr Gemüt beruhigte sich dabei nicht. Allerdings hatte sie oft Beispiele von Treue und Ergebenheit der Sklaven gelesen oder gehört, sogar gegen tyrannische Herren,*) allein diese wurden immer als Ausnahmen von der allgemeinen Regel betrachtet, und was waren einige Dutzend rührende Beispiele im Laufe von Jahrhunderten, im Vergleich zu den zehntausend Fällen von Haß, die täglich vorkamen? Gleichwohl war hier ein deutliches und handgreifliches Beispiel zur Hand und machte tiefen Eindruck auf Fabiola. Sie beobachtete ihr Mädchen eine Zeit lang sorgfältig, ob in deren Betragen irgend etwas verraten könnte, daß sie das Bewußtsein fühle, etwas Großes gethan zu haben, und daß ihre Herrin dies anerkennen müsse. Sie merkte aber nicht das geringste. Syra verrichtete alle ihre Obliegenheiten mit demselben Fleiße, und verriet nie irgend ein Zeichen, als halte sie sich weniger für eine Sklavin, denn zuvor. Fabiolas Herz wurde immer weicher, und sie begann nun, es nicht für so ganz schwer zu halten, was sie in ihrem Gespräche mit Agnes für unmöglich erklärt hatte — eine Sklavin zu lieben; auch hatte sie nun einen neuen Beweis dafür gefunden, daß es wirklich so etwas in der Welt gebe, wie uneigennützige Liebe, eine Zuneigung, die keine Erwiderung verlangte.

Ihre Unterhaltungen mit ihrer Sklavin nach dem merkwürdigen Gespräche, welches wir früher erzählt haben, hatten sie überzeugt, daß Syra eine höhere Erziehung empfangen habe. Sie war zu zartfühlend, sie über ihre Vergangenheit zu befragen, besonders da manche Besitzer junger Sklaven denselben oft eine feinere Bildung geben ließen, um ihren Wert zu erhöhen; allein sie entdeckte bald, daß sie griechische und lateinische Schriftsteller mit Leichtigkeit und Verständnis las und beide Sprachen gut schrieb. Allmählich wies sie ihr eine höhere Stellung an, zum

*) Wie sie Makrobius in seinen Saturnalia lib. 1. und Valerius Maximus anführt.

großen Verdruß ihrer Genossinnen; sie befahl Euphrosyne, ihr ein besonderes Zimmer zu geben, für das arme Mädchen die größte Wohlthat, und verwendete sie als Schreiberin und Vorleserin.

Noch immer konnte sie in ihrem Betragen keine Änderung wahrnehmen, keinen Stolz, keine Ansprüche; denn sobald ihr, wie früher, eine Arbeit der gemeineren Art zugewiesen ward, so schien sie nie daran zu denken, dieselbe jemand anders zuzuschieben, sondern machte sich selbst unverdrossen daran wie an eine selbstverständliche Pflicht.

Die gewöhnliche Lektüre Fabiolas bestand, wie früher bemerkt wurde, aus philosophischen Schriften. Mit Erstaunen fand sie jedoch, wie ihre Sklavin durch eine einfache Bemerkung oft einen anscheinend festen Grundsatz widerlegte, einen ganzen Schwall moralisierender Deklamationen über den Haufen warf, oder auch eine höhere Ansicht von einer moralischen Wahrheit, oder einen mehr praktischen Gesichtspunkt entwickelte, als die Schriftsteller aufstellten. Auch machte sich dabei keine auffallende Urteilsschärfe oder beißender Witz geltend und ebensowenig schien es das Ergebnis häufiger Lektüre, eines tiefen Nachdenkens oder einer höheren Erziehung zu sein. Denn wiewohl sich hiervon in Syras Worten, Ideen und in ihrem ganzen Benehmen Spuren wahrnehmen ließen, so waren ihr doch die Bücher und die Lehrsätze, die Fabiola mit ihr las, offenbar neu. Allein das Mädchen schien in ihrem Geiste irgend eine verborgene, aber unfehlbare Richtschnur der Wahrheit, einen Hauptschlüssel zu besitzen, welcher jeden verschlossenen Schatz einer sittlichen Erkenntnis öffnete, eine richtig gespannte Saite, die mit allem, was recht und gut war, in unfehlbarem Einklange vibrierte, aber von allem Schlechten, Lasterhaften oder auch nur Oberflächlichem abgestoßen wurde. Was dies für ein Geheimnis sein mochte, war Fabiola begierig zu entdecken; es glich mehr einer inneren Erleuchtung des Geistes, als irgend etwas, das sie vorher erfahren hatte. Sie war noch nicht in der Lage, zu

wissen, daß der Geringste und Niedrigste im Himmelreiche (und was ist geringer, als ein Sklave?) an geistiger Weisheit, an Licht des Verstandes und himmlischen Gnaden reicher sei, als sogar der Vorläufer Johannes der Täufer.*)

Es war ein köstlicher Oktobermorgen, als die Herrin mit ihrer Sklavin bei der Quelle saß, mit Lesen beschäftigt. Da schaute jene, von der Lektüre gelangweilt, sich nach etwas Unterhaltenderem und Neuerem um, und sagte, ein Manuskript aus ihrem Bücherkästchen hervorlangend: „Syra, lege das einfältige Buch hinein. Hier ist etwas, das recht unterhaltend sein soll, und kürzlich erst herausgekommen ist; es wird uns beiden neu sein."

Das Mädchen that, wie ihr befohlen war, schaute den Titel des hervorgelangten Buches an und errötete. Sie warf einen Blick über die wenigen ersten Zeilen, und ihre Befürchtung bestätigte sich. Sie sah, daß es eines von jenen schlechten Werken war, die, wie der heilige Justin sich beklagte, frei cirkulieren durften, wiewohl sie durchaus unsittlich waren und alle Tugend herabsetzten, während jede christliche Schrift unterdrückt wurde. Syra legte das Buch mit ruhiger Entschlossenheit nieder und sagte: „Verlangt nicht, gute Herrin, Euch aus diesem Buche vorzulesen; es paßt weder für mich zum Vorlesen, noch für Euch zum Hören."

Fabiola war erstaunt; sie hatte nie gehört oder auch nur gedacht, daß man ihren Studien eine Beschränkung auferlegen könnte. Was man in unseren Tagen als unpassende Lektüre ansehen würde, bildete damals einen Teil der Modelitteratur. Von Horaz bis zu Ausonius herab beweisen dies alle klassischen Schriftsteller. Und mit welchem Rechte hätte man auch eine Lektüre als unsittlich verwerfen wollen, die ein moralisches System nur mit der Feder schilderte, welches der Pinsel des Malers und

---

*) Matth. 12, 11.

der Meißel des Bildhauers stündlich jedem Auge nahe brachte? Fabiola kannte keine höhere Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht, als das System ihr an die Hand gab, unter welchem sie aufgezogen worden war.

„Was kann es uns schaden?" fragte sie lächelnd. „Ich zweifle nicht, daß in dem Buche eine Masse von Verbrechen und schlechten Handlungen beschrieben sind, allein dies wird uns nicht verleiten, dieselben zu begehen; auch ist es unterhaltend, die Schwächen von anderen zu lesen."

„Würdet Ihr selbst eine derartige Handlung Euch zu schulden kommen lassen?"

„Nicht um die Welt."

„Gleichwohl muß, wenn Ihr sie leset, ihr Bild Eueren Geist beschäftigen, und während sie Euch unterhält, müssen Euere Gedanken mit Genuß dabei verweilen."

„Gewiß, und was dann?"

„Solche Bilder sind verwerflich, solche Gedanken sind sündhaft."

„Wie ist dies möglich? Wird denn das Böse nicht erst durch die That zur Sünde?"

„Allerdings, Herrin; aber was ist die That des Geistes oder, wie ich mich ausdrücke, der Seele anderes, als ein Gedanke? Eine Leidenschaft, welche einem anderen den Tod wünscht, ist die Handlung dieser unsichtbaren Macht, ungesehen, wie sie; der Streich, welcher die That verübt, ist nur die mechanische Thätigkeit des Leibes, sichtbar wie ihr Ursprung. Aber welche Macht gebietet, die Seele oder der Leib? Und welche gehorcht? Auf welcher liegt die Verantwortlichkeit für die endliche Wirkung?"

„Ich verstehe Dich," sagte Fabiola nach einer Pause, sich etwas gedemütigt fühlend; „aber eine Schwierigkeit bleibt übrig. Es giebt, wie Du behauptest, eine Verantwortlichkeit sowohl für den inneren, als für den äußeren Akt. Gegen wen? Wenn die äußere That erfolgt, dann tritt eine Verantwortlichkeit ein gegen die Gesellschaft, die Gesetze, die Grundsätze der Gerechtig-

keit, gegen sich selbst; denn schmerzliche Folgen können daraus entstehen; allein wenn nur die innere Thätigkeit in Betracht kommt, wem kann man da verantwortlich sein? Wer sieht es? Wer vermag darüber zu urteilen?"

„Gott," antwortete Syra mit tiefem Ernste. Fabiola sah sich getäuscht; sie hatte irgend eine neue, überraschende Theorie erwartet. Statt dessen erhielt sie eine Antwort, welche sie in das Bereich des bloßen Aberglaubens verwies, obwohl vielleicht jetzt nicht so sehr als früher. „Was, Syra, glaubst Du denn wirklich an Jupiter und Juno, oder vielleicht an Minerva, die allenfalls die achtungswürdigste aus der olympischen Familie ist? Meinst Du, diese haben mit unseren Angelegenheiten etwas zu thun?"

„Weit entfernt; ich verabscheue schon ihre Namen und hasse die Schlechtigkeiten, welche ihre Geschichten oder Fabeln auf Erden versinnbildlichen. Nein, ich spreche nicht von Göttern und Göttinnen, sondern von einem einzigen Gott."

„Und wie heißest Du Ihn in Deinem Systeme, Syra?"

„Er hat keinen Namen, als Gott, und diesen haben die Menschen Ihm nur gegeben, damit sie von Ihm sprechen können. Der Name umschreibt nicht seine Natur, seinen Ursprung, seine Eigenschaften."

„Und welcher Art sind diese?" fragte die Herrin mit erwachter Neugierde.

„Einfach wie das Licht ist Er seinem Wesen nach, einer und derselbe überall, unteilbar, allumfassend, allgegenwärtig und unbegrenzt. Er war da vor allem Anfang und wird sein, nachdem alles ein Ende hat. Macht, Weisheit, Güte, Liebe, Gerechtigkeit und ein unfehlbares Urteil gehören Ihm nach seiner Natur, und diese Eigenschaften sind ebenso unbegrenzt, als Er. Er allein kann erschaffen, Er allein erhalten und Er allein zerstören."

Fabiola hatte oft von den flammenden Blicken gelesen, welche eine Sibylle oder die Priesterin eines Orakels beseelte, aber

bis jetzt nie dergleichen gesehen. Das Gesicht der Sklavin glühte, ihre Augen leuchteten mit ruhigem Glanze, ihre Gestalt war bewegungslos und die Worte strömten ihr von den Lippen, als wären diese nur die Öffnung eines musikalischen Instrumentes, das sich durch den Atem eines anderen in Tönen ergoß. Ihr Ausdruck und ihr ganzes Wesen erinnerte Fabiola lebhaft an jenen in sich versunkenen, geheimnisvollen Blick, den sie so oft an Agnes bemerkt hatte, nur war er bei dem Kinde sanft und lieblich, bei der Jungfrau mehr ernst und orakelhaft. „Wie enthusiastisch und erregbar ist doch ein orientalisches Temperament!" dachte Fabiola, als sie ihre Sklavin betrachtete. „Kein Wunder, daß der Orient für das Land der Poesie und der Begeisterung gehalten wird." Als sie sah, daß Syra sich von der offenbaren Spannung ihres Geistes erholt hatte, sprach sie in einem so leichten Tone, als sie annehmen konnte: „Aber, Syra, kannst Du glauben, daß ein Wesen, wie Du es beschrieben hast, weit erhaben über alle Begriffe der alten Fabeln, sich damit beschäftigen kann, beständig die Handlungen oder gar die armseligen Gedanken von Millionen Menschen zu überwachen?"

„Es ist keine Beschäftigung, es ist nicht einmal freie Wahl. Ich nannte Ihn Licht. Ist es für die Sonne ein Geschäft oder eine Mühe, ihre Strahlen durch den Krystall jener Quelle bis zu den Kieselsteinen auf dem Grunde hinabzusenden? Seht, wie sie von selbst nicht nur das Schöne enthüllen, sondern auch das Häßliche; nicht nur die Funken, welche die fallenden Tropfen an den rauhen Wänden bilden; nicht nur die perlenden Blasen, die schnell aufsteigen, einen Augenblick glänzen und dann an der Oberfläche zerplatzen; nicht nur die goldenen Fische, die in ihrem Lichte spielen, sondern auch das schwarze und häßliche Gewürme, welches in finsteren Löchern unten sich zu bergen sucht, und dies doch nicht vermag, denn das Licht verfolgt es. Hat die Sonne bei alledem eine Mühe oder ein Geschäft? Weit mehr würde es so scheinen, wenn sie ihre Strahlen an der Oberfläche des durchsichtigen Elements zurückhalten müßte, um

es nicht zu beleuchten. Und was sie hier thut, das thut sie in dem nächsten Strome und in dem, welcher tausend Meilen weit entfernt ist, mit gleicher Leichtigkeit; und wenn es noch so viele Ströme und noch so viele Wassermassen gäbe, so würde es ihr doch nicht an Strahlen oder an Licht fehlen, sie alle zu bescheinen."

„Deine Theorien sind immer schön, Syra, und wenn sie wahr sind, so sind sie höchst wundervoll," bemerkte Fabiola nach einer Pause, während welcher ihre Augen nachdenklich auf die Quelle gerichtet waren, wie wenn sie die Worte Syras erproben wollte.

„Und sie klingen so wahr," setzte sie hinzu; „denn könnte das Falsche schöner sein, als das Wahre? Aber was für eine schreckliche Idee, daß man nie allein ist, nie einen Wunsch, nie einen noch so geheimen Gedanken hegt und niemals eine noch so thörichte, stolze oder kindische Einbildung der Beobachtung jenes Einen verbergen kann, welcher keine Unvollkommenheit kennt! Furchtbarer Gedanke, daß man, wenn es wahr ist, was Du sagst, beständig unter dem Blicke eines Auges lebt, gegen welches die Sonne nur ein Schatten ist, denn diese dringt nicht in die Seele ein. Es könnte den Menschen dahin bringen, sich selbst zu vernichten, um der qualvollen Überwachung loszuwerden. Und doch klingt es so wahr!"

Fabiola blickte fast wild, als sie diese Worte sprach. Der Stolz ihres heidnischen Herzens schwoll heftig in ihrer Brust, und sie empörte sich gegen die Annahme, daß sie sich nie wieder mit ihren eigenen Gedanken allein fühlen könnte oder daß eine Macht existieren sollte, die ihre innersten Wünsche, Einbildungen und Launen beobachtete. Aber immer kam der Gedanke wieder: Und doch scheint es so wahr! Ihr Verstand kämpfte heldenhaft gegen die aufsteigende Leidenschaft, wie der Adler mit der Schlange, welcher mehr mit dem Auge, als mit Schnabel und Krallen den zagenden Feind überwältigt. Und nach einem Kampfe, der sich in ihren Mienen abspiegelte, kam eine sanfte

Ruhe über sie. Sie schien zum ersten Male die Gegenwart eines Wesens zu fühlen, erhabener als sie selbst, eines Wesens, das sie fürchtete, und doch zu lieben wünschte. Sie beugte ihren Geist nieder, sie demütigte ihren Verstand, und auch ihr Herz gestand sich zum ersten Male, daß es einen Meister und Herrn habe.

Syra beobachtete stillschweigend mit gespannter Aufmerksamkeit, was im Gemüte ihrer Herrin vorzugehen schien. Sie wußte, wie viel von dem Ausgange abhing, was für einen mächtigen Fortschritt in der religiösen Entwickelung ihres Zöglings die Anerkennung der Wahrheit bedeute, die sich ihr nun aufdrang, und sie flehte mit Inbrunst um diese Gnade.

Endlich erhob Fabiola das Haupt, welches zugleich mit ihrem Herzen sich gebeugt zu haben schien, und sagte mit freundlicher Anmut: „Syra, ich weiß, ich habe die Tiefen Deiner Erkenntnis noch nicht erreicht, Du mußt mir noch mehr zu lehren haben (eine Thräne entfiel dem Auge der armen Sklavin und eine sanfte Röte überzog ihr Gesicht). Aber heute hast Du meinen Gedanken eine neue Welt und ein neues Leben eröffnet. Eine Sphäre der Tugend, weit erhaben über die Urteile und Meinungen der Menschen, das Bewußtsein von einer Macht, die unsere Handlungen überwacht und belohnt oder bestraft — habe ich recht, Syra? — (Syra nickte bejahend) — die bei uns weilt, wenn kein anderes Auge uns sehen, uns zurückhalten oder ermutigen kann; ein Gefühl, daß, wären wir für immer in einer Einöde abgeschlossen, wir stets dieselben bleiben würden, weil jener Einfluß auf uns so erhaben über alle menschlichen Grundsätze sein muß, daß er uns leitet und uns nie verlassen kann — dies ist, wenn ich Deine Theorie recht verstehe, die sittliche Höhe, auf welche jedes Individuum dadurch gestellt würde. Unter diese Höhe hinabzufallen, sogar bei einem äußerlich tugendhaften Leben, wäre eitel Trug und entschiedene Schlechtigkeit. Ist es nicht so?"

„O, meine teure Herrin," rief Syra aus, „um wie viel besser könnt Ihr dies ausdrücken, als ich!"

„Du hast mir noch nie geschmeichelt,“ versetzte Fabiola lächelnd, „fange jetzt nicht an. Aber Du hast ein neues Licht auch über andere Gegenstände verbreitet, die mir bis heute dunkel waren. Sage mir nun, meintest Du nicht dieses, als Du mir einst sagtest, daß es nach Deiner Theorie keinen Unterschied gebe zwischen Herrin und Sklavin? Dieser Unterschied, so weit er bestehe, sei bloß äußerlich und gelte nur für die Gesellschaft, verschwinde aber in nichts gegen die Gleichheit, die vor Deinem höchsten Wesen existiert, und im Vergleich mit dem höheren sittlichen Range, den vor dem Auge jenes höchsten Wesens vielleicht derjenige einnimmt, den die menschliche Gesellschaft auf eine niedrige Stufe herabdrückt?“

„Allerdings dachte ich daran, mein edles Fräulein, wiewohl in der Idee noch andere Betrachtungen enthalten sind, die Euch gegenwärtig schwerlich interessieren.“

„Und doch schien mir diese Behauptung, als Du sie aussprachest, so abgeschmackt, daß Stolz und Ärger über mich kamen. Erinnerst Du Dich noch daran, Syra?“

„O nein, nein,“ erwiderte freundlich das Mädchen, „sprecht doch nicht davon.“

„Hast Du mir jenen Tag verziehen, Syra?“ sprach die Herrin mit einer Rührung, die ihr bis jetzt ganz neu war.

Das arme Mädchen war überwältigt, sie stand auf und warf sich ihrer Herrin zu Füßen und versuchte, ihre Hand zu fassen, aber jene kam ihr zuvor, und zum ersten Male in ihrem Leben fiel Fabiola einer Sklavin um den Hals und weinte. Ihre Thränen floßen lange. Ihr Herz fing an, über ihren Verstand das Übergewicht zu gewinnen, und dies kann nur geschehen, wenn es sanfter wird; endlich wurde sie ruhig, und sich aus ihren Armen windend, sprach sie: „Noch eins, Syra: darf man diesem Wesen, das Du mir beschrieben hast, anbetend nahen? Ist es nicht zu erhaben, zu ätherisch, zu entfernt dazu?“

„O nein, edles Fräulein!“ antwortete die Dienerin. „Es ist keinem von uns ferne; denn wie im Licht der Sonne, so be-

wegen wir uns, so leben und sind wir in dem Glanze seiner Macht, seiner Güte und Weisheit. Daher können wir uns an Ihn wenden, nicht als an einen Fernen, sondern als an einen, der um uns und in uns ist, während wir in Ihm sind, Er hört uns nicht mit den Ohren, sondern unsere Worte fallen sogleich in seinen Busen, und die Wünsche unseres Herzens dringen auf der Stelle in die göttliche Tiefe seines Wesens."

„Allein," fuhr Fabiola etwas schüchtern fort, „giebt es keinen erhabenen Akt, z. B. ein Opfer, wodurch Er anerkannt und angebetet werden könnte?"

Syra zögerte, denn die Unterhaltung schien sich auf ein geheimnisvolles, heiliges Gebiet hinüberzuspielen, in welches die Kirche nie ein profanes Auge blicken ließ. Doch antwortete sie einfach bejahend.

„Und könnte ich nicht," fragte ihre Herrin noch demütiger, „so weit in euerer Schule unterrichtet werden, um diesen edleren Akt der Huldigung zu vollziehen?"

„Ich fürchte, nein, edle Fabiola; man müßte ein Opfer haben, das der Gottheit würdig wäre."

„Ja freilich," antwortete Fabiola, „ein Stier mag für Jupiter gut genug sein, oder eine Ziege für Bacchus; aber wo findet sich ein Opfer, dessen würdig, den Du mich kennen gelehrt hast?"

„Es muß allerdings eines sein, das seiner in jeder Hinsicht würdig ist, fleckenlos, rein, unvergleichlich groß und unendlich angenehm."

„Und was kann dies für eines sein, Syra?"

„Nur Er selbst."

Fabiola bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und dann Syra ernst ins Auge blickend, sprach sie: „Nachdem Du mir die tiefe Bedeutung der Verantwortlichkeit so klar gemacht hast, unter welcher Du beständig sprechen und handeln mußt, bin ich überzeugt, daß Du mit jenem furchtbaren Wort einen wirklichen Sinn verbindest, obwohl ich Dich nicht verstehe."

„So wahr jedes meiner Worte gehört, jeder meiner Gedanken gesehen wird, ist das, was ich gesprochen, eine Wahrheit."

„Ich fühle nicht die Kraft, den Gegenstand jetzt weiter zu verfolgen, ich bedarf der Ruhe."

Siebzehntes Kapitel.

Die christliche Gemeinde.

Nach dieser Unterhaltung zog sich Fabiola zurück, und ihr Geist war den übrigen Tag abwechselnd aufgeregt und ruhig. Wenn sie die erhabene Ansicht von dem sittlichen Leben, auf welche ihre Gedanken gelenkt waren, fest ins Auge faßte, so fand sie in dieser Betrachtung eine ungewöhnliche Ruhe. Es war ihr, als habe sie eine große Entdeckung gemacht, deren Kenntnis sie in eine neue, erhabene Region erhob, von wo aus sie über die Irrtümer und Thorheiten der Menschen nur lächeln konnte; allein wenn sie die Verantwortlichkeit betrachtete, welche dies Licht auflegte, die Wachsamkeit, die es verlangte, die unsichtbaren und unbelohnten Kämpfe, die es erforderte, die Trostlosigkeit einer Tugend ohne Bewunderung, so schrak sie vor dem Leben zurück, das vor ihr lag, und das sie ohne die Stütze und Hilfe, die ihr bis jetzt bekannt war, durchwandeln sollte. Des wahren Grundes sich unbewußt, sah sie sich nicht im Besitze der Mittel, die schöne Theorie im Leben auszuführen. Dieselbe erschien ihr wie eine glänzende Lampe, mitten in einer ungeheueren, von aller Einrichtung entblößten Halle, die nur eine traurige Öde beleuchtet. Wozu so viel Glanz verschwenden?

Der nächste Morgen war für einen jener Besuche bestimmt, die sie jährlich auf dem Lande abzustatten pflegte, nämlich

dem Expräfekten der Stadt, Chromatius. Der Leser wird sich erinnern, daß dieser Beamte nach seiner Bekehrung und nachdem er seine Stelle niedergelegt, mit einer Anzahl der von Sebastian Bekehrten sich auf sein Landhaus in Kampanien zurückgezogen und den heiligen Priester Polykarp mitgenommen hatte, damit dieser den Unterricht der Gläubigen vollende. Von diesen Umständen war Fabiola nicht benachrichtigt worden, allein sie hörte allerlei seltsame Gerüchte über Chromatius' Villa. Er sollte eine Menge vorher niemals in seinem Hause gesehener Besucher haben; er gebe keine Gastereien, alle seine ländlichen Sklaven habe er freigelassen, manche von ihnen aber hätten es vorgezogen, bei ihm zu bleiben; die ganze zahlreiche Gesellschaft scheine sehr glücklich, wiewohl keine lärmenden Vergnügungen daselbst stattfänden. All dies machte Fabiolas Neugierde rege, zudem wünschte sie gegen einen der liebsten Freunde ihrer Kindheit eine angenehme Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen und mit eigenen Augen zu sehen, was ihr ein recht platonisches, oder wie wir sagen würden, utopisches Experiment schien. In einem leichten ländlichen Gefährte, mit tüchtigen Rossen bespannt, brach Fabiola in der Frühe auf und fuhr munter die ebene Straße durch das glückliche Kampanien dahin. Ein Herbstregen hatte den Staub gelöscht und die Weinlaubgewinde wie mit glitzernden Edelsteinen bestreut, welche den Weg begrenzten und statt der Hecken sich von Baum zu Baum hinzogen. Bald hatte sie den sanften Abhang (denn Hügel konnte man es kaum heißen) erreicht, der mit Buxbaum, Arbutus und Lorbeeren bedeckt und von hohen, spitz zulaufenden Cypressen überragt war, zwischen welchen die weißen Wände der stattlichen Villa auf dem Gipfel hervorschimmerten. Eine Veränderung, das sah sie wohl, war vor sich gegangen, über die sie anfangs nicht recht klar werden konnte; als sie das Thor passiert hatte, erinnerten sie die vielen leeren Piedestale und Nischen, daß die Villa ihren eigentümlichsten Schmuck ganz verloren hatte — die Menge schöner Bildsäulen, welche anmutig an den beschnittenen,

immergrünen Hecken standen und der Villa den jetzt völlig gegenstandslos gewordenen Namen ad statuas*) gaben.

Chromatius, den sie das letzte Mal an der Gicht leidend gesehen hatte, jetzt ein frischer Alter, empfing sie mit Höflichkeit, erkundigte sich teilnehmend nach ihrem Vater, und fragte, ob es wahr sei, daß derselbe demnächst nach Asien gehe. Darüber schien Fabiola betrübt, denn er hatte ihr von dieser seiner Absicht nichts gesagt. Chromatius hoffte, es werde ein falsches Gerücht sein, und lud sie ein, mit ihm einen Gang durch sein Besitztum zu machen. Sie fand dasselbe mit derselben Sorgfalt gepflegt, wie früher, voll schöner Pflanzen, aber um so mehr vermißte sie die alten Statuen. Als sie endlich eine Grotte mit einem Springbrunnen erreichten, wo früher Nymphen und Meergottheiten das Auge ergötzten, die aber jetzt verschwunden waren, konnte sie sich nicht länger halten, und sagte zu Chromatius: „Ei, Chromatius, was ist Euch denn eingefallen, daß Ihr alle Euere Bildsäulen entfernet und den eigentümlichen Charakter Euerer schönen Villa zerstörtet? Was hat Euch dazu verleitet?"

„Mein liebes Fräulein," antwortete der muntere Alte, „seid darüber nicht ungehalten. Wozu waren überhaupt diese Figuren da?"

„Wenn Ihr so dachtet," erwiderte sie, „so möchten doch andere nicht so denken; aber sagt mir, was habt Ihr mit ihnen angefangen?"

„Nun, die Wahrheit zu sagen, ich habe sie unter den Hammer gebracht!"

„Was! und Ihr ließet mich dies nicht wissen? Ihr wißt, es waren manche Stücke dabei, die ich recht gern erworben haben würde."

Chromatius lachte laut auf und sagte in der traulichen Weise, wozu ihm seine Bekanntschaft mit Fabiola von Kindheit

---

*) „Die Villa der Bildsäulen."

an ein Unrecht gab: „Meine Liebe, wie eilt doch Euere junge Phantasie so schnell, daß meine arme, alte Zunge kaum mit ihr Schritt halten kann! Ich meinte nicht den Hammer des Auktionators, sondern den Schmiedehammer. Die Götter und Göttinnen sind alle zerschlagen und pulverisiert; wenn Ihr allenfalls noch ein Bein oder eine Hand mit ein paar Fingern wünschet, vielleicht könnte ich noch so etwas für Euch auftreiben; aber ein Gesicht mit einer Nase oder einen Schädel ohne Riß kann ich Euch nicht versprechen."

Ganz erstaunt rief Fabiola aus: „Was für ein fürchterlicher Barbar seid Ihr geworden, mein weiser, alter Richter! Welchen Schatten eines Grundes könnt Ihr anführen, ein so entsetzliches Verfahren zu rechtfertigen?"

„Nun, Ihr seht, mit den Jahren bin ich eben weiser geworden und zu der Einsicht gekommen, daß Herr Jupiter und Frau Juno ebensowenig Götter sind, als Ihr oder ich; so habe ich denn kurzen Prozeß mit ihnen gemacht."

„Nun, das will ich gelten lassen; auch ich, obwohl weder alt noch weise, bin schon lange derselben Meinung gewesen; aber warum habt Ihr dieselben nicht wenigstens als Kunstwerke behalten?"

„Weil sie hier nicht in dieser Eigenschaft, sondern als Gottheiten aufgestellt gewesen sind. Sie waren hier als Betrüger mit falschen Ansprüchen, und gleichwie Ihr eine Büste oder ein Bild, das sich unter denen Euerer Vorfahren fände, aber einer ganz anderen Familie angehörte, als einen unberufenen Eindringling aus Euerem Hause entfernen würdet, so verfuhr ich mit diesen Prätendenten, nachdem es mir klar geworden, daß ihr Anspruch auf eine höhere Verwandtschaft mit mir falsch sei. Damit nicht derselbe Betrug fortgesetzt würde, so konnte ich es nicht über mich gewinnen, sie zu verkaufen."

„Ei, mein höchst gewissenhafter, alter Freund, ist es nicht ein Betrug, Euere Villa noch länger ad statuas zu nennen, nachdem nicht eine einzige Bildsäule hier übrig gelassen ist?"

„Allerdings," versetzte Chromatius, an Fabiolas Eifer sich erlustigend, „und Ihr werdet sehen, daß ich überall Palmenbäume gepflanzt habe, und sobald dieselben ihre Köpfe über das Immergrün hervorstrecken, wird die Villa dafür den Namen ad palmas*) erhalten."

„Ein hübscher Name," sagte Fabiola, gar nicht an die eigentliche höhere Bedeutung denkend, welche in demselben liegen mußte. Sie wußte natürlich nicht, daß die Villa jetzt eine Bildungsschule war, in welcher viele, wie Ringer und Gladiatoren, für den großen Kampf des Glaubens, für das Martertum bis zum Tode vorbereitet wurden. Die, welche in diese Schule traten, und die, welche sie verließen, konnten gleichmäßig sagen, sie seien auf dem Wege, die Palme des Sieges zu pflücken, um sie vor den Richterstuhl Gottes zu tragen, zum Zeichen ihres Triumphes über die Welt. Bald sollten in diesem stillen Aufenthalt der Christen viele solcher Palmenzweige gepflückt werden.

Indessen müssen wir hier der Zerstörung der Statuen des Chromatius etwas ausführlicher gedenken, da sie in den Akten des heiligen Sebastian eine besondere Episode bildet.

Als Nikostratus den Chromatius, als den Präfekten Roms, von der Freilassung seiner Gefangenen und von der Wiedergenesung des Tranquillinus durch die Taufe benachrichtigte, untersuchte dieser die Wahrheit der Thatsache genau und schickte nach Sebastian, dem er seinen Wunsch mitteilte, Christ zu werden, um dadurch ebenfalls die Heilung von der Gicht zu erlangen. Dies konnte natürlich nicht geschehen, und man wählte ein anderes Verfahren, um ihm einen Beweis von der Wahrheit des Christentums an seiner eigenen Person zu geben, ohne daß man Gefahr lief, die Taufe in unreiner Absicht zu erteilen. Chromatius, welcher wegen der Menge von Götzenbildern, die

---

*) „Die Villa der Palmen."

er besaß, weit und breit bekannt war, erhielt von Sebastian die Zusicherung, daß er sogleich genesen werde, wenn er sie alle in Stücke zerschlagen lasse. Dies war eine harte Bedingung, aber er willigte ein. Jedoch sein Sohn Tiburtius war wütend darüber und drohte, wenn das Versprechen der Heilung seines Vaters nicht in Erfüllung gehe, so werde er den Sebastian und den Polykarp in einen glühenden Ofen werfen lassen, für den Sohn des Präfekten eine keineswegs schwierige Sache.

An einem Tage wurden zweihundert heidnische Bildsäulen in Stücke zerschlagen, natürlich sowohl die in der Villa, als die im Hause zu Rom mit eingerechnet. Die Bilder waren nun allerdings zerbrochen, aber Chromatius nicht geheilt; man schickte nach Sebastian und stellte ihn deshalb scharf zur Rede, allein er blieb ruhig und gefaßt. „Ich bin überzeugt," sprach er, „daß nicht alle vernichtet worden sind. Etwas ist der Zerstörung entgangen." Und er hatte recht; einige kleinere Gegenstände wurden mehr als Werke der Kunst, denn als religiöse Gegenstände betrachtet, und blieben, wie Achans verheimlichte Beute, verborgen.*) Sie wurden herbeigebracht und zerbrochen, und Chromatius wurde sogleich gesund. Nicht allein er bekehrte sich, sondern auch sein Sohn Tiburtius wurde einer der eifrigsten Christen und sollte später, eines glorreichen Martertodes sterbend, seinen Namen einer Katakombe geben. Er hatte gebeten, in Rom bleiben zu dürfen, um seine Mitgläubigen bei künftiger Verfolgung zu ermutigen und ihnen beizustehen, wozu ihn seine Verbindung mit dem kaiserlichen Palaste, sein großer Mut und seine thatkräftige Entschlossenheit befähigten. Er war, wie sich denken läßt, ein vertrauter Freund und häufiger Gefährte Sebastians und Pankratius' geworden.

Nach dieser kleinen Abschweifung nehmen wir die Unterhaltung zwischen Chromatius und Fabiola wieder auf.

---

*) Jos. 7.

„Wir wollen uns hier an diesem lieblichen Plätzchen niederlassen," sagte Fabiola, „wo, wie ich mich erinnere, ein herrlicher Bacchus stand. — Wißt Ihr auch, Chromatius, daß allerhand Gerüchte über Euer Treiben hier in der Gegend umgehen?"

„Welche denn, meine Liebe?"

„Nun, daß Ihr eine Menge Leute bei Euch habt, die niemand kennt, daß Ihr außer ihnen keine Gesellschaft sehet, niemals ausgehet und ein ganz philosophisches Leben führet, wie in einer platonischen Republik."

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt!" fiel ihr Chromatius lächelnd ins Wort und verneigte sich.

„Aber dies ist nicht alles," fuhr Fabiola fort; „man sagt, Ihr beobachtet eine ganz ungewöhnliche Tageseinteilung, erlaubet Euch keine Vergnügungen und lebet höchst enthaltsam, kurz, Ihr lasset Euch beinahe Hungers sterben."

„Ich hoffe übrigens, die Leute lassen uns die Gerechtigkeit widerfahren und setzen bei, daß wir bezahlen, was wir brauchen," bemerkte Chromatius; „oder sagen sie etwa, wir haben eine lange Rechnung beim Bäcker oder Krämer stehen?"

„O nein!" erwiderte Fabiola lachend.

„Wie gütig von ihnen!" versetzte der Alte launig. „Die Leute scheinen ein wunderbares Interesse an uns zu nehmen. Ist es nicht sonderbar, mein teures Fräulein, solange man auf meiner Villa ein freies Leben führte, bei schwelgerischen Trinkgelagen lockeres Geplauder hörte und hie und da ein lustiger Streich die Nachbarschaft in Unruhe setzte, wie es anderwärts auch vorkommt — ich bitte um Verzeihung, auf solche Dinge anspielen zu müssen — kurz, solange ich und meine Freunde weder ein mäßiges, noch makelloses Leben führten, bekümmerte sich niemand um uns. Nun aber habe ich mich mit einigen anderen zurückgezogen, um still, mäßig und thätig zu leben, fern von den öffentlichen Angelegenheiten und ohne auch nur ein Wort von Politik zu sprechen: sogleich wird die allgemeine Neugierde rege, alles von uns zu wissen, und jeden juckt es, sich in

unsere Angelegenheiten einzumischen; eine Masse falscher Gerüchte und niedriger Verdächtigungen über die Motive unserer Lebensweise wird sogleich in Umlauf gesetzt. Ist dies nicht eine merkwürdige Erscheinung?"

„Allerdings; aber wie erklärt Ihr Euch das?"

„Ich kann es nur aus der Eigenschaft kleiner Geister erklären, immer auf ein Streben eifersüchtig zu sein, das sich über ihr eigenes erhebt, so daß sie fast unbewußt alles herabsetzen, was, wie sie fühlen, ihnen selbst nicht erreichbar ist."

„Aber was ist denn eigentlich Euer Zweck und Euere Lebensweise hier, mein guter Freund"

„Wir verwerten die Zeit zur Pflege unserer höheren Geistesanlagen. Wir stehen fürchterlich früh auf — ich darf kaum sagen, wie früh; wir widmen dann einige Stunden religiösen Übungen; nachher beschäftigen wir uns auf verschiedene Weise. Einige lesen, andere schreiben, wieder andere arbeiten in den Gärten, und ich versichere Euch, kein gemieteter Taglöhner arbeitete je härter und besser, als diese freiwilligen Ackerbauer. Zu gewissen Zeiten kommen wir zusammen und singen miteinander schöne Lieder, die nur Tugend und Reinheit atmen, und lesen höchst erbauliche Bücher, empfangen auch von beredten Lehrern mündlichen Unterricht. Unsere Mahlzeiten sind allerdings sehr frugal, wir leben ausschließlich nur von Vegetabilien; aber ich habe bereits gefunden, daß man bei einem Gericht Linsen sehr heiter sein kann, und daß zu harmlosem Humor nicht notwendig eine wohlbesetzte Tafel gehört."

„Ei, Ihr seid ja ganze Pythagoräer geworden; ich habe geglaubt, dies sei schon längst aus der Mode. Übrigens muß es eine sehr wohlfeile Lebensweise sein," bemerkte Fabiola boshaft.

„Ei, wie spitzig!" antwortete der Richter; „so glaubt Ihr am Ende, daß es sich dabei ums Sparen handle? Aber das ist keineswegs der Fall, denn wir haben einen ganz verzweifelten Entschluß gefaßt."

„Und was ist es denn?" fragte die junge Dame.

„Nichts weniger, als dies: wir wollen es dahin bringen, daß in unserem Bereiche sich kein Armer befinden soll; diesen Winter wollen wir versuchen, alle Nackten in der Nachbarschaft zu kleiden, die Hungrigen zu speisen und die Kranken zu pflegen; alle unsere Ersparnisse werden dafür aufgehen."

„Allerdings ein sehr edler, wiewohl sehr neuer Gedanke in unserer Zeit, und ohne Zweifel werdet Ihr für Euere Mühe tüchtig ausgelacht und von allen Seiten mißbraucht werden. Man wird Euch sogar noch Schlimmeres nachsagen, als jetzt, wenn dies möglich wäre, aber es kann nicht möglich sein."

„Wieso?"

„Nehmt es mir nicht übel, wenn ich es Euch sage; aber bereits ist man so weit gegangen, Euch zu verdächtigen, ihr könntet am Ende Christen sein; ich versichere Euch indes, daß ich dies überall mit Entrüstung in Abrede gestellt habe."

Chromatius fragte lächelnd: „Warum denn mit Entrüstung, mein liebes Kind?"

„Weil ich Euch und Tiburtius und Nikostratus und die gute, stumme Zoë zu gut kenne, als daß ich nur einen Augenblick glauben könnte, ihr hättet euch zu jener Mischung von Thorheit und Schlechtigkeit bekannt, die man mit diesem Namen benennt."

„Laßt mich eine Frage an Euch stellen! Habt Ihr Euch die Mühe genommen, einige christliche Schriften zu lesen, aus denen Ihr wissen könntet, was diese verachtete Sekte wirklich glaubt und thut?"

„O nein, ich möchte meine Zeit nicht damit verschwenden. Ich verachte sie zu sehr als Feinde alles geistigen Fortschrittes, als unzuverlässige Bürger, als im höchsten Grade leichtgläubige Leute und als Menschen, die jedes abscheuliche Verbrechen gutheißen, — als daß ich je in den Fall kommen könnte, ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„Nun, liebe Fabiola, ich dachte einst gerade so über sie, aber ich habe meine frühere Meinung sehr geändert."

„Dies ist allerdings sonderbar, zumal Ihr als Präfekt der Stadt viele dieser Elenden wegen ihrer beständigen Gesetzesübertretungen bestrafen mußtet.“

Eine Wolke zog über das heitere Angesicht des alten Mannes und eine Thräne trat in sein Auge. Er dachte an den heiligen Paulus, welcher einst die Kirche Gottes verfolgte. Fabiola sah diese Veränderung und wurde betrübt. In der zärtlichsten Weise sagte sie zu ihm: „Ich habe etwas sehr Unbedachtsames gesprochen, fürchte ich, oder Erinnerungen wachgerufen, die Euerem gütigen Herzen nur schmerzlich sein können. Vergebt mir, teurer Chromatius, und laßt uns von etwas anderem plaudern. Ein Zweck meines Besuches war auch, Euch zu fragen, ob Ihr vielleicht jemand wißt, der sogleich nach Rom geht. Ich habe von verschiedenen Seiten von meines Vaters projektierter Reise gehört, und möchte ihm gern schreiben, damit er nicht, wie schon früher einmal, ohne Abschied zu nehmen, fortgeht, um mir den Schmerz zu sparen.“*)

„Ja,“ erwiderte Chromatius, „es ist ein junger Mann hier, der morgen in aller Frühe nach Rom geht. Kommt in das Bibliothekzimmer und schreibt da Eueren Brief; der Überbringer befindet sich vermutlich dort.“

Sie gingen in das Haus und betraten ein Gemach zu ebener Erde, voll Bücherkästen. An einem Tische in der Mitte des Zimmers saß ein junger Mann und schrieb eben aus einem großen Bande ab, den er schnell schloß und beiseite legte, als er eine Fremde eintreten sah.

„Torquatus,“ sagte Chromatius zu ihm, „diese Dame wünscht ihrem Vater in Rom einen Brief zu senden.“

„Es wird mir stets großes Vergnügen machen,“ erwiderte der junge Mann, „der edlen Fabiola oder ihrem erlauchten Vater zu dienen.“

---

*) Es gab in jener Zeit keine Post, und wer Briefe abschicken wollte, mußte einen besonderen Boten nehmen oder sich sonst nach einer Gelegenheit umsehen.

„Was, Ihr kennt sie?“ fragte der Richter etwas überrascht.

„Ich hatte die Ehre, in meiner Jugend, wie mein Vater vor mir, von dem edlen Fabius in Asien verwendet zu werden. Gesundheitsverhältnisse zwangen mich, seinen Dienst zu verlassen.“

Es lagen mehrere Bogen feinen Pergaments von gleicher Größe, offenbar zum Abschreiben eines Buches hergerichtet, auf dem Tische. Chromatius legte eines der Blätter nebst Tinte und einem Rohr für Fabiola zurecht und sie schrieb einige zärtliche Zeilen an ihren Vater. Darauf faltete sie das Blatt zusammen, band einen Faden darum, befestigte etwas Wachs daran und drückte ihr Siegel, das sie aus einer gestickten Tasche hervorlangte, darauf. Da sie den Boten belohnen wollte, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu fand, so nahm sie ein anderes Stück Pergament, notierte darauf seinen Namen und Wohnort und steckte das Blättchen sorgfältig in den Busen. Nachdem sie eine kleine Erfrischung zu sich genommen hatte, bestieg sie ihren Wagen und sagte Chromatius ein herzliches Lebewohl. Es lag eine väterliche Rührung in seinem Blicke, als ob er fühlte, er werde sie nie wiedersehen. So wenigstens kam es ihr vor, aber es war ein ganz anderes Gefühl, welches sein Herz bewegte. Sollte sie immer so bleiben, wie sie war? Sollte er sie in ihrer Unwissenheit verharren und zu Grunde gehen lassen? Sollte dies edle Herz und dieser erhabene Sinn im Schlamme des Heidentums ersticken, während doch jedes ihrer Gefühle und jeder Gedanke aus starken, wenn gleich feinen Fasern zu bestehen schien, aus welchen die Wahrheit das reichste Gewebe bilden konnte? Es durfte nicht sein, und doch hielten ihn tausend Beweggründe von einem Geständnis ab, das, wie er wohl fühlte, sie jetzt von jeder Annäherung an den Glauben abstoßen würde. „Lebt wohl, mein Kind!“ rief er aus, „möget Ihr hundertfältig gesegnet sein mit Segnungen, die Ihr jetzt noch nicht kennt.“ Er wandte sein Gesicht ab, als er ihr die Hand drückte, und zog sich schnell zurück.

Auch Fabiola war durch das Geheimnisvolle und durch die

Zärtlichkeit seiner Worte gerührt, erstaunte aber, ehe sie das Thor erreichte, ihren Wagen von Torquatus angehalten zu sehen. In diesem Augenblicke machte der Kontrast zwischen dem freien, etwas familiären, wiewohl immer noch respektvollen Benehmen des jungen Mannes und dem milden, freundlichen Ernste des alten Expräfekten einen peinlichen Eindruck auf sie. „Verzeiht die Unterbrechung, Fräulein," sprach er, „Ihr möchtet diesen Brief doch schnell befördert haben?"

„Gewiß, es liegt mir sehr viel daran, daß mein Vater ihn so schnell als möglich bekommt."

„Dann, fürchte ich, werde ich Euch schwerlich dienen können; ich kann nur zu Fuße reisen oder mit wohlfeiler Gelegenheit, und werde deshalb einige Tage auf dem Wege sein."

Fabiola sagte zögernd: „Wollt Ihr mir es nicht übel nehmen, wenn ich so frei bin, Euch etwas anzubieten, um die Kosten einer schnelleren Reise zu bestreiten?"

„Keineswegs," antwortete Torquatus lebhaft, „wenn ich dadurch Euerem edlen Hause besser dienen kann."

Fabiola händigte ihm eine volle Börse ein, nicht bloß zu seiner Reise, sondern auch zur reichen Belohnung. Er empfing sie mit befriedigtem Lächeln und verschwand schnell durch einen Seitengang. Es lag etwas in seinem Benehmen, das einen üblen Eindruck machte; er schien ihr kein passender Gesellschafter ihres lieben, alten Freundes zu sein. Wäre Chromatius Zeuge von dem Vorgange gewesen, er hätte in dem jungen Manne ein Bild des Judas sehen können, wie er so gierig nach der Börse langte. Fabiola jedoch war es erwünscht, durch eine Geldsumme sich der Verpflichtung für den Botendienst entledigt zu haben. Sie zog daher das nun überflüssig gewordene Notizblatt heraus und wollte es eben zerreißen, als sie bemerkte, daß die andere Seite des Pergaments auch beschrieben war. Offenbar hatte der Abschreiber des Buches, das bei ihrem Eintritt beiseite gelegt wurde, eben die Fortsetzung auf diesem Blatte begonnen. Es waren jedoch nur ein paar Sätze darauf ge-

schrieben, und sie begann dieselben zu lesen. Zum ersten Male las sie folgende Worte aus einem ihr unbekannten Buche:

„Ich aber sage euch: liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder seid eueres Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen, und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt.“*)

Denken wir uns die Verlegenheit eines indischen Bauern, der in einem Bachbette einen weißen, durchsichtigen Kiesel aufgelesen hat; seine Außenseite ist rauh und trübe, aber da, wo sie abgeschliffen ist, funkelt er in hellem Lichte. Er weiß nicht zu entscheiden, ob er in den Besitz eines glänzenden Diamanten oder eines wertlosen Steines gekommen ist; ob er etwas gefunden, das wert ist, in eine Königskrone gefaßt oder vom Fuße eines Bettlers getreten zu werden. Soll er seiner Verlegenheit damit ein Ende machen, daß er den Stein einfach wegwirft, oder soll er ihn zu einem Juwelier tragen und sich vielleicht auslachen lassen? So waren ungefähr die wechselnden Gefühle Fabiolas auf ihrem Heimwege. Von wem können diese Sätze sein? Von keinem griechischen oder römischen Philosophen. Sie sind entweder ganz falsch oder ganz wahr, entweder die höchste Moral oder die niedrigste Herabwürdigung des Menschen. Übt jemand diese Lehre, oder ist es nur ein glänzendes Paradoxon? Ich will mich über den Gegenstand nicht weiter beunruhigen. Oder soll ich vielleicht Syra darüber fragen? Es klingt fast wie ihre schönen, aber unausführbaren Theorien. Nein, ich lasse es lieber gehen. Sie überwältigt mich mit ihren erhabenen Lehren, deren Befolgung mir unmöglich ist, obgleich es ihr leicht scheint. Mein Geist bedarf der Ruhe. Es ist am besten, ich suche die Ursache meiner Unruhe los zu werden

---

*) Matth. 5, 44.

und jene quälenden Worte zu vergessen. Fort damit in den Wind, mag es jemand anderen den Kopf verrücken, der es auf dem Wege findet. — „He, Phormio, halte den Wagen an und heb' das Stückchen Pergament auf, das ich habe fallen lassen." Der Kutscher gehorchte, wiewohl er meinte, das Blatt sei absichtlich fortgeworfen worden. Sie steckte es wieder in ihren Busen. Hier lag es, wie ein Siegel auf ihrem Herzen; denn dieses Herz blieb nun ruhig und still, bis sie nach Hause kam.

Achtzehntes Kapitel.

Versuchung.

Am Morgen in aller Frühe hielt ein Führer mit einem Maultier vor der Thüre der Villa des Chromatius, es war mit einem mäßig großen Sattelranzen bepackt, welcher sämtliche Habseligkeiten des Torquatus enthielt. Viele Freunde waren bereits auf, ihn abreisen zu sehen und von ihm den Friedenskuß zu empfangen, ehe er schied. Möge derselbe nicht dem Kusse gleichen auf Gethsemane; einige flüsterten ihm ein freundliches, sanftes Wort ins Ohr und ermahnten ihn, den empfangenen Gnaden treu zu bleiben, was er ernstlich und wahrscheinlich aufrichtig versprach. Andere, die seine Armut kannten, drückten ihm ein kleines Geschenk in die Hand und baten ihn, seine alten Gewohnheiten und Bekanntschaften zu meiden. Polykarp aber, der Vorsteher der Gemeinde, rief ihn beiseite und beschwor ihn mit eindringlichen Worten und unter Thränen, die vielleicht geringen, aber gefährlichen Fehler, die man an ihm zu tadeln fand, abzulegen, seinen Leichtsinn zu zügeln und die christlichen Tugenden mehr zu pflegen. Torquatus versprach denn auch unter Thränen Gehorsam, kniete nieder, küßte des guten Priesters Hand und erhielt seinen Segen. Dann empfing

er von ihm Empfehlungsbriefe zu seiner Reise und eine kleine Geldsumme zu den mäßigen Kosten derselben.

Endlich war alles bereit, das letzte Lebewohl, der letzte Segenswunsch gesprochen, und Torquatus, auf seinem Maultiere sitzend, welches der Führer am Zaume leitete, zog langsam die schnurgerade Allee dahin, welche zum Thore führte. Lange, nachdem die anderen schon wieder ins Haus zurückgekehrt waren, stand Chromatius noch an der Thüre und blickte dem Scheidenden wehmütig mit nassen Augen nach; es war gerade so ein Blick, wie ihn der Vater des verlorenen Sohnes diesem nachgesandt haben mochte.

Da die Villa nicht an der Heerstraße lag, so war das Maultier gemietet worden, um den Reisenden quer über die Landschaft nach Fundi (jetzt Fondi) zu bringen, als dem nächsten Punkte, wo er die große Straße erreichen konnte. Hier sollte er sich nach einer geeigneten Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Reise umsehen. Fabiolas Börse jedoch hatte ihn in dieser Beziehung ganz außer Sorge gesetzt.

Der Weg, auf welchem er dahinzog, bot mannigfaltige Schönheiten dar. Zuweilen wand er sich den Ufern des Lyris entlang, mit freundlichen Villen und Landhäusern bedeckt. Dann senkte er sich plötzlich in eine kleine Schlucht hinab am Rande der Apenninen, von Felsen eingeschlossen und mit Myrten, Aloen und wilden Weinreben bewachsen, zwischen welchen weiße Ziegen wie Schneeflocken hervorschimmerten, während neben dem Pfade ein winziges Bächlein rauschte, das sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, den Waldstrom zu spielen, so groß war das geschwätzige Geplätscher, womit es schäumend dahinschoß; es schien sich gleichsam selbst laut Glück zu wünschen, daß es, über zwei Steine hinabhüpfend, einen Wasserfall gebildet hatte, und in einen Abgrund stürzend, verschwand es hinter einem großen Akanthusblatt. Dann zog sich der Weg wieder aufwärts und es öffnete sich eine weite Aussicht über den ungeheuren Garten Kampaniens mit der blauen Bucht von Cajeta im

Hintergrund, mit weißen Segeln überstreut, die in der Ferne Scharen glänzend gefiederter Wasservögel glichen, die auf einem See flatternd sich sonnten.

Was waren des Reisenden Gedanken mitten unter diesen bunten Scenen eines neuen Aktes im Drama seines Lebens? Fand er Freude und Vergnügen daran? Erhoben sie ihn oder drückten sie ihn nieder? Sein Auge beachtete sie kaum. Weit darüber hinaus schweifte es nach den schattigen Säulengängen und lärmenden Straßen der Hauptstadt. Die staubigen Gärten, die künstlichen Fontänen, die Marmorbäder mit den gemalten Gewölben dünkten ihn viel schöner als die frischen Weinberge des Herbstes, als die reinen Ströme, der purpurne Ocean und der azurblaue Himmel. Er wandte natürlich keinen Augenblick seine Gedanken auf die schmutzigen Thaten und gottlosen Sitten Roms, auf seine Üppigkeit, Schwelgerei, Unehrbarkeit, Verleumdung und Falschheit. O nein, was sollte er als ein Christ auch wieder damit zu thun haben? Zuweilen versetzte sich sein von der Außenwelt abgezogener Geist in den düsteren Winkel einer Halle in den Thermen, wo auf einem Tische mürrisch blickende, gierige Spieler ihre beinernen Würfel rollen ließen, und er fühlte eine lang unterdrückte Sehnsucht über sich kommen; aber ein paar milde Augen, gleich denen Polykarps, blickten ihn vom Tische her an und weckten ihn auf. Dann spiegelte ihm seine Phantasie vor, als sitze er an einer reichen Tafel, wo der rotglänzende Falernerwein in goldenem Becher zu trunkenen Reden die Runde machte; da tauchte plötzlich das ernste Antlitz des Chromatius vor ihm auf und hielt ihn ab, an dem Gelage teilzunehmen.

Er wandte sich nun den unschuldigen Genüssen der Kaiserstadt zu, ihren Spaziergängen, ihrer Musik, ihren Gemälden, ihrer Pracht und ihrer Schönheit. Er vergaß dabei, daß all dies nur eine Zugabe zum Leben einer wogenden Masse menschlicher Wesen war, wodurch ihre Leidenschaften erregt, ihre schlechten Begierden entzündet, ihr Ehrgeiz gestachelt und ihr Charakter

entnervt wurde. Armer Jüngling! er meinte durch dies Feuer gehen zu können, ohne sich zu verbrennen! Die arme Motte, sie bildete sich ein, durch diese Flamme fliegen zu können, ohne sich die Flügel zu versengen!

In zerstreuter Stimmung zog er durch ein enges Thal von Felsen überhangen, als er plötzlich am Ausgange desselben eine Einbuchtung der See vor sich sah, und darauf ein einsames, stillliegendes Fischerboot. Dieser Anblick rief ihm eine Geschichte aus seiner Kindheit ins Gedächtnis zurück, deren Schauplatz sich ihm hier lebhaft vor Augen stellte.

Es war einmal ein kühner, junger Fischer, der an der südlichen Küste Italiens lebte. In einer stürmischen, finsteren Nacht wollten sein Vater und seine Brüder sich in ihrem festgebauten Schiffe nicht hinauswagen auf die See; so beschloß er, trotz ihrer Gegenvorstellungen, in dem kleinen Nachen, der daran befestigt war, allein hinauszufahren. Es blies ein rauher Wind, aber die schwache, auf den Wellen tanzende Barke leistete demselben Widerstand, bis die Sonne warm und glänzend über eine ruhige, spiegelglatte See heraufstieg. Von Müdigkeit und Hitze überwältigt, fiel er in Schlaf, um nach einiger Zeit durch ein lautes Geschrei aus der Ferne aufgeweckt zu werden. Er schaute um sich und sah das Schiff seiner Familie; die darauf waren, schrieen laut und winkten ihm mit den Händen zurück, aber sie machten keine Anstalten, ihm nahe zu kommen. Was konnten sie wohl meinen? Er ergriff die Ruder und begann lustig auf sie loszusteuern; aber bald gewahrte er mit Erstaunen, daß das Schiff, gegen welches er das Vorderteil seines Nachens gewendet hatte, hinter ihm erschien, und bald, wiewohl er seinen Nachen geradeaus richtete, auf der entgegengesetzten Seite. Offenbar hatte er einen Kreis beschrieben, aber in einer Spirallinie, so daß das Ende dem Mittelpunkte näher war, als der Anfang, und nun begann er einen anderen und engeren Kreis; eine schreckliche Vermutung drängte sich seiner Seele auf, er warf seine Tunika ab und ruderte wie ein Wahnsinniger; allein ob-

gleich er hie und da den Kreis durchbrach, so kam er doch immer der Mitte näher, wo er einen Trichter zischenden und schäumenden Wassers erblickte. Da warf er in Verzweiflung die Ruder weg und rang die Arme wie ein Wahnsinniger, und ein Seevogel, der in der Nähe krächzte, hörte ihn laut ausrufen: Charybdis!*) Und nun war der Kreis um sein Boot nur um weniges länger, als dieses selbst; da warf er sich flach nieder, bedeckte Ohren und Augen mit den Händen und hielt den Atem an, bis er das Wasser über sich gurgeln hörte und wirbelnd in den Abgrund hinabgerissen wurde.

„Wunderbar!“ sagte Torquatus zu sich selbst, „kam wohl je einer auf diese Weise um, oder ist es nur eine Allegorie? — Wenn es dies ist, was soll es bedeuten? Kann jemand auf diese Weise nach und nach in moralisches Verderben hinabgezogen werden? Sind meine gegenwärtigen Gedanken etwa ein äußerer Kreis, der mich gefaßt hat, und — —“

„Fundi!“ rief der Maultiertreiber aus und deutete auf eine kleine Stadt vor ihnen, und nicht lange danach hatten sie dieselbe erreicht.

Torquatus musterte seine Briefe und zog unter denselben einen hervor, der hier abzugeben war. Sein Führer geleitete ihn nach einem kleinen, ärmlichen Gasthaus, erhielt eine anständige Bezahlung, entfernte sich aber fluchend und murrend über die Knickerei des Reisenden. Dieser erkundigte sich dann nach dem Wege zum Hause des Schulmeisters Cassianus, fand es und gab seinen Brief ab. Er ward so freundlich aufgenommen, als wäre er daheim, und nahm an der frugalen Mahlzeit seines Wirtes teil, während welcher dieser ihm seine Geschichte erzählte.

Gebürtig von Fundi, hatte er in Rom die Schule geleitet, mit welcher wir am Anfange unserer Geschichte bekannt geworden

---

*) Ein Strudel zwischen Italien und Sicilien.

sind, und dabei ausgezeichnete Erfolge erzielt; allein da er sich von einer Verfolgung bedroht und sich als Christ erkannt sah, so gab er seine Schule auf und zog sich in seine kleine Vaterstadt zurück, wo ihm nach den Ferien die angesehensten Einwohner ihre Kinder zum Unterrichten anvertrauen wollten. In einem Mitchristen sah er nichts anderes, als einen Bruder, und so sprach er ganz frei mit ihm von seiner Vergangenheit und seinen künftigen Aussichten. Dem Torquatus aber fuhr der sonderbare Gedanke durch den Kopf, daß sich das eben Vernommene einst in Geld verwandeln lasse.

Es war noch früh, als Torquatus Abschied nahm, und unter dem Vorwande, ein Geschäft in der Stadt zu haben, lehnte er die Begleitung seines Wirtes ab. Er kaufte sich einen hübscheren Anzug, ging in den besten Gasthof und bestellte ein Paar Pferde nebst einem Begleiter; denn um Fabiolas Auftrag zu vollziehen, war es notwendig, schnell vorwärts zu kommen, auf jeder Station die Pferde zu wechseln und die Nacht durch zu reisen. So ging's fort, bis er Bovillä erreichte, am Fuße der albanischen Hügel. Hier hielt er an, wechselte seinen Reiseanzug und ritt dann munter zwischen den Gräberreihen hin, denselben bis zum Thore jener Stadt folgend, deren Mauern mehr Gutes und Schlimmes umschlossen, als irgend eine Provinz des Reiches.

Neunzehntes Kapitel.

Der Fall.

Torquatus, nun elegant gekleidet, ging sogleich nach dem Hause des Fabius, gab seinen Brief ab, beantwortete alle Fragen und nahm, ohne sich sehr zu sträuben, eine Einladung zum Essen auf den Abend an. Hierauf sah er sich nach einer

anständigen Wohnung um, wie sie zu dem gegenwärtigen Stande seiner Börse paßte, und fand auch leicht eine.

Fabius, wie schon bemerkt, pflegte seine Tochter nicht aufs Land zu begleiten, und besuchte sie daselbst selten. Er hatte nämlich keine große Vorliebe für grüne Felder oder rauschende Bäche; das Geschwätz und der freie Ton der römischen Gesellschaft war mehr nach seinem Geschmack. Während des Jahres legte ihm die Anwesenheit seiner Tochter einen gewissen Zwang auf. Wenn sie sich aber mit ihrer ganzen Einrichtung nach Kampanien begeben hatte, so sah sein Haus Auftritte und Personen, die er nicht gewagt hätte, mit ihr in Berührung zu bringen. Männer von liederlichem Wandel umgaben seinen Tisch, und Trinkgelage, bis spät in die Nacht hinein, mit Würfelspiel und lockerer Unterhaltung gewürzt, folgten gewöhnlich auf diese üppigen Schmausereien.

Nachdem er Torquatus zum Abendessen eingeladen hatte, ging er aus, um noch andere Gäste zu laden. Er fand bald einige Sykophanten, die an den von ihm gewöhnlich besuchten Orten schon auf der Lauer lagen, um eine Einladung zu erschnappen. Als er von den Bädern des Titus heimschlendern wollte, sah er in einem kleinen Haine in der Nähe eines Tempels zwei Männer in eifriger Unterhaltung miteinander. Nachdem er einen Augenblick hingeschaut, näherte er sich ihnen, wartete aber in einer kleinen Entfernung auf eine Pause in ihrem Gespräch, das ungefähr so lautete:

„Es besteht also kein Zweifel über die Richtigkeit der Nachricht?"

„Durchaus nicht; es ist ganz gewiß, daß die Bevölkerung zu Nikomedia sich erhoben und die Kirche, wie man's heißt, der Christen ganz nahe und im Angesichte des Palastes niedergebrannt hat. Mein Vater hörte es von dem Sekretär des Kaisers selbst diesen Morgen."

„Was trieb auch die Thoren, einen Tempel zu bauen, und zwar auf einem der angesehensten Plätze der Metropole? Sie

mußten doch wissen, daß früher oder später der religiöse Geist der Nation sich gegen sie erheben und diesen Dorn im Auge zerstören würde, wie es jede Zurschaustellung einer fremden Religion für das Reich sein muß."

„Allerdings, wie mein Vater ebenfalls sagt; wenn diese Christen Verstand hätten, würden sie ihre Köpfe verstecken und in Winkel schleichen, solange sie von den gütigen Fürsten so gnädig geduldet sind. Da sie aber dies nicht thun wollen, sondern auf öffentlichen Plätzen Tempel bauen, anstatt sich in Nebengäßchen zu verstecken, wie sie früher pflegten, so bedauere ich sie gar nicht. Man kann sich da einen beliebten Ruf und dazu noch einen Profit verschaffen, wenn man auf diese verhaßten Leute Jagd macht und sie womöglich vernichtet."

„Gewiß; aber, um zur Sache zu kommen, so ist es zwischen uns ausgemacht, daß, wenn wir herausbekommen können, welche unter den Reichen und nicht allzu Mächtigen Christen sind, eine ehrliche Teilung stattfinden soll. Wir wollen einander unterstützen. Du schlägst kühne und gewaltthätige Mittel vor, ich will über die meinigen zu Rate gehen, aber jeder soll den ganzen Nutzen von denjenigen haben, die er entdeckt, und seinen rechtmäßigen Anteil von jenen erhalten, die zwischen uns zur Teilung bestimmt werden. Nicht wahr?"

„Ganz richtig."

Fabius trat nun heran mit einem herzlichen: „Wie geht's, Fulvius? Ich habe Euch schon eine Ewigkeit nicht gesehen. Kommt und speist mit mir heute abend, ich habe Freunde geladen, und auch Euer Freund — Corvinus glaube ich (der junge Herr machte eine etwas linkische Verbeugung), wird Euch begleiten, wie ich hoffe."

„Ich danke," versetzte Fulvius; „es thut mir leid, ich habe bereits eine Einladung."

„Ach was," sagte der gut aufgelegte Ritter, „es giebt niemand in der Stadt, bei dem Ihr so soupieren könntet, als bei mir. Oder herrscht in meinem Hause die Pest, daß Ihr Euch

nimmer hineinwagtet, seitdem Ihr mit Sebastian da speistet und in Wortwechsel mit ihm gerietet? Oder hat Euch ein magischer Zauber vertrieben?"

Fulvius wurde blaß und zog Fabius auf die Seite, indem er sagte: „Die Wahrheit zu gestehen, etwas dergleichen."

„Ich hoffe," erwiderte Fabius ein wenig erstaunt, „die schwarze Hexe hat Euch doch keinen Streich gespielt; ich wünschte von Herzen, sie wäre aus meinem Hause. Aber," fuhr er in guter Laune fort, „ich dachte wirklich, Ihr wäret an jenem Abend von einem lieblicheren Zauber ergriffen worden. Ich hatte meine Augen offen, ich sah, wie Euer Herz an meine kleine Base Agnes verloren ging."

Fulvius sah ihn mit Staunen an und versetzte nach einer Weile: „Und wenn es so war, so sah ich, daß Euere Tochter sich vornahm, daß nichts Gutes daraus werden sollte."

„So? Dies erklärt also Euere beständige Weigerung, zu mir zu kommen; allein Fabiola ist eine Philosophin und versteht nichts von dergleichen Sachen. Ich wünschte in der That, sie gäbe ihre Bücher auf und dächte daran, sich selbst zu verheiraten, statt andere daran zu verhindern. Aber ich kann Euch bessere Nachricht sagen: Agnes ist Euch so zugethan, als Ihr dem Mädchen nur selbst sein könnt."

„Ist's möglich? Wie könnt Ihr das wissen?"

„Nun denn, um Euch zu sagen, was ich Euch schon längst gesagt hätte, wenn Ihr nicht so scheu vor mir geflohen wäret, sie vertraute es mir an jenem Tage an."

„Euch?"

„Ja, mir; Euere Juwelen gewannen ihr ganzes Herz; sie sagte mir so etwas und konnte nur Euch meinen; in der That, ich bin überzeugt, sie meinte Euch."

Fulvius verstand darunter die reichen Edelsteine, die er zu tragen pflegte, während der Ritter von den Juwelen sprach, die Agnes nach seiner Meinung von jenem empfangen hatte. Sie war also, wie Fulvius jetzt glaubte, eine leichte Eroberung

gewesen, ungeachtet ihrer Sprödigkeit; Vermögen und Rang standen ihm nun offen, wenn er nur die Sache gehörig einzufädeln wußte. Da störte Fabius ihn aus seinen Träumen mit den Worten: „Kommt nur, Ihr habt Euere Bewerbung nur kühn zu betreiben, und ich sage Euch, Ihr werdet siegen, was auch Fabiola davon denken mag. Aber jetzt habt Ihr von ihr nichts zu fürchten; sie ist mit ihrer ganzen Dienerschaft abwesend, ihre Wohnung ist verschlossen, und wir gehen durch die Hinterthüre zu den lustigen Gemächern des Hauses ein."

„Ich werde mich unfehlbar einfinden," entgegnete Fulvius. „Und Corvinus kommt mit," setzte Fabius hinzu, ehe er sich entfernte.

Wir wollen das Bankett nicht weiter beschreiben; wir sagen bloß, daß die seltensten Weine in Fülle flossen, so daß fast alle Gäste mehr oder weniger erhitzt und aufgeregt wurden; nur Fulvius blieb nüchtern.

Die Neuigkeiten aus dem Oriente wurden Gegenstand der Unterhaltung. Auf die Zerstörung der Kirche zu Nikomedia waren Brandstiftungen im kaiserlichen Palaste gefolgt. Es war kaum ein Zweifel, daß der Kaiser Galerius der Anstifter war, allein er schob die Schuld auf die Christen und stachelte so den widerstrebenden Diokletian auf, ihr grausamster Verfolger zu werden. Jedermann sah ein, daß, ehe einige Monate vorüber wären, das kaiserliche Edikt zum Beginne der Verfolgung in Rom anlangen und in Maximian einen bereitwilligen Vollzieher finden werde.

Die Gäste waren im allgemeinen geneigt, dem zu Boden geschlagenen Wild den Garaus zu machen; denn Edelmut zu Gunsten derjenigen, gegen welche das Volksgeschrei hetzt, erfordert einen Grad von Mut, der zu heroisch ist, um gewöhnlich zu sein. Selbst die Liberalsten fanden Gründe dafür, daß die Christen von allen Rücksichten der Menschlichkeit ausgeschlossen werden sollten. Der eine konnte ihr Geheimthun nicht leiden, ein anderer ärgerte sich über den vermeintlichen Fortschritt ihrer Sekte;

dieser meinte, sie ständen dem wahren Ruhme des Reiches im Wege, jener betrachtete sie als ein fremdes Element, das ausgemerzt werden müsse. Der eine hielt ihre Lehre für abscheulich, ein anderer ihre Sitten für schändlich. Während dieser ganzen Debatte, die beide Teile zu demselben Resultate führte, hielt Fulvius, nachdem er einen Gast um den anderen beobachtet hatte, sein Auge zuletzt auf Torquatus geheftet.

Der junge Mann war schweigsam, aber sein Gesicht wurde abwechselnd blaß und rot. Der Wein hatte ihm einen kühnen Mut eingeflößt, aber noch hielt er sich in Schranken. Jetzt ballte er die Hand und drückte sie an seine Brust; dann biß er sich auf die Lippe; bald zerknetete er das Brot zwischen den Fingern, bald trank er wieder, wie in Gedanken, einen Becher Wein aus.

„Diese Christen hassen uns und würden uns alle gern vernichten, wenn sie könnten," sagte einer. Torquatus lehnte sich vor und öffnete die Lippen, blieb aber stumm.

„Uns vernichten, ja! Brannten sie nicht Rom unter Nero nieder, und haben sie nicht gerade jetzt dem Kaiser seinen Palast in Asien über dem Kopfe angezündet?" fragte ein zweiter. Torquatus erhob sich von seinem Sitze und streckte die Hand aus, als ob er etwas entgegnen wollte, setzte sich aber wieder nieder.

„Aber noch unendlich schlimmer ist, daß sie antisociale Lehren verteidigen, fürchterliche Excesse begehen und sich zu der ekelhaften Anbetung eines Eselskopfes erniedrigen," fuhr ein dritter fort. Nun stand Torquatus voll Wut auf und erhob seine Hand, als Fulvius mit kalter Berechnung des Augenblicks und der Worte in bitterem Spotte hinzufügte: „Ja, und bei jeder Versammlung schlachten sie ein Kind und verzehren sein Fleisch und Blut."*)

---

*) Die heidnische Vorstellung vom heiligen Abendmahle.

Da ließ Torquatus seinen Arm auf den Tisch niederfallen mit einer Wucht, daß Becher und Pokale ringsum tanzten und klirrten, und rief mit erstickter Stimme aus: „Es ist eine Lüge, eine verdammte Lüge!"

„Wie könnt Ihr das wissen?" fragte Fulvius mit seinem freundlichsten Tone und Blicke.

„Weil," versetzte der andere in großer Aufregung, „ich selbst ein Christ bin, und bereit, für meinen Glauben zu sterben."

Wäre die herrliche Alabasterstatue mit ihrem bronzenen Haupte, die in der Nische neben der Tafel stand, herabgestürzt und auf dem Marmorpflaster zertrümmert, es hätte keinen größeren Schreck hervorrufen können, als dies plötzliche Geständnis. Alle waren einen Augenblick wie erstarrt. Zunächst folgte eine lange Pause, nachher zeigte allmählich jeder seine Gefühle auf seinem Gesichte. Fabius sah ausnehmend einfältig aus, als ob er sich Vorwürfe mache, seine Gäste in schlechte Gesellschaft gebracht zu haben. Calpurnius blies die Backen auf und hielt sich offenbar für beleidigt, daß man einen Gast zur Tafel gezogen habe, von dem man abgeschmackterweise annehmen könnte, daß derselbe von den Christen mehr wisse, als er selbst. Ein junger Mann riß das Maul auf, indem er Torquatus anstierte, und ein mürrischer, alter Herr überlegte augenscheinlich, ob er nicht den nächsten besten niederschlagen sollte. Corvinus blickte auf den armen Christen mit jenem vergnüglichen, halb dummen und halb wilden Grinsen, womit allenfalls ein Landmann auf das Wiesel schauen mag, das er am Morgen in der Falle findet. Hier hatte er einen Mann gefunden, den er auf die Folterbank oder auf den Rost bringen konnte, wenn es ihm beliebte. Aber der Blick des Fulvius übertraf alles. Hatte jemand Gelegenheit, durch ein Mikroskop die Züge der Spinne zu beobachten, wenn sie nach langem Fasten eine vom Blute anderer geschwollene Fliege ihrem Netz nahen sieht, und jede Bewegung ihrer Beute scharf belauert und darüber sinnt, wie sie am besten den ersten Faden um sie spinnen kann, überzeugt, daß

dann alles ihr eigen ist — dies wäre das beste Bild für die Blicke Fulvius wie für seine Gefühle. Einen Christen in seine Gewalt zu bekommen, bereit, ein Verräter zu werden, war schon längst sein sehnlichstes Verlangen. Hier war ein solcher, wie er gewiß wußte, wenn er ihn nur zu bearbeiten verstand. Wie wußte er dies? Weil er die Christen hinlänglich kannte, um zu wissen, daß ein echter sich weder ein Übermaß im Trinken erlaubt, noch sich seiner Bereitwilligkeit zum Martertume laut gerühmt hätte.

Die Gesellschaft brach auf; jedermann schlich sich von dem entdeckten Christen wie von einem Pestkranken hinweg. Er fühlte sich allein und verlassen; nur Fulvius, welcher dem Fabius und Corvinus einige Worte zuflüsterte, ging auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte höflich: „Ich fürchte, ich habe unüberlegt gesprochen, indem ich Euch eine Erklärung entlockte, die Euch gefährlich werden kann."

„Ich fürchte nichts," entgegnete Torquatus aufgeregt; „ich werde bei meiner Fahne stehen bis aufs äußerste."

„Still, still," fiel Fulvius ein, „die Sklaven könnten Euch verraten. Kommt mit mir in ein anderes Zimmer, wo wir in Ruhe miteinander sprechen können."

Mit diesen Worten führte er ihn in ein elegantes Zimmer, wo Fabius Becher und Flaschen mit dem ausgesuchtesten Falernerweine hatte aufstellen lassen, wenn etwa einige, dem römischen Brauche gemäß, an einer commissatio oder einem Trinkgelage teilnehmen wollten. Aber nur Corvinus, von Fulvius aufgefordert, folgte.

Auf einem schön eingelegten Tische lagen Würfel. Nachdem Fulvius dem Torquatus noch mehr mit Wein zugesprochen hatte, hob er die Würfel auf und ließ sie spielend niederfallen, indem er dabei von gleichgültigen Dingen plauderte. „Ei!" rief er aus, „was für ein Wurf! Es ist gut, daß ich mit niemand spielte, sonst wäre ich zu Grunde gerichtet. Probier' Du es, Torquatus."

Das Spiel war, wie wir bereits wissen, das Verderben des Torquatus gewesen; wegen daraus entstandener Händel befand er sich im Gefängnisse, als Sebastian ihn bekehrte. Als er jetzt die Würfel in die Hand nahm, keineswegs in der Absicht, wie er dachte, um zu spielen, beobachtete ihn Fulvius, wie ein Luchs seine Beute. Torquatus' Auge funkelte, seine Lippen bebten und seine Hand zitterte. Fulvius erkannte sogleich in all dem, sowie in dem kundigen Wurfe der Hand und in dem scharfen Blicke auf das Geworfene die Heftigkeit der ersten Versuchung, ein abgelegtes Laster wieder aufzunehmen.

„Ich fürchte, Du hast keine glücklichere Hand, als ich," bemerkte er gleichgültig; „aber versuche es mit Corvinus hier, wenn Du einen niederen Einsatz wagen willst."

„Er muß aber ganz nieder sein — bloß zur Unterhaltung; denn ich habe dem Spiele entsagt. Einst freilich — aber es thut nichts."

„Nun, komm'," sagte Corvinus, den Fulvius mit einem Blicke aufgemuntert hatte.

Sie fingen um ganz unbedeutende Einsätze zu würfeln an und Torquatus gewann gewöhnlich. Fulvius trank ihm noch immer von Zeit zu Zeit zu und er wurde ganz geschwätzig.

„Corvinus — Corvinus," sagte er endlich nachdenkend, „war dies nicht der Name, den Cassianus erwähnte?"

„Wer?" fragte der andere überrascht.

„Ja, er war's," fuhr Torquatus in seinem Selbstgespräche fort — „der Raufbold, das vierschrötige Vieh. Warst Du es," fragte er, zu Corvinus aufblickend, „der den hübschen Christenknaben Pankratius schlug?"

Corvinus wollte zornig werden, aber Fulvius hielt ihn durch einen Wink zurück und warf zur rechten Zeit die Frage dazwischen: „Der Cassianus, den Du erwähntest, ist ein ausgezeichneter Schulmeister; ei, wo lebt er denn jetzt?"

Dies wollte, wie er wußte, Corvinus gern erfahren, und so beruhigte er ihn. Torquatus erwiderte: „Er lebt, wart' ein-

mal — — nein, nein; ich will kein Verräter werden. Ich bin bereit, mich verbrennen oder foltern zu lassen, oder für meinen Glauben zu sterben, aber ich will niemand verraten — nein, das will ich nicht."

„Laß mich an Deine Stelle treten, Corvinus," sagte Fulvius, welcher sah, daß Torquatus immer tieferes Interesse am Spiele nahm. Er wandte seine ganze Geschicklichkeit im Würfeln an, um seinen Gegner noch mehr ans Spiel zu fesseln. Er setzte eine etwas größere Summe, Torquatus that nach kurzem Bedenken das Gleiche. Er gewann, worüber Fulvius ärgerlich schien. Torquatus setzte das Gewonnene; Fulvius that, als ob er zögerte, setzte aber ein Gleiches und verlor wieder; so ging das Spiel nun fort: Jeder gewann und verlor, aber Fulvius befand sich beständig im Vorteil, er spielte mit mehr Ruhe. Einmal blickte Torquatus erschrocken auf; es war ihm, als sehe er den guten Polykarp hinter dem Stuhle seines Gegners. Er rieb sich die Augen und sah, daß es nur Corvinus war, der ihn anstierte. Nun bot er seine ganze Fertigkeit auf. Das Gewissen schwieg, der Glaube war wankend, die Gnade hatte ihn verlassen. Denn der Teufel der Habsucht, der Geldgier, der Unehrlichkeit, des Wagnisses war zurückgekehrt und hatte zu dieser gesäuberten, aber schlecht bewachten Seele sieben Geister mit sich gebracht, schlechter, als er selbst; und als sie in ihn fuhren, entwich alles Heilige, alles Gute daraus.

Durch wiederholte Verluste und die Wirkung des Weines endlich in eine Art Wahnsinn versetzt, warf er, nachdem er häufig in die schwere Börse, die er von Fabiola erhalten, gegriffen hatte, den Beutel selbst auf den Tisch. Fulvius öffnete ihn kaltblütig, leerte ihn aus, zählte das Geld und setzte gegenüber einen gleichen Haufen Gold. Jeder rüstete sich zum letzten Wurfe. Die unheilvollen Würfel fielen, schweigend blickten die Spieler auf die Augen derselben. Fulvius zog das Geld an sich, während Torquatus über den Tisch sank und sein Gesicht in seine Arme verbarg. Fulvius gab dem Corvinus einen Wink, aus dem

Zimmer zu gehen. Torquatus stampfte mit den Füßen, stöhnte, knirschte mit den Zähnen und heulte laut; dann fuhr er mit den Fingern ins Haar und begann es auszuraufen. Eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Bist Du ein Christ?“ Welcher von den sieben Geistern war es? Gewiß der schlimmste.

„Alle Hoffnung ist dahin,“ fuhr die Stimme fort; „Du hast Deine Religion entehrt und sogar verraten.“

„Nein, nein,“ ächzte der Elende in Verzweiflung.

„Ja, in Deiner Trunkenheit hast Du uns alles gesagt; genug, um Dir die Rückkehr zu den Deinigen, die Du verraten hast, für immer unmöglich zu machen.“

„Fort, fort!“ rief der gequälte Sünder in erbärmlichem Tone aus. „Sie werden mir noch vergeben. Gott —“

„Stille, sprich seinen Namen nicht aus; Du bist entehrt, meineidig geworden, hoffnungslos verloren. Du bist ein Bettler, morgen mußt Du um Dein Brot betteln. Du bist ein Verworfener, ein ruinierter Verschwender und Spieler. Wer wird sich Deiner annehmen? Etwa Deine christlichen Freunde? Und dennoch bist Du ein Christ; Du wirst dafür in Stücke zerrissen, eines grausamen Todes sterben, und doch von ihnen nicht als einer ihrer Märtyrer verehrt werden. Du bist ein Heuchler, Torquatus, und nichts weiter.“

„Wer ist's, der mich so quält?“ rief er aus und blickte wild auf. Fulvius stand mit übereinandergelegten Armen neben ihm. „Und wenn all dies wahr ist, was geht das Dich an? Was hast Du mir weiter zu sagen?“ fuhr er fort.

„Mehr, als Du glaubst. Du hast Dich ganz in meine Gewalt begeben; ich bin der Herr Deines Geldes — (er zeigte ihm Fabiolas Börse), Deines Rufes, Deines Friedens, Deines Lebens. Ich darf nur Deine Mitchristen wissen lassen, was Du gethan, was Du gesagt hast, was Du heute gewesen bist, und Du darfst ihnen nicht mehr unter die Augen treten. Ich darf nur jenen Raufbold, jenes vierschrötige Vieh, wie Du den Sohn des Stadtpräfekten nanntest, auf Dich loslassen (und niemand

als ich kann ihn nach einer solchen Beleidigung zurückhalten), und morgen wirst Du vor dem Tribunale seines Vaters stehen, um für die Religion zu sterben, die Du verraten und entehrt hast. Bist Du bereit, jetzt vor dem Richterstuhle auf dem Forum als ein trunkener Spieler Dein Christentum zu bekennen?"

Der gefallene Mann hatte nicht den Mut, dem verlorenen Sohne in der Reue zu folgen, wie er es in der Sünde gethan. Die Hoffnung war in ihm erstorben; denn er war in seine Hauptsünde zurückgefallen, und fühlte kaum einen Gewissensbiß. Er blieb still, bis Fulvius ihn mit der Frage aufweckte: „Nun, hast Du Deine Wahl getroffen, entweder in Deinem jetzigen Zustande sogleich zu den Christen zu gehen, oder morgen vor Gericht? Was wählst Du?"

Torquatus hob die Augen zu ihm auf mit stierem Blicke und antwortete leise: „Keines von beiden."

„Nun, was willst Du eigentlich thun?" fragte Fulvius, indem er ihn mit seinem Falkenblicke durchbohrte.

„Alles, was Du willst," sagte Torquatus, „nur keines von diesen Dingen."

Fulvius setzte sich neben ihn und sagte in einschmeichelndem Tone: „Nun, Torquatus, so höre, thue, wie ich Dir sage, und alles ist wieder gut. Du sollst ein Haus haben, reichliche Nahrung und Kleidung, ja auch Geld zum Spielen, wenn Du nur thun willst, was ich Dich heiße."

„Und was ist das?"

„Stehe morgen wie gewöhnlich auf, zeige Dein Christengesicht und gehe frei und ungezwungen unter Deinen Freunden umher; thu', als ob nichts vorgefallen wäre, aber antworte auf alle meine Fragen und sage mir alles."

Torquatus stöhnte: „Ein Verräter also?"

„Heiße es, wie Du willst; dies oder den Tod! Ja, den Tod zollweise. Ich höre Corvinus ungeduldig im Hofe auf- und abgehen. Schnell, was wirst Du thun?"

„O! nicht den Tod, nein; alles, nur dies nicht!"

Fulvius ging hinaus und fand seinen Freund von Wut und Wein erhitzt; er hatte schwere Mühe, ihn zu besänftigen. Corvinus hatte den Cassianus über anderen Dingen, die ihn in neuerer Zeit erbittert hatten, fast vergessen, aber sein früherer Haß war jetzt wieder entzündet, und er dürstete nach Rache. Fulvius versprach, ausfindig zu machen, wo Cassianus sich aufhalte, und suchte ihn dadurch vorläufig von unüberlegten Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten.

Nachdem Corvinus, mürrisch und vor Wut knirschend, sich entfernt hatte, kehrte Fulvius zu Torquatus zurück, den er zu begleiten wünschte, um seine Wohnung zu erfahren. Sobald er das Zimmer verlassen hatte, war sein Opfer von dem Stuhle aufgestanden und versuchte, auf- und abgehend, seine Sinne zu sammeln und sich wieder zu fassen. Aber es war umsonst; der Kopf schwindelte ihm vor Trunkenheit und Aufregung. Das Zimmer schien mit ihm im Kreise herumzugehen und auf- und abzuschweben; er fühlte sich krank und sein Herz schlug fast hörbar. Scham, Gewissensbisse, Selbstverachtung, Haß gegen die Urheber seines Verderbens und gegen sich selbst, die Trostlosigkeit des Verworfenen und die finstere Verzweiflung des Verdammten zogen wie wogende Fluten durch seine Seele. Außer Stand, sich länger auf den Füßen zu halten, warf er sich mit dem Gesichte auf ein seidenes Kissen, begrub seine glühende Stirne in seine eiskalten Hände und stöhnte. Noch wirbelte alles rings um ihn, und wie ein beständiges Wehklagen tönte es in seinem Ohre.

Fulvius fand ihn in diesem Zustande und berührte seine Schulter, um ihn aufzuwecken. Schaudernd fuhr Torquatus auf mit dem Rufe: „Ist dies etwa die Charybdis?“



*)

Zweiter Teil.

Kampf.

Erstes Kapitel.

Diogenes.

Die Scenen, welche wir bisher dem Leser vorgeführt haben, fielen in eine jener mißlichen Zeiten, die eher ein Waffenstillstand als Friede zu nennen sind und oft zwischen zwei Perioden der Verfolgung in der Mitte lagen. Schon wußte unsere

---

*) „Diogenes, der Totengräber, beigesetzt in Frieden, acht Tage vor dem 1. Oktober." — Aus St. Sebastians Katakomben. Boldetti I. 15, p. 60.

Erzählung von Kriegsgerüchten zu berichten, und wir haben den vorbereitenden Waffenlärm deutlich vernommen. Das Brüllen der Löwen vom Amphitheater, welches Sebastian überraschte, aber nicht erschreckte, die Berichte aus dem Orient, die Winke des Fulvius und die Drohungen des Corvinus haben uns Kunde gebracht, daß über kurz oder lang die Schrecken der Verfolgung sich wieder einstellen und das Christenblut in einem volleren und edleren Strome fließen sollte, als bisher. Die wachsame Kirche kann die vielen Zeichen eines drohenden Kampfes nicht unbeachtet lassen, noch die nötigen Vorbereitungen versäumen, demselben zu begegnen. Von der Zeit, da sie ernstlich sich zu waffnen beginnt, datieren wir die zweite Periode unserer Erzählung. Es ist der Anfang des Kampfes.

Es war gegen das Ende des Oktobers, als man einen jungen, uns nicht unbekannten Mann, dicht in seinen Mantel gehüllt — denn es war finster und kalt — seinen Weg durch die schmalen Gäßchen der sogenannten Suburra nehmen sah, einer Gegend, über deren Ausdehnung und genaue Lage noch gestritten wird, die aber in der unmittelbaren Nachbarschaft des Forums lag. Da das Laster leider nur zu oft mit der Armut verbunden ist, so fanden beide hier ein gemeinsames Asyl. Pankratius schien in diesem Teile der Stadt nicht sehr zu Hause und ging verschiedene Male irre, bis er endlich die Gasse fand, die er suchte. Da die Nummern an den Thüren fehlten, so war das Haus, nach dem er suchte, nicht leicht zu finden, aber er schaute nach der saubersten Wohnung in der Straße, und da ihm eine von den übrigen besonders durch ihre Reinlichkeit und ihr ordentliches Äußere auffiel, so klopfte er getrost an die Thüre. Ein alter Mann, dessen Name bereits in unserer Geschichte vorkam, öffnete. Es war Diogenes, ein hochgewachsener Greis mit breiten Schultern, die gewohnt schienen, Lasten zu tragen, welche jedoch seine Gestalt gebeugt hatten. Sein Haar war silberweiß und hing an den Seiten eines breiten, gewaltigen Kopfes herab; seine Züge waren in tiefen, melancholischen

Linien scharf markiert, und sein Gesicht, obwohl ruhig, trug den Ausdruck eines feierlichen Ernstes. Er sah wie einer aus, der viel unter den Toten gelebt hatte und in ihrer Gesellschaft am glücklichsten war. Seine zwei Söhne, Majus und Severus, schöne, athletische Jünglinge, befanden sich bei ihm. Jener war emsig beschäftigt, in groben Zügen eine Inschrift auf eine alte Marmorplatte einzugraben, oder vielmehr einzukratzen, deren Kehrseite noch Spuren einer heidnischen Grabschrift trug, die der neue Besitzer nur oberflächlich entfernt hatte. Lächelnd betrachtete Pankratius seine Hantierung; es war kaum ein Wort richtig geschrieben; hier steht die Inschrift, wie sie war:

DE BIANOBA
POLLECLA QVE ORDEV BENDET DE BIANOBA.*)

Der andere Sohn war im Begriffe, eine grobe Zeichnung zu machen; man konnte da Jonas unterscheiden, wie er von dem Walfisch verschlungen wird, und Lazarus, der von den Toten aufersteht, beides mit Kohle auf ein Brett gezeichnet, eine Skizze, die offenbar zu einem noch vollkommener auszuführenden Gemälde bestimmt war. Der alte Diogenes war, als es an die Thüre klopfte, eben damit beschäftigt, eine neue Handhabe an eine alte Spitzhaue zu machen. Diese verschiedenen Beschäftigungen in einer Familie könnten überraschen, aber dem jugendlichen Besucher fiel dies durchaus nicht auf; er wußte wohl, daß die Familie zu der ehrsamen religiösen Zunft der Fossores oder Totengräber in den christlichen Kirchhöfen (Kömeterien) gehörte. Diogenes stand an der Spitze dieser Bruderschaft. In Übereinstimmung mit der Behauptung eines anonymen

---

*) „Von der neuen Straße. Pollecla, welche Gerste verkauft in der neuen Straße." Die Inschrift wurde gefunden im Kirchhof des Callistus.

Schriftstellers, eines Zeitgenossen des heiligen Hieronymus, haben einige neuere Altertumsforscher den Fossor als zu den niederen kirchlichen Dienern in der ersten Kirche gehörig betrachtet, wie den Lektor oder Vorleser. Allein obgleich sich diese Ansicht nicht halten läßt, so ist es doch wahrscheinlich, daß dieses Amt in der Hand von Personen war, welche die kirchliche Autorität dazu bestellt hatte. Das gleichmäßige System bei der Anlage, Ausgrabung und Ausfüllung der zahlreichen Begräbnisstätten rings um Rom, ein System, das vom Anfang an so ausgebildet war, daß sich keine bestimmten Anzeichen einer Änderung oder Verbesserung im Laufe der Zeit nachweisen lassen, führt uns zu dem Schlusse, daß diese wundervollen, ehrwürdigen Arbeiten unter einheitlicher Leitung, und wahrscheinlich von einer zu diesem Zweck gebildeten Körperschaft ausgeführt wurden. Es war keine Leichenbestattungs- oder Nekropolisgesellschaft, die mit dem Geschäfte, die Toten zu begraben, spekulierte, sondern vielmehr eine fromme, von der Kirche anerkannte Bruderschaft, die sich zu diesem Zwecke gebildet hatte.

Eine Reihe interessanter Inschriften, die sich in dem Kirchhofe der heiligen Agnes fanden, beweist, daß dies Geschäft sich in einzelnen Familien forterbte; Großvater, Vater und Söhne haben es an demselben Orte getrieben.*) Wir können auf diese Weise leicht die große Geschicklichkeit und Gleichförmigkeit des Baues in den Katakomben begreifen. Allein die Fossores hatten augenscheinlich ein höheres Amt, oder sogar eine Jurisdiktion in dieser unterirdischen Stadt. Wenn gleich die Kirche für den Raum zum Begräbnis aller ihrer Kinder sorgte, so war es doch natürlich, daß einige für ihre Begräbnisstätte eine besondere Entschädigung gaben, wenn sie an einem Lieblingsorte, z. B. in der Nähe vom Grabe eines Märtyrers, gewählt wurde.

---

*) Siehe P. Marchi in seiner „Architektur des unterirdischen christlichen Roms", 1844; ein Werk, das wir frei benützen.

Dergleichen Käufe, von denen in den alten Kirchhöfen oft Erwähnung geschieht, hatten diese Totengräber abzuschließen. Folgende Inschrift ist im Kapitol aufbewahrt:

EMPTV LOCVM AB ARTEMISIVM VISOMVM HOC EST ET PRAETIVM DATVM FOSSORI HILARO IDEST FOL NOOD PRAESENTIA SEVERI FOSS ET LAVRENTI. *)

Das heißt:

„Hier ist das Grab für zwei Leiber, von Artemisius erkauft, und der Preis wurde dem Fossor Hilarius gezahlt, nämlich . . . Börsen**) In Gegenwart des Gräbers Severus und des Laurentius."

Möglich, daß der letztgenannte Laurentius Zeuge des Käufers und Severus der des Verkäufers war. Wie dem jedoch sein mag, wir glauben nun dem Leser alles gesagt zu haben, was sich auf das Amt des Diogenes und seiner Söhne bezieht.

Wir verließen Pankratius, als er sich eben über die rohen Versuche des Majus in der Steinschneidekunst belustigte. „Führst Du alle diese Inschriften immer selbst aus?" frug er ihn.

„O nein!" erwiderte der Künstler, indem er lächelnd aufblickte. „Nur für arme Leute, die eine bessere Hand nicht zahlen können. Dies hier war eine gute Frau, die in der Vianova einen kleinen Laden hielt, und, wie Ihr Euch denken könnt, nicht reich dabei wurde, besonders da sie sehr ehrlich war. Und doch kam mir ein seltsamer Gedanke, während ich ihre Grabschrift einmeißelte."

„Laß hören, Majus."

---

*) Emptus locus ab Artemisio bisomus hic est, et pretium datum fossori Hilaro, id est folles . . . in praesentia Severi Fossoris et Laurentii.

**) Die Zahl ist leider nicht erkennbar, da sie in Ziffern ist.

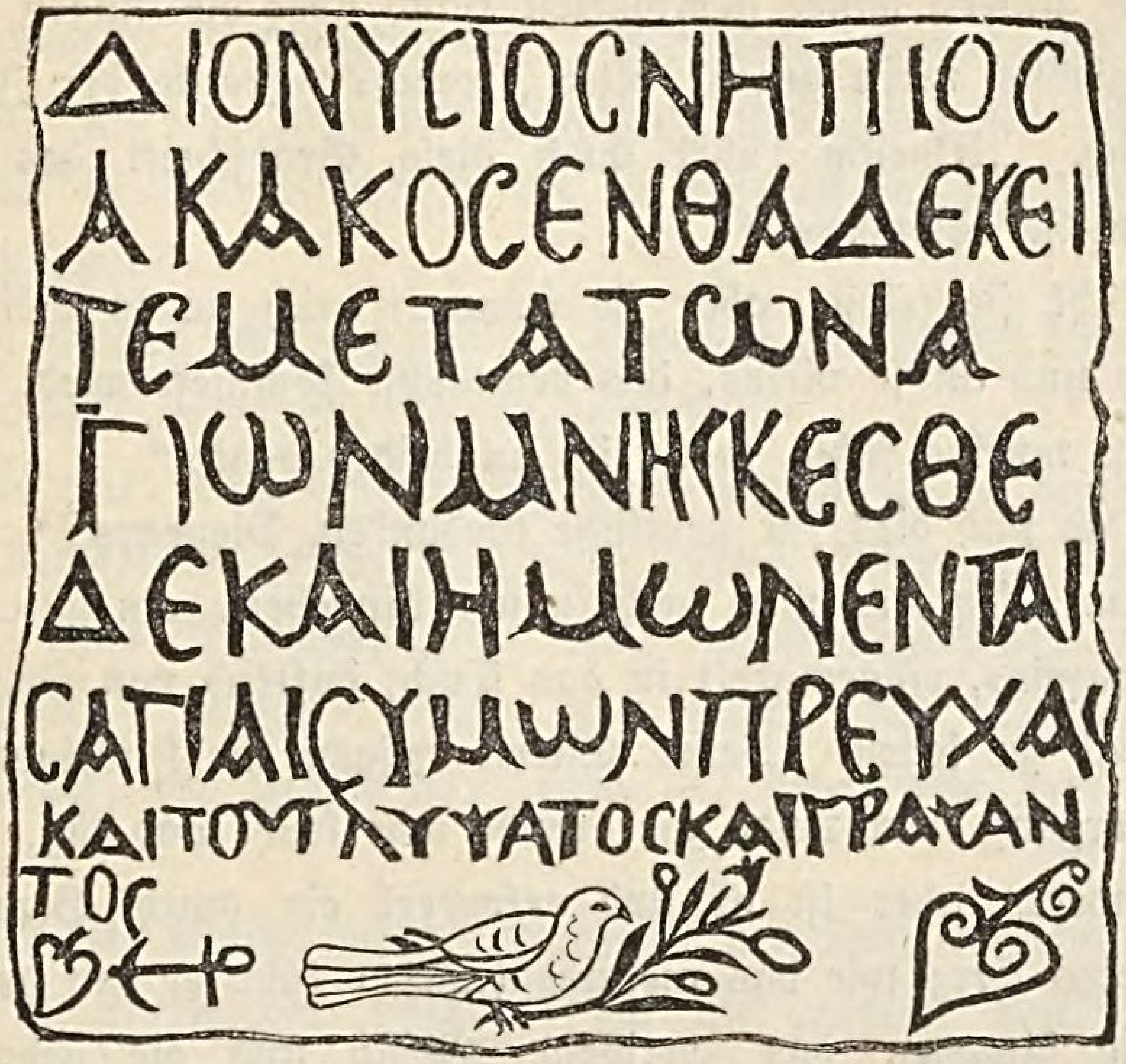
„Nun, daß vielleicht nach tausend oder mehr Jahren Christen mit Ehrfurcht mein Gekritzel an der Mauer lesen und mit Interesse von der guten, alten Pollecla und ihrem Gerstenladen hören könnten; wogegen die Inschrift nicht eines einzigen Kaisers, welcher die Kirche verfolgte, zu lesen sein dürfte."

„Ich kann mir aber kaum denken, daß die stolzen Grabmäler von Fürsten gänzlich zerfallen sollten und das Andenken an ein Marktweib auf ferne Geschlechter kommen könnte. Was für einen Grund hast Du zu dieser Annahme?"

„Ich denke bloß deswegen so, weil ich der Nachwelt das Andenken des frommen Armen eher überliefern möchte, als das des gottlosen Reichen. Und meine grobe Inschrift mag vielleicht gelesen werden, wenn Triumphbögen längst zerstört sind. Es ist doch abscheulich geschrieben, nicht wahr?"

„Das thut nichts; in ihrer Einfachheit wiegt sie viele schöne Schriften auf. Was ist denn das für eine Platte, die an der Mauer lehnt?"

„Ja, das ist eine wirklich schöne Inschrift, die man uns zum Aufstellen brachte; Ihr werdet sehen, daß der Verfasser und Gravierer nicht ein- und derselbe war. Sie soll auf den Kirchhof bei der Villa der Fräulein Agnes am nomentanischen Weg kommen und ist, wie ich glaube, zum Andenken an ein liebes Kind bestimmt, dessen Tod von seinen tugendhaften Eltern tief betrauert wird." Pankratius nahm ein Licht und las, wie folgt:



*)

„Der unschuldige Knabe Dionysius liegt hier unter den Heiligen. Gedenket aber auch unser in eueren heiligen Gebeten . . . dessen, der es geschrieben, und dessen, der es eingegraben hat."

„Liebes, glückliches Kind!" fuhr Pankratius fort, als er die Inschrift durchlesen hatte, „füge mich, den Leser, zu dem Schreiber und Gravierer in Deinen heiligen Gebeten."

„Amen!" antwortete die fromme Familie. Pankratius, durch einen gewissen gedämpften Ton in Diogenes' Stimme aufmerksam gemacht, wandte sich um und sah, wie der Alte sich eifrig bemühte, das Ende eines kleinen Keiles wegzuschneiden, den er in die Spitze des Stiels seiner Spitzhacke getrieben hatte, damit diese im Eisen festsäße; aber alle Augenblicke hinderte ihn etwas am Sehen, was er dadurch zu entfernen suchte, daß er

---

*) Διονύσιος νήπιος ἄκακος ἐνθάδε κεῖται μετὰ τῶν ἁγίον μνήσκεσθε δὲ καὶ ἡμῶν ἐν ταῖς ἁγίαις ὑμῶν προσευχαῖ κσαὶ τοῦ γλύψαντος καὶ γράψαντος.

mit dem Rücken seiner gebräunten Hand über die Augen wischte. „Was giebt's, mein guter, alter Freund?" fragte der Jüngling freundlich. „Warum rührt Euch diese Grabschrift des jungen Dionysius so besonders?"

„Nicht sie selbst; aber sie erinnert mich an so vieles Vergangene und an so vieles, das demnächst kommen wird, daß ich mich fast mutlos fühle, wenn ich an beides denke."

„Was sind dies für peinliche Gedanken, Diogenes?"

„Nun, seht, es mag noch immer hingehen, ein gutes Kind, wie Dionysius, eingewickelt in das Tuch, duftend von Spezereien, ins Grab zu legen. Seine Eltern mögen wohl weinen, aber sein Übergang vom Leide zur Freude war leicht und süß. Etwas ganz anderes aber ist es und erfordert ein durch Gewohnheit verhärtetes Herz wie das meinige (wieder fuhr er mit der Hand über die Augen), das zerrissene Fleisch und die gebrochenen Glieder eines anderen solchen Kindes eilig aufzuraffen, es hastig in das Grabtuch zu hüllen, dann in ein anderes Tuch voll Leim, statt Balsams, einzuschlagen und geschwind in das Grab zu schieben.*) Wie gern möchte man den Leib eines Märtyrers ganz anders behandeln!"

„Allerdings, Diogenes; aber ein braver Offizier zieht ein einfaches Soldatengrab auf dem Schlachtfelde dem feingearbeiteten Sarkophag an der Via Appia vor. Sind denn solche Scenen, wie Ihr sie beschreibt, in Zeiten der Verfolgung gewöhnlich?"

---

*) In dem Kirchhofe der heiligen Agnes fand man Stücke Leim in Gräbern, welche genau die Formen verschiedener Körperteile bilden, mit dem Eindruck einer feineren Leinwand auf der inneren und einer gröberen auf der äußeren Seite. In betreff der Spezereien und des Balsams bemerkt Tertullian, daß „die Araber und Sabäer wohl wissen, daß die Christen jährlich mehr für ihre Toten brauchen, als die heidnische Welt für ihre Götter verwendete".

„Keineswegs ungewöhnlich, mein guter junger Herr. Gewiß wird ein so frommer Jüngling, wie Ihr, das Grab des Restitutus in dem Kirchhofe des Hermes an seinem Jahrestage besucht haben?“

„Ja freilich, und oft hab' ich ihm um sein frühes Martyrtum fast beneidet. Habt Ihr ihn begraben?“

„Ja, und seine Eltern ließen ein schönes Grab machen, es ist das Arcosolium seiner Krypta.*) Mein Vater und ich haben es aus sechs Marmorplatten eilig zusammengefügt, und ich meißelte die Inschrift ein. Ich denke, ich machte meine Arbeit besser, als Majus da,“ setzte der Alte, nun ganz heiter, hinzu.

„Das will wenig sagen,“ bemerkte der Sohn lächelnd; „aber hier ist die Kopie der Inschrift, die Du gemacht hast.“ Damit zog er aus einer Anzahl Blätter ein Pergament hervor.

„Ich erinnere mich ganz gut,“ sagte Pankratius, indem er das Blatt überblickte, und die orthographischen, aber nicht die grammatikalischen Fehler verbessernd, las er, wie folgt:

AELIO FABIO RESTVTO
FILIO PIISSIMO PARI N
TES FECERVNT QVIVI
XIT ANNI . S XVIII MENS
VII INIRENE. **)

„Dem Älius Fabius Restitutus, ihrem frommen Sohne, errichteten seine Eltern (dies Grab). Er lebte achtzehn Jahre und sieben Monate. In Frieden.“

---

*) Diese Ausdrücke finden später ihre Erklärung.

**) Aelio Fabio Restituto, filio piissimo, parentes fecerunt. Qui vixit annis XVIII, mensibus VII. In irene.

„Welcher Ruhm für den Jüngling, Christus schon in solch' einem Alter bekannt zu haben!" rief er aus.

„Gewiß," erwiderte der Alte; „aber Ihr habt vielleicht immer geglaubt, daß sein Leib allein im Grabe ruhe, wie man dies nach der Inschrift auch annehmen muß."

„Allerdings war ich dieser Meinung. Ist es anders?"

„Ja, edler Pankratius, es teilt noch ein jüngerer Schlafkamerad, als er, seine Ruhestätte. Als wir eben daran waren, das Grab des Restitutus zu verschließen, wurde der Leib eines höchstens zwölf oder dreizehn Jahre alten Knaben zu uns gebracht. O, ich werde den Anblick nie vergessen! Man hatte ihn über ein Feuer gehängt, und Kopf und Rumpf und Glieder bis zu den Knieen waren bis auf die Knochen verbrannt, und er war so entstellt, daß man keinen Zug von ihm erkennen konnte. Der arme Knabe, was mußte er gelitten haben! Aber warum sollte ich ihn beklagen? Wir hatten Eile und dachten, der Jüngling von achtzehn Jahren werde seinem zwölfjährigen Leidensgenossen den Platz nicht mißgönnen, und so legten wir ihn zu Älius Fabius' Füßen; wir hatten aber kein zweites Fläschchen Blut außen hinzusetzen, damit man erkennen möchte, daß hier ein zweiter Märtyrer liege, denn das Feuer hatte sein Blut in den Adern vertrocknet."*)

„Was für ein edler Knabe! War der erste älter, so war der zweite jünger als ich. Was meint Ihr, Diogenes, haltet

---

*) Am 22. April 1823 fand man dies Grab noch unverletzt. Als man es öffnete, waren die Gebeine weiß, glänzend und poliert wie Elfenbein. Zu den Häupten stand das Blutfläschchen. Zu den Füßen lag das Skelett eines zwölf- oder dreizehnjährigen Knaben, schwarz und verkohlt, hauptsächlich am Kopf und den oberen Teilen bis herab in die Mitte der Schenkelbeine; von da bis zu den Füßen wurden die Beine allmählich weiß. Die beiden Leiber ruhen jetzt in reichen Hüllen nebeneinander unter dem Altare des Jesuitenkollegs zu Loretto.

Ihr es nicht für wahrscheinlich, daß Ihr eines Tages mir denselben Liebesdienst erweisen müßt?"

„O nein, das will ich nicht hoffen," sagte der alte Totengräber und seine Stimme wurde wieder weich; „sprecht nicht von einer solchen Möglichkeit, da muß viel eher meine Zeit kommen; warum sollte man auch die alten Bäume schonen und die jungen Pflanzen niederhauen?"

„Nun, nun, mein guter Freund, ich wollte Euch nicht betrüben; aber fast habe ich vergessen, weshalb ich kam. Morgen mit Tagesanbruch sollt Ihr nämlich nach dem Hause meiner Mutter kommen, damit für die drohenden Zeiten der Verfolgung die Anordnungen in betreff der Kirchhöfe getroffen werden können. Unser ehrwürdiger Papst wird da sein nebst den Priestern der Titel (Pfarrkirchen), den Diakonen der Sprengel, den Notaren, deren Zahl wieder ergänzt worden ist, und Ihr, das Haupt der Fossores, dürft nicht fehlen, damit alles gemeinschaftlich besprochen werden kann."

„An mir soll's nicht fehlen, Pankratius," versetzte Diogenes.

„Und nun habe ich noch eine Gunst von Euch zu erbitten."

„Eine Gunst von mir?" fragte der Alte verwundert.

„Ja, Ihr werdet Euer Werk sogleich anzufangen haben, denk' ich. So oft ich schon zur Andacht unsere geweihten Kirchhöfe besuchte, so habe ich mich doch nie genau darin umgesehen, und dies möchte ich nun gern in Euerer Begleitung thun, weil Ihr sie so gut kennt."

„Nichts würde mir größeres Vergnügen machen," erwiderte Diogenes, von dem Komplimente geschmeichelt, aber noch mehr erfreut durch diese Pietät für den Gegenstand, der ihm so teuer war. „Gleich nachdem ich meine Verhaltungsbefehle empfangen habe, werde ich nach dem Kirchhofe des Callistus gehen. Erwartet mich vor der Porta Capena, ein halbe Stunde vor Mittag, und wir wollen miteinander gehen."

„Aber ich werde nicht allein sein," fuhr Pankratius fort, „zwei erst kürzlich getaufte Jünglinge wünschen ebenfalls mit

unseren Kirchhöfen bekannt zu werden und haben mich gebeten, sie einzuführen."

„Jeder Freund von Euch wird mir stets willkommen sein. Wie heißen sie, damit es kein Mißverständnis giebt?"

„Der eine ist Tiburtius, der Sohn des vorigen Präfekten Chromatius, der andere ist ein junger Mann, Namens Torquatus."

Severus stutzte ein wenig. „Torquatus?" wiederholte er. „Seid Ihr seiner ganz sicher, Pankratius?"

Diogenes bemerkte ihm tadelnd: „Daß er in Pankratius' Gesellschaft zu uns kommt, ist Sicherheit genug."

„Ich gestehe," erwiderte der Jüngling, „daß ich ihn nicht so gut kenne als Tiburtius, der wirklich ein wackerer, edler Jüngling ist; Torquatus wünscht jedoch sehr eifrig, alle unsere Angelegenheiten kennen zu lernen, und es scheint ihm Ernst. Was flößt Dir Zweifel ein, Severus?"

„Nur eine Kleinigkeit allerdings. Als ich heute morgen in der Frühe nach dem Kirchhofe ging, machte ich einen Abstecher nach den Bädern des Antonius."*)

„Was," unterbrach ihn Pankratius lachend, „besuchst Du so noble Gesellschaften?"

„Das gerade nicht," versetzte der ehrsame Künstler; „aber Ihr wißt vielleicht nicht, daß Cucumio, der Capsarius,**) und sein Weib Christen sind."

„Ist's möglich?"

„Ja, so ist's, sie lassen sich gerade ein Grab für sich in dem Kirchhofe des Callistus zurechtmachen, ich zeigte ihnen die von Majus dazu verfertigte Inschrift."

„Hier ist sie," sagte er, indem er folgendes vorzeigte:

---

*) Besser bekannt unter dem Namen: „Bäder Caracallas."

**) Die Person, welche die Kleidung der Badenden aufbewahrte, von capsa, ein Kasten.

**CVCVMIO ET VICTORIA
SE VIVOS FECERVNT
CAPSARARIUS DE ANTONINIANAS.*)**

„Vortrefflich!" rief Pankratius aus, belustigt durch die groben Schnitzer in dem Epitaph; „aber wir vergessen Torquatus."

„Als ich in das Gebäude trat," sagte Severus, „war ich nicht wenig erstaunt, in einem Winkel, zu so früher Stunde, diesen Torquatus in vertrauter Unterhaltung mit dem Sohne des gegenwärtigen Präfekten, dem Corvinus, zu finden, jenem Burschen, der sich, als Krüppel verstellt, in Agnes' Haus eindrängte, als ein unbekannter Wohlthäter (Gott segne ihn!) den Armen daselbst reichliche Almosen spendete. Das ist eine gute Gesellschaft für einen Christen, besonders zu solcher Stunde, dachte ich."

„Wahr, Severus," entgegnete Pankratius tief errötend; „aber er ist noch ein Neuling im Glauben, und vermutlich wissen seine alten Bekannten noch nicht um seine Bekehrung. Wir wollen das Beste hoffen."

Die beiden jungen Männer erboten sich, Pankratius, als er gehen wollte, zu seiner Sicherheit durch das arme und verrufene Stadtviertel zu begleiten. Er nahm dies freundliche Anerbieten mit Vergnügen an und bot dem alten Totengräber eine herzliche gute Nacht.

---

*) „Cucumio und sein Weib machten das Grab für sich bei Lebzeiten. Capsarius in den antoninischen Bädern." Die Inschrift wurde im Kirchhof des Callistus gefunden und zuerst bekannt gemacht von P. Marchi, welcher sie irrig dem Kirchhof des Prätextatus zuschreibt.

Zweites Kapitel.

Die Katakomben.

M. ANTONI
VS . RESTVTV
S. FECIT . YPO
GEVSIBI . ET
SVIS . FIDENTI
BVS . IN . DOMINO

*)

Es scheint, als ob wir eine Person vernachlässigt hätten, mit deren Charakter und hoher Denkungsart wir im Beginne dieser Geschichte bekannt geworden sind, nämlich die fromme Lucina. Freilich waren ihre Tugenden so stiller und bescheidener Natur, daß sie wenig Gelegenheit hatte, in der Öffentlichkeit eine hervorragende Rolle zu spielen. Ihr Haus, das überdies einen Titel oder eine Pfarrkirche enthielt, genoß jetzt die Ehre, der Aufenthalt des Papstes zu sein. Das Herannahen einer heftigen Verfolgung, während welcher die Herrscher des geistlichen Königreichs Christi, als die Feinde des Kaisers, sicherlich

*) M. Antonius Restitutus fecit hypogeum sibi et suis, fidentibus in Domino. — „Markus Antonius Restitutus machte dies Gewölbe für sich und seine Familie, die auf den Herrn vertraut." Die Inschrift ist unlängst im Kirchhof des heiligen Nereus und Achilleus gefunden. Es ist auffallend, daß in der Inschrift des Märtyrers Restitutus in diesem wie im vorigen Kapitel eine Silbe im Namen ausgelassen ist, die man übrigens beim Aussprechen leicht übergehen konnte.

zuerst aufgesucht werden würden, machte es notwendig, den Aufenthalt des kirchlichen Oberhirten nach einem gesicherten Orte zu verlegen. Dazu wurde das Haus Lucinas ausersehen, und zu ihrer großen Freude blieb es die päpstliche Wohnung unter diesem und dem folgenden Pontifikate, unter welchem die wilden Tiere dahin versetzt wurden, damit der Papst Marcellus sie zu Hause füttere. Diese ekelhafte Strafe verursachte bald seinen Tod.

Lucina, im vierzigsten Jahre*) in den Orden der Diakonissinnen zugelassen, fand in den Pflichten ihres Amtes Beschäftigung in Fülle. Die Aufsicht über die Frauen in der Kirche, die Sorge für die Kranken und Armen ihres Geschlechtes, die Verfertigung und Instandhaltung der heiligen Gewänder und des Linnenzeugs für den Altar, und der Unterricht der Kinder und der weiblichen Bekehrten, die sich zur Taufe vorbereiteten, sowie die Bedienung derselben bei dieser heiligen Handlung gehörten zu dem Berufskreise der Diakonissinnen und gaben ihnen nebst den häuslichen Geschäften genug zu thun. In Erfüllung dieser Pflichten floß das Leben für Lucina still dahin. Ihr Hauptziel schien erreicht; ihr Sohn hatte sich Gott geweiht und war bereit, sein Blut für den Glauben zu vergießen. Über ihn zu wachen und für ihn zu beten, war ihre einzige Wonne.

Früh morgens an dem bestimmten Tage fand die im letzten Kapitel erwähnte Versammlung statt. Es wurde beschlossen, ein außerordentliches Almosen zu sammeln, welches dazu verwendet werden sollte, die Kirchhöfe zu erweitern und die Toten zu begraben, die Verfolgten in ihren Asylen zu unterstützen, die Gefangenen zu ernähren und sich zu ihnen Zutritt zu verschaffen, und endlich die Leiber der Märtyrer loszukaufen.

---

*) Sechzig war das vorgeschriebene Alter; allein man wurde zuweilen auch im vierzigsten zugelassen.

für jeden Sprengel wurde ein Notar ernannt, um die Akten der Märtyrer zu sammeln und wichtige Begebnisse aufzuzeichnen. Die Kardinäle oder Titularpriester empfingen die nötigen Instruktionen in betreff der Verwaltung der Sakramente, besonders der heiligen Eucharistie, während der Verfolgung, und jedem wurden ein oder mehrere Kirchhöfe anvertraut, in deren unterirdischen Kirchen er das heilige Meßopfer verrichten sollte. Der heilige Vater wählte für sich die Katakombe des Callistus, worauf sich Diogenes, der erste Totengräber daselbst, nicht wenig einbildete. Der gute Alte schien unter den drohenden Vorboten einer kommenden Verfolgung heiterer zu sein als sonst. Der kommandierende Offizier einer Mineurcompagnie hätte seine Befehle nicht mit mehr Energie und Entschiedenheit zur Verteidigung einer seiner Geschicklichkeit anvertrauten Festung geben können, als er die seinigen den untergeordneten Dienern der verschiedenen Kirchhöfe in der Nähe Roms erteilte, die in sein Haus bestellt waren, um die Beschlüsse der Versammlung kennen zu lernen.

Die Sonnenuhr an der Porta Capena zeigte eben auf Mittag, als Diogenes mit seinen Söhnen zum Thore hinausging, wo die drei jungen Männer ihn bereits erwarteten. Sie wandelten nun zu zwei und zwei die appische Straße entlang, und beinahe zwei Meilen vom Thore*) erreichten sie auf verschiedenen Wegen (indem sie zwischen den Gräbern durchschlüpften, welche die Straße begrenzten) die nämliche Villa zur rechten Hand. Hier fanden sie zur Hinabfahrt in die unterirdischen Kirchhöfe alles Erforderliche bereit, z. B. Kerzen, Laternen und Feuerzeug, um Licht zu machen. Da Führer und Fremde in gleicher Zahl waren, so schlug Severus vor, sie sollten sich in

---

*) Jetzt St. Sebastian. Die ältere Porta Capena lag fast eine (englische) Meile mehr nach der Stadt hin, als das jetzige Thor.

Paare teilen, und wählte den Torquatus als Begleiter, warum, können wir uns leicht denken.

Es würde vermutlich den Leser ermüden, wenn wir der ganzen Unterhaltung der Gesellschaft folgen wollten. Diogenes antwortete nicht bloß auf alle an ihn gestellte Fragen, sondern er gab auch von Zeit zu Zeit recht sachgemäße kleine Erläuterungen über Gegenstände, die er als besonders anziehend betrachtete; allein wir glauben unsere Freunde besser zu unterhalten und zu belehren, wenn wir den ganzen Stoff dieser Unterhaltung im Zusammenhange geben, und überdies werden unsere Leser auch von der späteren Geschichte jener wunderbaren Kirchhofsanlagen, in welche wir unsere jugendlichen Pilger begleiten, etwas zu erfahren wünschen.

Die Geschichte der ersten christlichen Kirchhöfe, der Katakomben, wie man sie gewöhnlich heißt, läßt sich in drei Perioden teilen: von ihrem Beginn bis zur Zeit unserer Erzählung oder einige Jahre später; von dieser Zeit bis zum achten Jahrhundert; dann herab bis auf unsere Tage, wo wir gegründete Hoffnung haben, daß eine neue Epoche beginnt.

Wir haben im allgemeinen vermieden, den Namen Katakomben zu gebrauchen, weil es den Leser zu dem Gedanken verleiten könnte, daß dies entweder der ursprüngliche oder ein allgemeiner Name für diese ersten christlichen Grüfte gewesen sei. Dem ist jedoch nicht so; man kann sagen, Rom ist mit einem Gürtel von sechzig oder mehr Kirchhöfen umgeben, von denen jeder gewöhnlich unter dem Namen eines oder mehrerer Heiligen bekannt ist, deren Leiber hier ruhten. So haben wir die Kirchhöfe des heiligen Nereus und Achilleus, der heiligen Agnes, des heiligen Pankratius, des Prätextatus, der Priscilla, des Hermes u. s. w. Manchmal waren die Kirchhöfe unter dem Namen der Orte bekannt, wo sie lagen.*) Der Kirchhof des heiligen

---

*) Ad Nymphas, Ad Ursum pileatum, Inter duas lauros, Ad Sextum Philippi etc.

Sebastian führte außer mehreren anderen Namen auch den Ad Catacumbas.*) Die Bedeutung dieses Wortes ist ganz unbekannt, wiewohl es dem Umstande zugeschrieben werden mag, daß die Reliquien des heiligen Petrus und Paulus eine Zeit lang hier in einer neben dem Kirchhof befindlichen, noch heute vorhandenen Gruft beigesetzt waren. Der Name wurde anfangs nur für diesen Kirchhof, später aber allgemein gebraucht, so daß gewöhnlich das ganze System dieser unterirdischen Aushöhlungen Katakomben genannt wird.

Ihr Ursprung ist im vorigen Jahrhundert der Gegenstand eines gelehrten Streites gewesen. Auf zwei oder drei unbestimmte und zweideutige Stellen gestützt, behaupteten einige Gelehrte, die Katakomben seien ursprünglich heidnische Aushöhlungen gewesen, um für die Bauten der Stadt den Sand zu liefern. Diese Sandgruben heißen arenaria, und zuweilen werden auch die christlichen Kirchhöfe so genannt. Allein eine mehr wissenschaftlich begründete Untersuchung, besonders die des scharfsinnigen P. Marchi, hat diese Ansicht vollständig widerlegt. Der Eingang zu den Katakomben befand sich oft, wie man noch jetzt sehen kann, in diesen Sandgruben selbst, die unterirdisch sind und ohne Zweifel den Zweck hatten, die Begräbnisstätten zu verdecken; aber verschiedene Umstände beweisen, daß sie selbst niemals zu christlichen Begräbnissen dienten, und auch nicht in christliche Kirchhöfe verwandelt wurden.

Wer Sand aus dem Boden schaffen will, macht seine Grube so nahe als möglich an der Oberfläche, um bequemen Zutritt dazu zu haben, auch wird er sie so weit machen, als es sich mit der Sicherheit der Decke verträgt und als die Menge des Materials, das er braucht, es erfordert. All dies finden wir in den arenaria, die in der Nähe von Rom noch in Menge

*) Augenscheinlich aus einer griechischen Präposition und einem lateinischen Verbum gebildet.

vorhanden sind; aber die Katakomben sind nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen erbaut.

Die Katakombe fällt plötzlich und gewöhnlich vermittelst einer steilen Stufenreihe unter der Schichte lockeren und zerreibbaren Sandes *) in die Schichte hinab, wo derselbe zu einem weichen, aber zusammenhängenden Steine verhärtet ist, an dessen Oberfläche man jeden Streich mit der Spitzhaue noch deutlich erkennen kann. Hat man diese Tiefe erreicht, so befindet man sich im ersten Stockwerke des Kirchhofs, von wo man wieder auf Treppen in das zweite und dritte Stockwerk hinabsteigt, welche alle nach derselben Methode gebaut sind.

Eine Katakombe läßt sich in drei Teile einteilen: in die Gänge oder Straßen, in ihre Kammern oder Vierecke und in ihre Kirchen. Die Gänge sind lange, enge Galerien, ziemlich regelmäßig ausgehauen, so daß Decke und Fußboden mit den Seiten in rechten Winkeln laufen, oft so schmal, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können. Zuweilen laufen sie in einer beträchtlichen Länge ganz gerade fort, werden aber von anderen durchschnitten, und diese wieder von anderen, so daß sie ein vollständiges Labyrinth oder Netz von unterirdischen Korridoren bilden. Sich darin zu verlieren, könnte leicht sehr verhängnisvoll werden und mit dem Hungertode enden.

Allein diese Gänge sind nicht, wie man nach dem Namen vermuten könnte, bloß dazu gebaut, um zu irgend einem Ziele zu führen. Sie sind selbst die Katakombe oder der Kirchhof. Ihre Mauern sowohl als die Seiten der Treppen sind wie eine Honigwabe mit Gräbern besetzt, d. h. mit Reihen von breiten und schmalen Löchern, die geräumig genug sind, um einen menschlichen Leib, vom Kinde bis zum ausgewachsenen Manne, aufzunehmen; die Leiche liegt mit der Seite nach der Galerie

---

*) Es ist der rote vulkanische Sand, puzzolana, der so geschätzt ist, um römischen Cement daraus zu machen.

zu. Manchmal sind es etliche vierzehn, zuweilen auch nur drei oder vier solcher Reihen übereinander. Sie sind augenscheinlich nach dem Maße des Leichnams gemacht, der wahrscheinlich neben dem Grabe lag, während dieses ausgehöhlt wurde.

Wenn man den Leichnam, so eingewickelt, wie es Diogenes beschrieb, in seine enge Zelle legte, so wurde die Vorderseite entweder mit einer Marmorplatte, häufiger noch mit mehreren breiten Ziegeln luftdicht verschlossen, die mit dem Rande in eine zu diesem Zweck in den Felsen gehauene Fuge gelegt und auf allen Seiten cementiert wurden. Die Inschrift wurde auf den Marmor eingemeißelt oder in den feuchten Mörtel eingekritzelt. Tausende von Inschriften der ersten Art sind gesammelt worden und in Museen und Kirchen aufbewahrt worden; viele der letzteren Art wurden kopiert und veröffentlicht; aber bei weitem die größere Zahl der Gräber hat weder Namen noch Aufschrift. Nun mag der Leser billig fragen, durch welchen Zeitraum hindurch sich die Beerdigung in den Katakomben erstreckt, und wie die Grenzen dieser Periode sich bestimmen lassen; wir wollen ihm so kurz als möglich darauf zu antworten suchen.

Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß die Christen vor der Erbauung der Katakomben anderswo begraben worden sind. Zwei Grundsätze, so alt wie das Christentum, bestimmen diese Begräbnisart. Einmal die Art der Beerdigung Christi. Er wurde in einer Höhle in ein Grab gelegt, in Linnen eingewickelt, mit Spezereien einbalsamiert, und ein versiegelter Stein verschloß sein Grab. Da der heilige Paulus Ihn so oft als das Vorbild unserer Auferstehung vorstellt und davon spricht, daß wir mit Ihm in der Taufe begraben sind, so war für seine Jünger und Bekenner der Wunsch natürlich, nach seinem Beispiele begraben zu werden, und so bereit zu sein, mit Ihm aufzuerstehen.

Dies Liegen in Erwartung der Auferstehung war der zweite leitende Gedanke bei der Anlage dieser Kirchhöfe. Jeder Aus-

druck, der sich auf sie bezieht, deutete auf die Auferstehung hin. Das Wort „begraben" ist auf christlichen Inschriften unbekannt. „Beigesetzt in Frieden," „die Beisetzung von —" sind die gewöhnlichen Ausdrücke, das heißt, die Toten sind nur eine Zeit lang, bis sie wieder auferweckt werden, hier wie ein kostbares Pfand hinterlegt; schon der Name „Coemeterium" führt auf den Gedanken, daß es nur ein Platz ist, wo viele, wie in einem Schlafsaale, für eine Weile im Schlummer liegen, bis das ewige Licht heraufdämmert und der Trompetenschall sie weckt. Daher heißt das Grab bloß der Platz, oder mit einem mehr technischen Ausdrucke der kleine Wohnort*) der in Christo Gestorbenen.

Diese beiden Ideen, die bei der Anlage der Katakomben zusammenwirkten, waren keine späteren Einschiebsel in das christliche System, sondern müssen gerade in den frühesten Zeiten desselben vorherrschend gewesen sein. Sie verurteilten den heidnischen Brauch der Totenverbrennung, auch haben wir keine Andeutung, daß diese Art von Bestattung je einmal von den Christen angenommen worden wäre.

Allein ein umfassender Beweis ihres frühen Ursprungs findet sich in den Katakomben selbst. Die Schule der noch vorhandenen Gemälde deutet auf eine Periode, wo die Kunst noch in Blüte stand. Ihre Symbole und der symbolische Geschmack selbst tragen das Gepräge jenes frühen Zeitalters. Denn der symbolische Charakter nahm ab im Laufe der Zeit. Wiewohl Inschriften mit einem Datum selten sind, so finden sich doch unter den zehntausend gesammelten, die demnächst von dem gelehrten und scharfsinnigen Ritter de Rossi herausgegeben werden sollen, etwa dreihundert mit einem konsularischen Datum durch alle Perioden herab, von den früheren Kaisern bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts (350 n. Chr.). Ein anderer seltsamer und interessanter

*) Locus, Loculus.

Brauch hat uns viele Daten auf Gräbern erhalten. Beim Schließen des Grabes pflegten die Verwandten oder Freunde in den feuchten Mörtel eine Münze, eine Kamee oder Gemme, zuweilen auch eine Muschel oder einen geschnittenen Kiesel einzudrücken, vermutlich damit sie das Grab wiederfinden könnten, besonders wenn es keine Inschrift besaß. Viele dieser Gegenstände werden noch immer gefunden, und viele sind schon längst gesammelt. Nicht selten findet man auch an Stelle der herausgefallenen Münze einen deutlichen Abdruck davon in dem Cemente, welcher gleichfalls das Datum giebt. Dies letztere weist zuweilen auf die Zeit des Domitian oder anderer früherer Kaiser hin.

Man kann fragen: weshalb diese Sorgfalt, das Grab mit Bestimmtheit wieder zu entdecken? Abgesehen von dem Motive einer natürlichen Pietät, wird regelmäßig ein Beweggrund auf den Grabschriften erwähnt. Wenn in unseren Zeiten Mangel an Raum die volle Angabe eines Datums vom Tode einer Person hinderte, so würden wir die Jahreszahl dem Tage des Monats, auf welchen der Sterbefall fiel, vorziehen. Die Jahreszahl hat mehr historischen Wert. Es ist weniger wichtig, den Tag zu wissen, an welchem eine Person starb, als das Jahr; das Jahr ist auch ohne den Tag ein wichtiges Datum. Während nun aber nur wenige christliche, alte Inschriften das Todesjahr des Verstorbenen anzeigen, geben uns gerade tausende derselben den Tag an, an welchem die Christen starben, entweder in der Hoffnung der Gläubigen auf die Auferstehung oder in der Gewißheit der Martyrschaft. Dies läßt sich leicht erklären; für beide Klassen der Verstorbenen mußte an ihrem Sterbetage eine jährliche Gedächtnisfeier gehalten werden, und da eine genaue Kenntnis dieses Tages deshalb notwendig war, so wurde er allein angegeben.

In einem Kirchhof, demjenigen, wo wir unsere drei jungen Leute mit Diogenes und seinen Söhnen*) zurückgelassen haben,

---

*) Der des heiligen Nereus und Achilleus.

zunächst gelegen, wurden in neuester Zeit Inschriften gefunden, die beiden Klassen von Verstorbenen angehören. Eine griechische berichtet die Beisetzung der Augenda am dreizehnten Tage vor den Kalenden oder dem 1. Juni und fügt folgende einfache Anrede hinzu:

ZHCAIC ENK̅ω KAI
ERωTA YΠEPHMωN *)

„Lebe im Herrn und bitte für uns!"

Ein anderes Fragment ist folgendes:

. . . . . N. IVN-
. . . . . . IVIBAS-
IN PACE ET PETE
PRO NOBIS **)

„. . . Die Nonen des Juni . . . Lebe im Frieden und bitte für uns."

Ein drittes lautet:

VICTORIA . REFRIGERER [ET]
ISSPIRITVS IN BONO ***)

„Viktoria, mögest du erquickt werden und dein Geist in Freude sein."

Dies letzte Fragment erinnert uns an eine höchst sonderbare Inschrift, die sich in dem Mörtel neben einem Grabe in dem Kirchhofe des Prätextatus, unweit von dem des Callistus,

---

*) Ζήσαις ἐν κυρίῳ καὶ ἐρώτα ὑπὲρ ἡμῶν.
**) Nonas Jun . . . Vivas in pace et pete pro nobis.
***) Victoria, refrigereris [et] spiritus tuus in bono.

eingegraben findet. Sie ist merkwürdig erstens, weil sie, lateinisch verfaßt, mit griechischen Buchstaben geschrieben ist; dann weil sie ein Zeugnis von der Gottheit unseres Herrn giebt; und endlich, weil sie ein Gebet zur Erquickung des Abgeschiedenen enthält. Wir ergänzen die fehlenden Wortteile, welche aus dem Mörtel gefallen sind:

BENE MERENTI SORORI BON		
VIII KAL NOB		
ΔΕ	CΠI	
OYC	PIT	ουμ
XPIC	TOY	ουμ
TOYC	PEΦ	ρ.
ONN	IΓΕΡΕ	γ
IΠO		
TΕC	IN☧	*)

„Der wohlverdienten Schwester Bon . . . den achten Tag vor den Kalenden des November. Christus, der allmächtige Gott, erquicke deinen Geist in Christo."

Über dieser Abschweifung über Gebete, die sich auf Gräbern eingeschrieben finden, wird der Leser, wie wir hoffen, nicht vergessen haben, daß wir die Thatsache feststellen wollten, die christlichen Kirchhöfe Roms verdanken ihren Ursprung den frühesten Zeiten. Wir haben jetzt noch zu untersuchen, bis zu welcher Zeit sie benutzt wurden. Nachdem der Kirche der Friede geschenkt war, wurde in den pietätvollen Christen der Wunsch rege, nahe bei den Märtyrern und heiligen Personen einer

*) Bene merenti sorori Bon . . . VIII. Kal. Nov. Deus Christus omnipotens spiritum tuum refrigeret in Christo.

früheren Zeit begraben zu werden; im allgemeinen waren sie jedoch schon zufrieden, unter dem Fußboden zu liegen. Daher sind die Grabsteine, welche man oft im Schutte der Katakomben, und zuweilen noch an ihren Plätzen mit dem konsularischen Datum des vierten Jahrhunderts findet, dicker und größer, und die Inschriften auf denselben sind deutlicher eingegraben und in einem weniger einfachen Stile gehalten, als die einer früheren Zeit an den Wänden. Indessen werden vor dem Ende des vierten Jahrhunderts diese Denkmäler seltener, und die Beerdigung in den Katakomben hörte spätestens in dem folgenden ganz auf. Der Papst Damasus, welcher im Jahre 384 starb, scheute sich, wie er uns in seinem eigenen Epitaph erzählt, sich in die Gesellschaft der Heiligen einzudrängen.

Daher kann Restitutus, dessen Grabschrift wir unmittelbar unter der Überschrift dieses Kapitels mitteilten, als Sprecher im Sinne der ersten Christen betrachtet werden, wenn er die tausend Meilen einer unterirdischen Stadt mit ihren sechs Millionen schlafender Bewohner, die auf den Herrn vertrauen und durch Ihn ihre Auferstehung erwarten, als ihr einziges, ausschließliches Werk und Besitztum beansprucht.*)

---

*) So groß nimmt P. Marchi nach sorgfältiger Untersuchung ihre Zahl an. Wir können hier auch bemerken, daß man beim Bau dieser Katakomben den Sand. welcher von einem Gang herausgegraben wurde, in einen anderen bereits ausgehöhlten warf; daher findet man jetzt viele ganz ausgefüllte.

Drittes Kapitel.

Was Diogenes nicht über die Katakomben sagen konnte.

Diogenes lebte während der ersten Periode der Geschichte der Kirchhöfe, wiewohl nahe am Schlusse derselben. Hätte er einen Blick auf ihr künftiges Schicksal werfen können, so hätte er eine nicht ferne Zeit herannahen sehen, die sein Herz erfreut hätte, auf welche aber eine andere folgte, die ihn tief betrübt haben würde. Wenngleich der Inhalt dieses Kapitels keinen unmittelbaren Bezug auf unsere Erzählung hat, so wird es doch wesentlich zur näheren Kenntnis ihres Schauplatzes beitragen.

Als der Kirche Friede und Freiheit wiedergeschenkt war' wurden diese Kirchhöfe Stätten der Andacht und viel besucht. Jeder derselben erhielt den Namen von einem oder mehreren der hervorragendsten darin begrabenen Märtyrer, und an ihrem Jahrestage drängten sich Scharen von Pilgern an ihren Gräbern, wo die heiligen Mysterien dargebracht und die Homilie zu ihrem Preise abgehalten wurde. Von da an fing man an, die ersten Martyrologien oder Kalender über die Tage der Märtyrer zu verfassen, welche dem Gläubigen sagten, an welche Grabstätte er zu gehen habe. „Zu Rom an der salarischen, oder appischen, oder ardeatischen Straße," so lauten die Anzeigen, die man fast an jedem Tage in dem römischen Martyrologium findet, das aber jetzt durch Zusätze späterer Zeiten erweitert ist.*)

---

*) Ein paar Ausgaben aus dem alten Kalendarium Romanum werden dies beleuchten:

„iii. Non. Mart. Lucii in Callisti.
vi. Id. Dec. Eutichiani in Callisti.

Ein gewöhnlicher Leser des Martyrologiums begreift schwerlich die Wichtigkeit dieser Angaben; denn sie haben dazu gedient, die Echtheit mancher sonst zweifelhafter Kirchhöfe zu beurkunden. Eine andere Klasse wertvoller Schriften kommt uns auch zu Hilfe; allein bevor wir sie erwähnen, wollen wir einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche jene Andachten in den Kirchhöfen bewirkten. Zuerst wurden bequeme Eingänge mit Stiegen angebracht, dann Mauern gebaut, um die zerfallenden Galerien zu stützen, und da und dort wurden in den Gewölben trichterförmige Öffnungen angebracht, um Licht und Luft einzulassen. Endlich wurden Basiliken oder Kirchen über den Eingängen errichtet, welche gewöhnlich unmittelbar zum vornehmsten Grabe führten, das damals die Confessio der Kirche hieß. So besuchte der Pilger bei der Ankunft in der heiligen Stadt jede dieser Kirchen, ein noch jetzt üblicher Gebrauch, stieg dann hinab und ging, ohne seinen Weg im Finstern tappen zu müssen, durch gutgebaute Gänge gerade zu dem Sarge des vornehmsten Märtyrers und dann zu den übrigen, die vielleicht gleichfalls Gegenstände der Verehrung und Andacht waren.

Während der Periode, von welcher hier die Rede ist, durfte kein Grab geöffnet, kein Leib herausgenommen werden. Durch

---

xiii. Kal. Feb. Fabiani in Callisti, et Sebastiani ad Catacumbas.

viii. Id Aug. Systi in Callisti."

Wir haben diese Angaben aus dem Kirchhofe des Callistus genommen; denn, während wir gerade dies Kapitel schreiben, erhielten wir Nachricht von der Entdeckung der Gräber und Steininschriften der genannten vier Päpste und des heiligen Antherus in einer Kapelle des Kirchhofes von Callistus, mit einer Inschrift in Versen von dem heiligen Damasus:

„Prid. Kal. Jan. Sylvestri in Priscillae.

iv. Id. (Aug.) Laurentii in Tiburtina.

iii. Kal. Dec. Saturnini in Thrasonis."

Veröffentlicht von Ruinart, Acta, tom. III.

in die Seitenwand des Grabes gemachte Öffnungen schob man Tücher oder Schärpen, sogenannte brandea, hinein, um die Reliquien der Märtyrer zu berühren, und diese Tücher wurden in ferne Länder gebracht, um gleich hoch verehrt zu werden. Kein Wunder, daß der heilige Ambrosius, der heilige Gaudentius und andere Bischöfe es so schwierig fanden, Leiber oder bedeutende Reliquien von Märtyrern für ihre Kirche zu erhalten. Eine andere Art von Reliquien bestand aus dem sogenannten Öl eines Märtyrers, d. h. aus dem oft mit Balsam vermischten Öl, das in einer Lampe neben seinem Grabe brannte. Oft steht ein runder steinerner Pfeiler, drei Fuß oder darüber hoch und an der Spitze ausgehöhlt, neben einem Monumente, wahrscheinlich, um die Lampe zu halten oder um zur Austeilung ihres Inhaltes zu dienen. Der heilige Gregor der Große schrieb an die Königin Theodolinda, daß er ihr eine Sammlung von den Ölen der Päpste schicke, welche Märtyrer waren. Die Liste, welche diese Öle begleitete, wurde von Mabillon in der Schatzkammer von Monza abgeschrieben und von Ruinart veröffentlicht.*) Dieselbe existiert noch jetzt zugleich mit den Fläschchen, welche die Öle in metallenen Röhren versiegelt enthalten.

Die fromme Scheu, die Ruhe der Heiligen zu stören, zeigte sich sehr schön an einem Vorfalle, den der heilige Gregor von Tours erzählt. Unter den hochverehrten Märtyrern in der alten römischen Kirche befanden sich die heiligen Chrysanthus und Daria; ihre Gräber wurden wegen ihrer Heilkraft so berühmt, daß die Christen über denselben ein Gemach mit einem Gewölbe von herrlicher Arbeit bauten, d. h. aushöhlten, wo Scharen von Andächtigen sich versammelten. Dies wurde von den Heiden entdeckt, und der Kaiser schloß die Betenden darin ein, indem er den Eingang vermauern ließ, und von oben herab, wahrscheinlich durch das luminare oder Luftloch, fiel ein Hagel von

*) Acta Martyrum, tom. III

Erde und Steinen und begrub die Versammlung lebendig, ein Schicksal, das die beiden heiligen Männer vor ihnen gehabt hatten. Der Platz war zur Zeit, da die Kirche den Frieden erhielt, unbekannt, bis eine göttliche Offenbarung ihn enthüllte; allein die Erlaubnis zum Wiedereintritt in diesen geheiligten Raum ward nicht gegeben; die Pilger durften nur durch ein in der Wand angebrachtes Fenster hineinschauen, so daß sie nicht nur die Gräber der Märtyrer, sondern auch die Leiber derjenigen erblicken konnten, welche lebendig bei deren Särgen begraben worden waren, und da die fürchterliche Unthat stattfand, während eben die Vorbereitungen zum Opfer der heiligen Eucharistie getroffen wurden, so konnte man noch die silbernen Kännchen herumliegen sehen, in welchen der Wein zu dem heiligen Opfer dargebracht wurde.*)

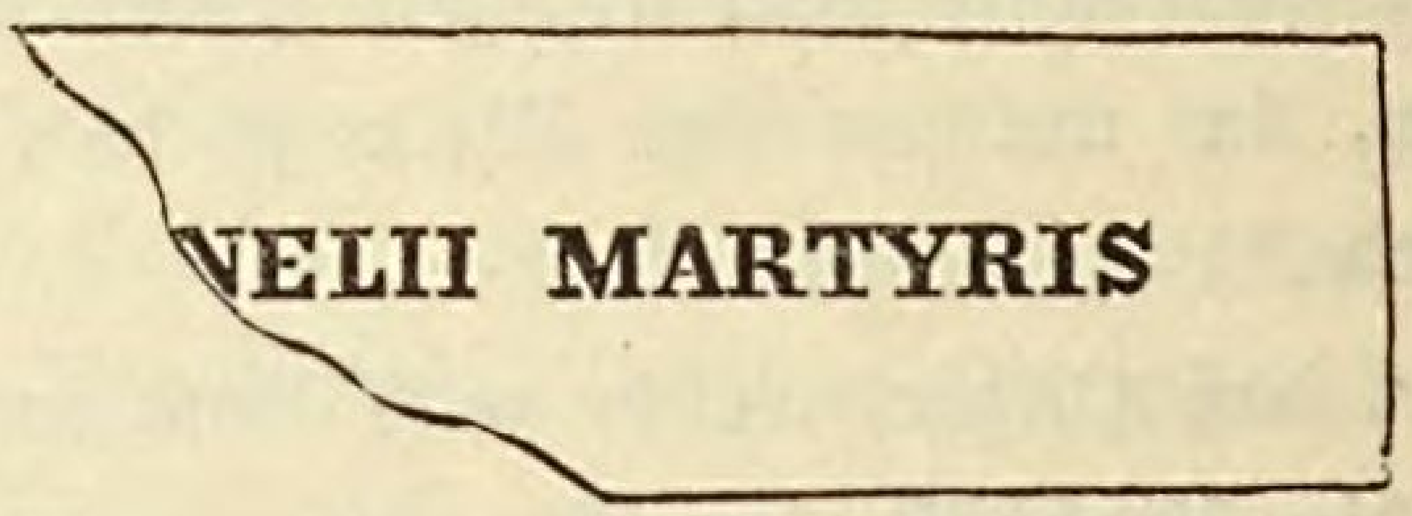
Es ist klar, daß Pilger, welche nach Rom wallfahrteten, ein Handbuch für die Kirchhöfe brauchten, um zu wissen, was sie zu besuchen hatten. Es ist gleichfalls natürlich, daß sie bei ihrer Heimkunft ihre weniger begünstigten Freunde durch Beschreibung dessen, was sie gesehen, zu erbauen suchten. Es giebt noch verschiedene Berichte dieser Art, welche für uns nicht minder interessant sind, als für die an die Scholle gebannten Bekannten der Verfasser. Den ersten Platz unter denselben nehmen ein paar Kataloge ein, die im vierten Jahrhundert verfaßt wurden; einer über die Begräbnisplätze der römischen Päpste, der andere über die der Märtyrer.**) Nach diesen erschienen drei verschiedene Führer oder Wegweiser zu den Katakomben, die um so interessanter sind, weil sie in der Reihenfolge voneinander abweichen, und dennoch in ihren Angaben wunderbar zusammenstimmen.

---

*) S. Greg. Turon. de Gloria Mart. lib. I. c. 28. ap. Marchi, p. 81. — Man könnte ein Epigramm des heiligen Damasus auf diese Märtyrer auf diesen Fall beziehen, Carm. XXVIII.

**) Veröffentlicht von Bucherius im Jahre 1634.

Um den Wert dieser Dokumente zu zeigen und die Veränderungen zu veranschaulichen, welche in den Katakomben in der zweiten Periode ihrer Geschichte stattfanden, wollen wir eine kurze Erzählung von einer Entdeckung in dem Kirchhofe geben, wo wir unsere kleine Gesellschaft zurückgelassen haben. Unter dem Schutte, nahe bei dem Eingange einer Katakombe, deren Name noch zweifelhaft war und die man für die des Prätextus genommen hat, fand sich das Fragment einer Marmorplatte, die von links nach rechts schräg durchbrochen war, mit folgenden Buchstaben:



*)

Der Ritter von Rossi erklärte gleich, daß dies ein Teil der Grabinschrift des heiligen Papstes Cornelius sei, daß sich sein Grab vermutlich darunter in einer besonderen Form finden würde, und da alle oben erwähnten Wegweiser es einstimmig in den Kirchhof des Callistus versetzten, so habe dieser Kirchhof und nicht der des heiligen Sebastian, der sich einige hundert Schritte weiter davon befinde, die Ehre dieses Namens anzusprechen. Er ging noch weiter und sagte voraus, daß, da jene Schriften behaupteten, der heilige Cyprian sei nahe bei dem Cornelius begraben, sich an dem Grabe etwas finden würde, was dieser Ansicht entspreche; denn es war bekannt, daß des ersteren Leib in Afrika ruhte. Es dauerte nicht lange und alle diese Voraussagen gingen in Erfüllung. Man fand, daß die entdeckte große Treppe**) unmittelbar in einen weiten Raum führte, welcher

---

*) „Von ...nelius, dem Märtyrer."

**) Die Gruft wurde vermutlich vor der Treppe entdeckt.

sorgfältig mit Ziegelmauern aus der Friedenszeit umgeben war und Licht und Luft von oben erhielt. Links lag ein Grab, wie andere in den Felsen gehauen, ohne einen äußeren Bogen darüber. Es war jedoch groß und geräumig, und außer einem sehr hohen darüber waren keine anderen Gräber, weder unten, noch oben oder an den Seiten. Der fehlende Teil der Platte fand sich innerhalb; das erste Stück wurde aus dem Kircherschen Museum herbeigebracht, wo es aufbewahrt war, und paßt genau dazu, so daß beide das Grab in folgender Weise bedeckt haben:



*)

Von dem unteren Rande dieses Steines bis zum Boden reichend, befand sich eine mit einer Inschrift bedeckte Marmorplatte, von welcher nur das linke Ende übrig, das andere abgebrochen und verloren gegangen war. Über dem Grabe war eine andere Platte in den Sandstein gelegt, von welcher das rechte Ende noch vorhanden ist und einige weitere Fragmente im Schutte wiedergefunden wurden, welche nicht hinlänglich sind, die Lücken auszufüllen, aber doch deutlich zeigen, daß es eine Inschrift in Versen von dem Papste Damasus war. Wie läßt sich diese Autorschaft nachweisen? Sehr leicht. Wir wissen nicht nur, daß dieser heilige, bereits erwähnte Papst mit Vorliebe Verse verfaßte und diese auf die Gräber der Märtyrer setzte,**) sondern viele noch jetzt von ihm vorhandene Inschriften zeigen

---

*) „Von Cornelius, dem Märtyrer und Bischof."

**) Diese bilden den Hauptinhalt seiner noch vorhandenen poetischen Werke.

auch eine besondere, sehr elegante Form der Buchstaben, die bei den Altertumsforschern unter dem Namen der Damasischen bekannt ist. Die Fragmente dieser Marmorplatte zeigen Stellen von Versen in jenem Charakter der Schrift.

Ferner waren an der Wand rechts vom Grabe, noch auf derselben Fläche, zwei Figuren in Lebensgröße gemalt mit priesterlichen Gewändern und mit einer Glorie um das Haupt, offenbar ein Werk byzantinischer Kunst aus dem siebenten Jahrhundert. An der Mauer abwärts, links von jeder Figur, standen in untereinander gesetzten Buchstaben ihre Namen, einige Buchstaben, die verwischt waren, ergänzen wir in italischer (liegender) Schrift, wie folgt:

SCI† COR*N*EL*I* PP SCI† *C*IPRI*A*N*I*. *)

Wir können hieraus sehen, wie leicht ein Fremder, der diese zwei Inschriften neben den Gemälden las und wußte, daß die Kirche das Andenken der beiden Märtyrer an dem-

---

*) „(Das Gemälde) des heiligen Cornelius, Papst, und des heiligen Cyprian." Auf der anderen Seite, an einer schmalen Mauer, die rechtwinkelig vorspringt, befinden sich zwei ähnliche Porträte, aber nur ein Name kann entziffert werden, der des heiligen Sixtus, oder, wie er hier und sonst auch heißt, Sustus. Auf den Gemälden der Hauptheiligen kann man noch im Mörtel eingekritzelt und mit Buchstaben aus dem siebenten Jahrhundert die Namen von Besuchern am Grabe lesen. Die von zwei Priestern sind so eingeschrieben:

†LEO PRB IOANNIS PRB.

Im alten römischen Kalender heißt es vom heiligen Cyprian:

„xviii. Kal. Oct. Cypriani Africae; Roma celebratur in Callisti."

„Am 14. September (die Beisetzung) Cyprians in Afrika; zu Rom wird sie gefeiert in (dem Kirchhofe) des Callistus."

selben Tage feiert, zu der Vermutung geführt werden mochte, daß sie auch hier miteinander beigesetzt seien. Endlich, rechter Hand von dem Grabe, steht eine verstümmelte, ungefähr drei Fuß hohe Säule, die oben ausgehöhlt ist, wie vorhin beschrieben; daß derartige Säulen zu dem vermuteten Zwecke dienten, geht daraus hervor, daß der heilige Gregor in seinem Verzeichnisse der Öle, die er der lombardischen Königin schickte, auch das Oleum S. Cornelii, das Öl des heiligen Cornelius, anführt.

Wir sehen also, wie in der zweiten Periode neue Zieraten sowohl als bequemere Einrichtungen zu den ursprünglichen einfachen Formen der Kirchhöfe hinzukamen. Allein wir dürfen deshalb nicht fürchten, daß wir Gefahr laufen, diese späteren Verschönerungen für Produkte früherer Zeiten zu nehmen. Der Unterschied ist so auffallend, daß wir eben so leicht einen Rubens für einen Beato Angeliko nehmen, als eine byzantinische Figur für ein Produkt der zwei ersten Jahrhunderte halten können.

Wir kommen nun zu der dritten Periode dieser heiligen Kirchhöfe, zu der traurigen Zeit ihrer Verödung. Als die Lombarden und später die Saracenen die Umgebung Roms zu verwüsten begannen, und die Katakomben der Gefahr der Entweihung ausgesetzt waren, entfernten die Päpste die Leiber der berühmtesten Märtyrer und versetzten sie in die Basiliken der Stadt. Dies setzte sich fort bis zum achten oder neunten Jahrhundert. Da lesen wir noch von Reparaturen, welche die Päpste in den Kirchhöfen vornahmen. Die Katakomben hörten auf, in der bisherigen Weise Andachtsorte zu sein, und die Kirchen, die über ihren Eingängen standen, wurden zerstört oder fielen in Trümmer; nur diejenigen blieben übrig, welche befestigt waren und verteidigt werden konnten. Solche waren die außerhalb der Mauern befindlichen Basiliken des heiligen Paulus am ostianischen Wege, die des heiligen Sebastian an der appischen Straße, des heiligen Laurentius an der tiburtinischen, oder im Ager Veranus, der heiligen Agnes an der nomentanischen Straße, des heiligen

Pankratius an der aurelischen und die größte von allen, die des heiligen Petrus, auf dem Vatikan. Die erste und die letzte waren von besonderen Burgen oder Vororten umgeben, und der Wanderer kann noch Überbleibsel von starken Mauern in der Nähe von einigen der anderen erkennen.

Auffallend ist es jedoch, daß der junge Altertumsforscher, den wir schon öfters mit Auszeichnung genannt haben, zwei der Basiliken über dem Eingange zum Kirchhofe des Callistus beinahe noch ganz erhalten wieder aufgefunden hat, von denen die eine als Stall und Backhaus, die andere als Weinniederlage benutzt wurde. Die eine ist höchst wahrscheinlich die von dem so oft erwähnten Papste Damasus erbaute. Die durch Luftlöcher hinabgespülte Erde, die Jahrhunderte lang fortgesetzte Beraubung durch Personen, welche durch unbewachte Eingänge von den Weinbergen aus hereinkamen, die zerstörende Wirkung von Zeit und Wetter haben uns nur Trümmer von den alten Katakomben übrig gelassen. Es ist jedoch noch manches da, wofür wir dankbar sein müssen. Es ist noch genug übrig, um die uns aus besseren Zeiten hinterlassenen Berichte zu bestätigen, und diese können uns zum Wiederaufbau der Ruinen behilflich sein. Papst Pius IX. hat in wenig Jahren für diese geheiligten Stätten mehr gethan, als in Jahrhunderten geschehen ist. Die gemischte Kommission, die er hierzu bestellte, hat Wunder gewirkt. Mit sehr beschränkten Mitteln geht sie systematisch zu Werke. Nichts wird von der Stelle genommen, wo man es findet, sondern alles so viel als möglich nach seinem ursprünglichen Zustande wiederhergestellt. Es werden genaue Zeichnungen von allen Gemälden abgenommen und Pläne jedes einzelnen Teiles entworfen. Um diese glücklichen Erfolge zu sichern, hat der Papst aus eigenen Mitteln Weingärten und Felder angekauft, namentlich zu Tor Marancia, wo der Kirchhof des heiligen Nereus und Achilleus liegt, und über dem des Callistus. Der französische Kaiser hat ebenfalls Künstler nach Rom gesendet, die ein höchst prachtvolles, vielleicht etwas überladenes Werk über

die Katakomben geschaffen haben, ein wahrhaft kaiserliches Unternehmen.

Es ist jedoch Zeit, daß wir wieder zu unserer Gesellschaft zurückkehren und unseren Besuch dieser wunderbaren Stätte abgeschiedener Heiligen unter der Leitung unserer Freunde, der Totengräber, beendigen.

Viertes Kapitel.

Was Diogenes über die Katakomben erzählte.

Alles, was wir den Lesern über die erste Periode aus der Geschichte des unterirdischen Roms, wie die kirchlichen Altertumsforscher die Katakomben gerne nennen, erzählt haben, ist ohne Zweifel von Diogenes seinen jugendlichen Zuhörern besser berichtet worden, als sie, mit der Wachskerze in der Hand, langsamen Schrittes durch eine lange, geradeaus führende, von vielen anderen Gängen durchkreuzte Galerie wandelten, allerdings unter mancherlei Aufenthalt und Erklärungen von seiten des alten Meisters Diogenes, die ungefähr dasselbe enthielten, was wir in unserem prosaischen zweiten Kapitel zusammengestellt haben.

Endlich wandte sich Diogenes rechts und Torquatus schaute ängstlich um sich. „Ich möchte wohl wissen,“ sagte er, „an wie vielen Gängen wir vorbeigekommen sind, ehe wir diese Hauptgalerie verließen.“

„An sehr vielen,“ antwortete Severus trocken.

„Wie viele meinst Du etwa, zehn oder zwanzig?“

„So viele mögen ihrer wohl sein, denk' ich; ich habe sie nie gezählt.“ Torquatus hatte es zwar gethan, aber er wünschte seiner Sache noch sicherer zu sein. Er fuhr nach einer Pause

fort: „Wie unterscheidest Du denn den rechten Weg? Ei, was ist das?“ und damit that er, als ob er eine kleine Nische in der Ecke näher betrachten wollte; aber Severus behielt ihn scharf im Auge, und sah, daß er ein Zeichen in den Sand machte.

„Komm', komm',“ sagte er, „oder wir verlieren die anderen aus dem Gesichte und sehen nicht, welchen Weg sie einschlagen. Diese kleine Nische ist dazu bestimmt, eine Lampe hineinzusetzen; Du wirst an jeder Ecke eine finden. Wir selber kennen jeden Gang und jede Wendung hier unten so gut, als ihr die in der Stadt droben.“

Torquatus schien bei Erwähnung der Lampen angenehm berührt. (Es waren dies jene irdenen, offenbar eigens für die Katakomben verfertigten Lampen, von denen man so viele daselbst findet.) Allein nicht damit zufrieden, zählte er so genau als möglich die Ecken, während sie weitergingen, und hielt bald unter dieser, bald unter einer anderen Ausrede an, um einzelne Stellen genau zu erforschen; aber Severus hatte ein Luchsauge auf ihn und nichts entging seiner Aufmerksamkeit.

Endlich traten sie durch einen Thorweg in eine viereckige reich mit Gemälden verzierte Kammer.

„Wie heißt Ihr das?“ fragte Tiburtius.

„Es ist dies eine Gruft oder cubicula, wie es deren in unseren Kirchhöfen in Menge giebt,“ versetzte Diogenes; „manchmal sind es bloße Familienbegräbnisse, aber gewöhnlich enthalten sie das Grab eines Märtyrers, an dessen Jahrestag wir uns hier versammeln. Seht das Grab uns gegenüber, welches, obwohl dicht an die Mauer stoßend, überwölbt ist. Dies dient bei solchen Gelegenheiten als Altar, auf welchem die heiligen Mysterien gefeiert werden. Ihr kennt natürlich diese Sitte?“

„Vielleicht mögen meine erst kürzlich getauften beiden Freunde,“ entgegnete Pankratius, „noch nichts davon gehört haben, allein ich kenne den Brauch sehr wohl. Es ist gewiß eines von den glorreichen Vorrechten des Märtyrers, des Herrn geheiligten Leib

und kostbares Blut auf seiner Asche dargebracht zu sehen und so gerade unter den Füßen Gottes*) zu ruhen. Doch wir wollen die Gemälde über dieser Gruft genauer betrachten."

„Gerade deshalb habe ich Euch in diese Kammer gebracht und ihr vor so vielen anderen in dem Kirchhofe den Vorzug gegeben. Sie ist eine der ältesten und enthält eine höchst vollständige Reihe von Gemälden von den fernsten Zeiten bis auf die Arbeiten meines Sohnes herab."

„Wohlan denn, Diogenes, erkläret sie der Reihe nach meinen Freunden," ergriff Pankratius das Wort. „Ich glaube, ich kenne die meisten von ihnen, aber nicht alle, und es soll mich freuen, sie von Euch beschrieben zu hören."

„Ich bin kein Gelehrter," versetzte der Alte bescheiden; „aber wenn man so sechzig Jahre als Mann und als Knabe unter diesen Dingen gelebt hat, so lernt man sie besser kennen, als andere, weil man sie auch mehr liebt. Es sind doch alle hier vollständig eingeweiht, wie?" setzte er hinzu.

„Alle," antwortete Tiburtius, „obgleich nicht so vollständig

---

*) „Sic venerarier ossa libet,
Ossibus altar et impositum;
Illa Dei sita sub pedibus,
Prospicit haec, populosque suos
Carmine propitiata fovet."

Prudentius, *περι στεφ.* III. 43.

„So zu verehren geziemt's ihr Gebein
Und den Altar, der darüber sich baut;
Sie aber ruht zu den Füßen des Herrn,
Blickt auf die Völker, die gläubig sich nah'n,
Und schenkt dem Liede geneigtes Gehör."

Der Ausdruck, daß der Märtyrer zu Gottes Füßen liegt, ist eine Anspielung auf Christi wirkliche Gegenwart im heiligen Abendmahle.

unterrichtet, als es Bekehrte gewöhnlich sind. Torquatus und ich haben das heilige Mahl empfangen."

„Nun denn," nahm der Totengräber das Wort, „die Decke ist natürlich der älteste Teil der Gemälde, denn die wurde gemacht, als man die Gruft auswölbte, während die Wände erst bei der Anlage der Gräber verziert wurden. Ihr seht, die Decke ist mit einer Art Spalier mit Trauben übermalt, vielleicht um unseren wahren Weinstock vorzustellen, von dem wir die Zweige sind. Hier seht ihr den Orpheus sitzen und lieblich musizieren, nicht bloß vor seiner eigenen Herde, sondern auch vor den wilden Tieren der Wüste, die wie bezaubert ihn umstehen."

„Ei, dies ist ja ein heidnisches Gemälde," unterbrach ihn Torquatus mit einem Anflug von Hohn; „was hat dies mit dem Christentume zu schaffen?"

„Es ist eine Allegorie, Torquatus," sagte Pankratius freundlich, „und zwar eine sehr beliebte. Der Gebrauch heidnischer Bilder, wenn an sich selbst harmlos, ist zugelassen worden. Ihr seht z. B. Masken und andere heidnische Zierraten an dieser Wölbung, und sie gehören im allgemeinen einer sehr alten Zeit an. So wurde auch unser Herr unter dem Sinnbilde des Orpheus dargestellt, um seine geheiligte Abbildung vor heidnischer Gotteslästerung und Entheiligung zu schützen. Betrachtet jetzt jenen Bogen, da habt ihr eine neuere Darstellung desselben Gegenstandes."

„Ich sehe," sagte Torquatus, „einen Hirten mit einem Schaf auf den Schultern — es ist der gute Hirte, das kann ich verstehen. Ich erinnere mich der Parabel."

„Aber warum ist dies Bild ein so beliebtes?" fragte Tiburtius; „ich habe es auch in anderen Kirchhöfen bemerkt."

„Wenn ihr das arcosolium*) betrachten wollt," antwortete Severus, „so werdet ihr eine vollkommene Darstellung der Scene

---

*) So hießen die gewölbten Gräber, welche mit einem drei Fuß hohen Herde mit einem Bogen darüber verglichen werden könnten; die Gemälde wären dann innerhalb über dem Herde.

erblicken; aber ich denke, es ist besser, wir fahren zunächst da fort, wo wir begonnen haben, damit wir mit der Wölbung fertig werden. Ihr seht jene Figur zur Rechten?"

„Ja," entgegnete Tiburtius, „es ist offenbar ein Mann, in einem Kasten, und eine Taube fliegt auf ihn zu; soll dies die Sündflut vorstellen?"

„Es ist," sagte Severus, „das Sinnbild der Wiedergeburt durch das Wasser und den heiligen Geist und der Welterlösung. So ist unser Anfang und hier ist unser Ende: Jonas aus dem Schiffe geworfen und von dem Walfisch verschlungen, und dann froh und friedlich unter seinem Kürbis sitzend; die Auferstehung mit unserem Herrn und die ewige Ruhe als Frucht derselben."

„Wie natürlich ist diese Vorstellung an solch einem Platze!" bemerkte Pankratius, „und," fuhr er fort, indem er auf die andere Seite zeigte, „hier haben wir ein anderes Bild derselben tröstlichen Lehre."

„Wo?" fragte Torquatus gelangweilt, „ich sehe nichts als eine ganz in Binden eingewickelte Figur, die aufrecht dasteht; sie gleicht fast einem ungeheueren Wickelkinde und eine andere Person steht ihr gegenüber."

„Ganz recht," sagte Severus, „dies ist die Art, wie wir immer die Auferstehung des Lazarus darstellen. Schau' hierher, da ist ein rührender Ausdruck der Hoffnungen unserer Väter in der Verfolgung: die drei babylonischen Jünglinge im Feuerofen."

„Nun denk' ich," sagte Torquatus, „werden wir endlich an das Arcosolium kommen und mit diesem Raume fertig sein. Was sind denn das für Gemälde ringsum?"

„Hier links sieht man die Vermehrung der Brote und Fische; der Fisch ist, wie ihr wißt, das Sinnbild Christi."*)

„Wieso?" fragte Torquatus, etwas ungeduldig. Severus

---

*) Das Wort wird gewöhnlich griechisch gegeben, und Christus heißt der ἰχθύς.

wandte sich an Pankratius, welcher sicher darauf besser Bescheid zu geben wußte.

„Es giebt zwei Meinungen über den Ursprung dieses Symbols," ließ sich der Jüngling vernehmen; „die einen finden die Bedeutung in dem Worte selbst, indem die Buchstaben desselben den Anfang folgender Wörter bilden: Jesus Christus, Sohn Gottes, Erlöser.*) Andere verlegen die Bedeutung in das Symbol selbst; gleichwie nämlich der Fisch im Wasser geboren wird und lebt, so wird der Christ durch die Taufe aus dem Wasser geboren und mit Christus darin begraben. Daher sahen wir auf unserem Gange das Bild eines Fisches so oft auf Gräbern angebracht oder den Namen desselben darauf eingegraben. Nun fahre fort, Severus."

„Die Vereinigung der Brote und der Fische bei dem Wunder der Vermehrung zeigt uns ferner, wie Christus in der Eucharistie die Speise aller wird.**) Gegenüber ist Moses, wie er aus dem Felsen Wasser schlägt, von welchem alle tranken, und welcher Christus ist, unser Trank und unsere Speise."***)

„Nun sind wir endlich," sagte Torquatus, „an den guten Hirten gekommen."

„Ja," fuhr Severus fort, „ihr seht ihn hier in der Mitte

---

*) Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ. Dies ist die Erklärung des heiligen Optatus (adv. Parm. lib. III.) und des heiligen Augustin (de C. D. lib. 18, c. 23.).

**) In demselben Kirchhofe ist ein anderes interessantes Gemälde. Auf einem Tische liegt ein Brot und ein Fisch; ein Priester streckt gerade seine Hände über sie aus, und gegenüber ist eine weibliche Gestalt in anbetender Stellung. Der Prediger ist derselbe, wie er in einem Gemälde nebenan die Taufe spendend dargestellt wird. In einer anderen, soeben erst geräumten Kammer befinden sich sehr alte Verzierungen, z. B. Masken 2c., und Fische, mit Brotkörben auf dem Rücken, schwimmen daher.

***) Das Vorbild der Figur ist der heilige Petrus, wie er uns in den Katakomben vorgestellt wird. Auf einem diese Scene darstellenden Glasgemälde steht über dem Haupte der Person, welche auf den Felsen schlägt, das Wort PETRVS geschrieben.

des Arcosolium in seiner einfachen Tunika und Beinbekleidung, mit dem verlorenen Schaf auf den Schultern, das er wiedergefunden hat. Zwei andere stehen ihm zur Seite: der träge Widder zu seiner Rechten, das sanfte Schaf zu seiner Linken, — das reumütige auf dem Ehrenplatz. Ihr seht auch auf jeder Seite eine Person, die offenbar von ihm gesendet ist, zu predigen. Beide sind vorwärts gebeugt und richten ihre Reden an Schafe, die nicht zur Herde gehören. Eines auf jeder Seite giebt augenscheinlich ihren Worten kein Gehör, sondern grast ruhig weiter, während ein anderes Kopf und Augen emporstreckt und mit Begierde zuhorcht. Der Regen fällt in Fülle auf sie herab, dies ist die Gnade Gottes. Es ist nicht schwer, dies Bild zu deuten."

„Aber was macht dies Sinnbild zu einem so beliebten?" fragte Tiburtius.

„Man vermutet, daß dieses und ähnliche Gemälde hauptsächlich der Zeit angehören, da die novatianische Irrlehre die Kirche so schwer heimsuchte," versetzte Severus.

„Ei, was ist denn das für eine Irrlehre?" warf Torquatus nachlässig hin.

„Es war und ist die Irrlehre," antwortete Pankratius, „welche behauptet, daß es Sünden giebt, die zu vergeben die Kirche keine Macht hat, und welche zu groß sind, als daß Gott sie verzeihen könnte." Pankratius wurde die Wirkung seiner Worte nicht gewahr, aber Severus, welcher nie den Blick von Torquatus abwandte, sah, wie das Blut ihm heftig in das Gesicht schoß.

„Ist dies eine Irrlehre?" fragte der Verräter verlegen.

„Gewiß ist es eine schreckliche Irrlehre," versetzte Pankratius, „die Gnade und Barmherzigkeit Desjenigen zu beschränken, welcher gekommen ist, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen. Die katholische Kirche hat immer behauptet, daß ein Sünder, so schwer und so zahlreich auch seine Verbrechen sein mögen, durch die Bußmittel der Kirche Vergebung erhalten kann, wenn er wahrhafte Reue fühlt; und deshalb hat sie das Bild des guten Hirten immer so sehr geliebt, welcher bereit

ist, in die Wildnis zu gehen, um ein verlorenes Schaf zurückzubringen."

„Aber angenommen," sagte Torquatus sichtlich bewegt, „daß einer, der ein Christ geworden und das heilige Mahl empfangen hat, abfiele und sich ins Laster stürzte und — und — (seine Stimme bebte) seine Brüder sogar verriete, würde die Kirche einen solchen nicht hoffnungslos von sich weisen?"

„Nein," antwortete der Jüngling, „dies sind gerade die Verbrechen, wegen denen die Novatianer die Katholiken anfeinden, weil diese auch hier die Vergebung zulassen. Die Kirche ist eine Mutter mit immer offenen Armen, um ihre irrenden Kinder zu umfangen."

Eine Thräne zitterte im Auge des Torquatus, seine Lippen bebten, als wolle sich das Bekenntnis seiner Schuld aus seinem Herzen stehlen, aber sogleich nahm sein Blick wieder einen harten, starren Ausdruck an, er biß sich auf die Lippen und sagte mit erheuchelter Kälte: „Es ist allerdings eine tröstliche Lehre für solche, die sie brauchen."

Severus allein hatte diesen Augenblick der Gnade, welcher verscherzt worden war, bemerkt, und daß ein verzweifelter Gedanke den Schimmer von Hoffnung im Herzen dieses Mannes ausgelöscht hatte. Diogenes und Majus, die gegangen waren, um nach einer Stelle zum Aushauen einer neuen Galerie in der Nähe zu schauen, waren eben zurückgekommen.

„Wir haben nun," redete Torquatus den alten Totengräber an, „die Galerien und Kammern gesehen, ich möchte auch die Kirche besuchen, in welcher wir uns versammeln sollen."

Eben wollte ihn der ahnungslose Totengräber dorthin führen, als sein Sohn mit den Worten dazwischen trat: „Ich denke, Vater, es ist zu spät für heute; Ihr wißt, wir haben noch zu thun. Diese jungen Freunde werden uns entschuldigen, besonders da sie die Kirche bald und auch in besserem Zustande sehen werden, da der heilige Vater beabsichtigt, darin Gottesdienst zu halten."

Es war allen recht, und als sie an den Punkt kamen, wo sie von der ersten gerade auslaufenden Galerie abgelenkt hatten, um das mit Gemälden gezierte Gemach zu besuchen, hieß Diogenes die Gesellschaft warten, ging einige Schritte einen gegenüberliegenden Gang entlang und sagte: „Wenn ihr diesen Gang verfolgt und euch dann rechts wendet, so kommt ihr zur Kirche. Ich habe euch jedoch nur hierher gebracht, um euch ein Arcosolium mit einem herrlichen Gemälde zu zeigen. Ihr seht hier die jungfräuliche Mutter mit dem göttlichen Kind in den Armen, während die Weisen aus dem Morgenlande, die hier als vier abgebildet sind, obwohl wir gewöhnlich nur drei annehmen, dasselbe anbeten.“ *)

Alle bewunderten das Gemälde, aber der arme Severus ärgerte sich sehr, daß sein guter Vater unwissentlich die von Torquatus gewünschte Auskunft über die Lage der Kirche erteilt und ihm einen sicheren Faden zu der Wiederauffindung des Ganges in die Hand gegeben hatte, indem er seine Aufmerksamkeit auf ein so auffallendes Gemälde lenkte.

Als die Fremden fort waren, teilte er seinem Bruder alle seine Beobachtungen mit und bemerkte: „Dieser Mann wird uns noch Unheil bereiten. Ich habe ihn in schlimmem Verdacht.“

In kurzer Zeit hatten die beiden Brüder alle Merkzeichen entfernt, die Torquatus an den Wendungen der Gänge angebracht hatte. Allein dies bot noch keine hinreichende Sicherheit, und sie beschlossen daher, den Weg nach der Kirche zu verschütten und ihn nach einer anderen Richtung abzulenken. Zu diesem Zwecke brachten sie den Sand von neuangelegten Höhlungen an das Ende einer Galerie, welche den Hauptgang da kreuzte, wo

---

*) Dies Gemälde, welches mehrere Male in den Katakomben vorkommt, wurde unlängst, wenn wir uns recht erinnern, in dem Kirchhofe des Nereus und Achilleus gefunden. Es ist viel älter als das Konzil von Chalcedon, woher diese Art, Unseren Herrn darzustellen, gewöhnlich datiert wird.

dieser niedrig war, und ließen ihn hier einstweilen aufgehäuft liegen, bis die Gläubigen von der beabsichtigten Änderung unterrichtet werden könnten.

Fünftes Kapitel.

Über der Erde.

Damit sich der Leser von seinem langen unterirdischen Ausflug erholen kann, wollen wir ihn zu einem zweiten Besuche nach dem glücklichen oder gesegneten Kampanien *) einladen. Wir verließen hier Fabiola über jene Sätze sinnend, die sie auf dem Pergament gefunden hatte. Sie deuchten ihr wie ein Brief aus einer anderen Welt, dessen Charaktere sie nicht recht zu entziffern wußte. Sie wünschte mehr darüber zu erfahren, aber sie wagte kaum zu fragen. Viele Besuche sprachen an den nächsten Tagen ein, und sie dachte oft, einem oder dem anderen der Besuchenden diese geheimnisvollen Sprüche vorzulegen, konnte es aber immer nicht über sich bringen.

Eine Dame, deren Leben, wie ihr eigenes, philosophisch tugendhaft war, kam auch auf Besuch, und sie plauderten miteinander über die herrschenden Meinungen des Tages. Fabiola zog ihr Pergamentblatt heraus, um sie zu überraschen, aber sie konnte sich nicht entschließen, es ihr einzuhändigen, weil sie es dadurch zu entweihen glaubte. Ein Gelehrter, in allen Zweigen der Wissenschaft und Litteratur wohl belesen, stattete ihr einen langen Besuch ab und sprach sehr schön über die erhabeneren Ansichten der älteren Schulen. Sie war versucht, ihn über ihre Entdeckung zu befragen, aber sie schien ihr etwas Höheres zu enthalten, als jener begreifen konnte. Sonderbar, daß die hochgeborene stolze

---

*) Campania felix, wie Arabia felix.

Römerin, wenn sie jetzt Aufschluß oder Trost suchte, unwillkürlich sich an ihre christliche Sklavin wenden mußte. Und so auch jetzt; sobald sie endlich nach mancherlei Gesellschaften und Besuchen allein waren, zog Fabiola ihr Pergament heraus und legte es Syra vor. Eine Bewegung, ihrer Herrin nicht bemerkbar, flog über ihr Gesicht, aber sie war vollkommen ruhig, als sie vom Lesen aufsah.

„Dieses Pergamentblatt," sagte ihre Herrin, „habe ich auf der Villa des Chromatius bekommen, vermutlich aus Versehen. Die Sätze wollen mir seitdem nicht mehr aus dem Sinn, ich bin ganz verwirrt davon."

„Wieso, edle Herrin? Der Sinn derselben scheint ganz einfach."

„Ja, und gerade diese Einfachheit macht mir Unruhe. Mein natürliches Gefühl empört sich gegen dieses Gebot; ich denke, ich müßte einen Mann verachten, welcher eine Beleidigung nicht rächt und Haß nicht wieder mit Haß vergilt. Schon das Vergeben will viel heißen; aber Böses mit Gutem vergelten scheint mir eine unnatürliche Forderung an die menschliche Natur zu sein. Und trotzdem ich all dies fühle, bin ich mir bewußt, daß ich mich gedrungen sah, Dich gerade wegen des entgegengesetzten Betragens, das ich naturgemäß von Dir erwartete, zu achten."

„O, sprecht nicht von mir, teure Herrin; schaut nur den einfachen Grundsatz an, Ihr ehrt ihn ja auch in anderen. Verachtet oder achtet Ihr den Aristides, weil er einem ungebildeten Feinde zu Gefallen seinen eigenen Namen auf die Scherbe schrieb, die seine Verbannung aussprach? Verachtet oder verehrt Ihr als eine Römerin den Namen des Koriolan wegen seiner edelmütigen Schonung gegen Euere Stadt?"

„Ich verehre beide, ganz gewiß, Syra; aber Du weißt ja, dies waren Heroen und nicht Alltagsmenschen."

„Und warum sollten wir nicht alle Heroen sein?" fragte Syra lächelnd.

„Um der Götter willen, liebes Kind, in welcher Welt würden wir leben, wenn es so wäre? Es ist allerdings sehr unterhaltend,

von den Thaten so wunderbarer Leute zu lesen, aber es wäre doch nicht wünschenswert, dieselben jeden Tag von gewöhnlichen Menschen verrichtet zu sehen."

„Wieso?" fragte die Dienerin.

„Wieso? Möchtest Du wohl gern ein kleines Kind in der Wiege mit Schlangen spielen oder sie würgen sehen wie Herkules? Ich möchte nicht, daß ein Herr, den ich zum Essen eingeladen, mir kaltblütig erzählte, er habe diesen Morgen einen Minotaurus getötet oder eine Hydra erdrosselt, oder daß sich ein Freund erbieten würde, die Tiber durch meine Ställe zu leiten, um diese zu reinigen. Die Götter mögen uns vor einer Generation von Helden dieser Art bewahren; das ist meine Meinung." Und Fabiola lachte herzlich bei dem Gedanken.

In derselben heiteren Stimmung fuhr Syra fort: „Aber gesetzt, wir hätten das Mißgeschick, in einem Lande zu leben, wo solche Ungeheuer existieren, Centauren und Minotauren, Hydren und Drachen. Wäre es dann nicht besser, wenn gewöhnliche Leute Helden genug wären, sie zu besiegen, als wenn wir zu diesem Zwecke erst um einen Theseus oder Herkules nach einem anderen Weltteile schicken müßten? In der That, in diesem Falle würde ein Mann, der sie bekämpfte, kein größerer Held sein, als ein Löwentöter in meiner Heimat."

„Ganz recht, Syra; aber ich sehe die Anwendung Deines Vergleichs nicht."

„Ich meine so: Zorn, Haß, Rache, Ehrsucht, Geiz sind nach meiner Ansicht eben solche Ungeheuer, wie Schlangen oder Drachen, und vor ihren Angriffen sind die gemeinen Leute ebensowenig gesichert, als die vornehmen. Warum sollte ich nicht versuchen, sie ebenso besiegen zu können, als ein Aristides, Koriolan oder Cincinnatus? Warum sollten wir nur Heroen überlassen, was wir ebensogut können?"

„Und nimmst Du wirklich dies als ein allgemein gültiges Sittengesetz an? Dann fürchte ich, wirst Du Dich zu hoch versteigen."

„Nein, teures Fräulein! Ihr waret überrascht, als ich zu

behaupten wagte, daß die innere, unsichtbare Tugend eben so notwendig sei, als die äußere, sichtbare; ich fürchte, ich muß Euch noch mehr überraschen."

„Fahre fort und scheue Dich nicht, mir alles zu sagen."

„Nun denn, der Grundsatz des Systems, zu welchem ich mich bekenne, ist folgender: wir müssen als alltägliche und gewöhnliche Tugend, ja sogar als einfache Pflicht üben, was jedes andere Gesetzbuch, so rein und erhaben es sein mag, als heroisch und als einen Beweis idealer Tugend ansieht."

„Dies ist allerdings ein erhabenes Vorbild sittlicher Hoheit, aber vergiß nicht den Unterschied zwischen den beiden Fällen. Der Held wird von dem Lobe der Welt getragen, seine Handlung wird aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert, wenn er seine Leidenschaften bezähmt und eine edle That verrichtet; aber wer sieht, wer beachtet oder belohnt den armen Unbekannten, der in niedriger Verborgenheit jenes Heldentum nachahmt?"

Syra erhob mit feierlichem, ehrfurchtgebietenden Ausdrucke Auge und Hand zum Himmel und sprach langsam die Worte: „Sein Vater, der im Himmel ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte."

Fabiola schwieg eine Weile, wie von Ehrfurcht ergriffen; dann sprach sie: „Syra, Du hast meine Philosophie schon wieder überwunden. Deine Weisheit ist eben so stark, als erhaben. Eine heroische Tugend, selbst wenn sie nicht gesehen wird, stellst Du als die gewöhnliche, tägliche Tugend jedes Menschen auf. Um dies zu versuchen, müßten die Menschen in der That höhere Wesen werden, als wir uns die Götter dachten; aber schon der Gedanke wiegt eine ganze Philosophie auf. Kannst Du mich noch höher führen?"

„O, noch weit höher!"

„Und wo würdest Du mich endlich ruhen lassen?"

„Wo das Herz Euch sagen würde, daß es den Frieden gefunden hat."

Sechstes Kapitel.

Beratungen.

Die Verfolgung hatte nun schon einige Zeit im Morgenlande unter Diokletian und Galerius gewütet, und das Dekret, dieselbe auch auf das Abendland auszudehnen, war dem Maximian zugekommen; aber man hatte beschlossen, diese Verfolgung zu einem Werke nicht der bloßen Unterdrückung, sondern der völligen Ausrottung des christlichen Namens zu machen und niemand zu schonen, sondern zuerst die Häupter der Religion wegzuräumen und dann zur massenhaften Schlächterei des Volkes zu schreiten. Demnach war es notwendig, für Maßregeln zu sorgen, damit die verschiedenen Werkzeuge der Zerstörung grausam zusammenwirken und alle möglichen Mittel angewandt werden könnten, um dem Unternehmen einen vollständigen Erfolg zu sichern; auch sollte die Majestät des kaiserlichen Befehles dem vernichtenden Schlag einen noch furchtbareren Charakter verleihen.

Aus diesem Grunde hatte der Kaiser, trotz seiner Ungeduld, sein blutiges Werk zu beginnen, sich der Meinung seiner Räte gefügt, daß das Edikt geheim gehalten werden solle, bis es gleichzeitig in allen Provinzen des abendländischen Reiches verkündigt werden könnte. Die gewitterschwere Wolke sollte so eine Zeit lang unbemerkt über den bestimmten Opfern schweben, und dann, plötzlich losbrechend, über ihren Häusern „Feuer, Hagel, Schnee, Eis und brausenden Sturm" entladen.*)

Es war im Monat November, als Maximian Herkulius die Versammlung berief, in welcher seine Plane endgültig festgestellt werden sollten. Dazu waren die Oberbeamten seines Hofes und des Staates geladen. Einer der ersten, der Präfekt der Stadt,

*) Ps. 148, 8.

hatte seinen Sohn Corvinus mitgebracht, den er zum Hauptmann einer Schar Bewaffneter vorgeschlagen hatte, welche wegen ihres wilden Christenhasses ausgewählt waren, um ihre Opfer mit rastloser Thätigkeit zu verfolgen. Die Statthalter von Sizilien, Italien, Spanien und Gallien waren anwesend, um die Befehle zu empfangen, außer diesen mehrere Gelehrte, Philosophen und Redner, unter welchen auch unser alter Bekannter Calpurnius; auch viele Priester aus verschiedenen Teilen des Reiches, die eine nachdrückliche Verfolgung anstrebten, hatten Befehl erhalten, der Versammlung beizuwohnen.

Die gewöhnliche Residenz der Kaiser lag, wie wir schon wissen, auf dem palatinischen Berge; es ward jedoch in Rom noch ein anderer Palast von ihnen gern bewohnt, welchen Maximian Herkulius insbesondere vorzog. Unter der Regierung Neros wurde nämlich der reiche Senator Plautius Lateranus der Verschwörung angeklagt und mit dem Tode bestraft. Sein ungeheueres Besitztum wurde von dem Kaiser eingezogen und einen Teil desselben bildete sein Haus, das von Juvenal und anderen als ungewöhnlich groß und prachtvoll beschrieben wird. Es hatte eine herrliche Lage auf dem cölischen Hügel, am südlichen Ende der Stadt, so daß die Aussicht von da selbst in der Umgebung Roms nicht ihresgleichen hatte. Über die wellenförmige Kampagna hinschweifend, von kolossalen Wasserleitungen und Straßenlinien mit ihrer Einfassung von marmornen Gräbern durchzogen, und überall mit Landhäusern bestreut, die wie Edelsteine aus dem Dunkelgrün des Lorbeers und der Cypresse hervorglänzten, vermochte das Auge bis zu den fernen Hügeln zu dringen, auf welchen, wie auf einem Ruhebette, Alba und Tuskulum üppig ausgestreckt lagen „mit ihren Töchtern", wie der Morgenländer sich ausdrücken würde, sich im Glanze der Abendsonne wärmend. Die rauhe Kette der Sabinerberge zur Linken und die goldglänzende See zur Rechten des Beschauers bildeten den Rahmen dieser herrlichen Landschaft.

Wir würden Maximian eine Eigenschaft zuschreiben, welche er nicht besaß, wenn wir glaubten, er habe eine so herrlich

gelegene Residenz aus Geschmack an der Naturschönheit geliebt. Die Pracht der Gebäude, die er noch mehr ausschmückte, oder vielleicht auch weil sie bequem am Wege lagen, wenn er zur Eber- und Wolfsjagd ausziehen wollte, war für ihn der Grund dieses Vorzugs. Aus Sirmium in Slavonien gebürtig, daher für einen Barbaren gehalten, von der niedersten Abkunft, ein reiner Glücksritter, ohne Erziehung, mit wenig mehr als mit viehischer Stärke begabt, die seinen Beinamen Herkulius als ganz passend erscheinen ließ, war er durch einen ebenso rohen Barbaren Diokles, als Kaiser unter dem Namen Diokletian bekannt, zum Purpur gelangt. Gleich diesem bis zur Gemeinheit habgierig und dabei im höchsten Grade verschwenderisch, denselben niedrigen Lastern und abscheulichen Verbrechen ergeben, welche die Feder eines Christen nicht niederschreiben mag, zügellos in allen Leidenschaften, ohne Sinn für Gerechtigkeit und ohne menschliches Gefühl, hatte dies Ungeheuer nie aufgehört, alles, was ihm im Wege stand, zu unterdrücken, zu verfolgen und zu vernichten. Ihm erschien die bevorstehende Verfolgung wie ein herannahendes Festessen einem Schlemmer, welcher nach dem Reiz einer neuen Schwelgerei verlangt, um die Einförmigkeit der täglichen Ausschweifungen zu unterbrechen. Von gigantischer Gestalt, mit den wohlbekannten Zügen seiner Rasse, mit rötlich-gelbem Haar, das zottig und rauh wie Strohbüschel Haupt und Gesicht umhüllte, mit rastlos rollenden Augen, in welchen sich ein Gemisch von Argwohn, Liederlichkeit und Wildheit abspiegelte, erfüllte dieser Tyrann, einer der letzten Roms, schon durch seinen Anblick jedes Herz mit Schrecken, nur nicht das Herz eines Christen. War es zu verwundern, daß er dies Geschlecht und seinen Namen haßte?

In der großen Basilika oder Halle, damals die Aedes Lateranae,*) hielt Maximian seine buntscheckige Versammlung, wo Todesstrafe das Geheimnis sicherte. In der halbkreisförmigen Rundung am oberen Ende der Halle saß der Kaiser auf einem

*) Der lateranische Palast.

elfenbeinernen, reichverzierten Throne und vor ihm standen in der Reihe seine dienstwilligen und fast zitternden Räte. Eine auserlesene Mannschaft Garden hielt den Eingang besetzt, und der kommandierende Offizier, Sebastian, lehnte sich nachlässig an den inneren Thürpfosten, ohne sich jedoch ein Wort von dem, was gesprochen wurde, entgehen zu lassen.

Der Kaiser ließ sich nicht im entferntesten träumen, daß diese Halle, die er später nebst dem anstoßenden Palaste als einen Teil der Mitgift seiner Tochter Fausta dem Konstantin gab, von diesem an das Haupt der Religion, die er ausrotten wollte, übergehen sollte und unter dem Namen der lateranischen Basilika die Kathedrale Roms werden würde, „von allen Kirchen der Stadt und der Welt die Mutter und das Haupt.“ *) Er ahnte nicht, daß an der Stelle, wo sein Thron stand, sich ein Stuhl erheben würde, von welchem durch ein unsterbliches Geschlecht geistlicher und weltlicher Herrscher Befehle ausgehen und zu Ländern dringen sollten, die der Römermacht unbekannt waren.

Aus religiösem Anstande erhielten zuerst die Priester das Wort und jeder hatte sein Anliegen vorzubringen. Hier hatte ein Fluß seine Ufer überflutet und der benachbarten Ebene großen Schaden zugefügt, dort ein Erdbeben eine Stadt zum Teil verschüttet; an den nördlichen Grenzen drohten die Barbaren mit einem Einfall; im Süden wütete die Pest unter der frommen Bevölkerung. Überall hatten die Orakel erklärt, daß man all dies den Christen zu verdanken habe, deren Duldung die Götter erzürne, und deren böse Zauberkünste Unheil über das Reich brächten. Ja, einige der Orakel hatten gedroht, daß sie kein Wort mehr sprechen würden, bis die verhaßten Nazarener vertilgt wären, und das große delphische Orakel sprach es unumwunden aus, daß der „Gerechte“ den Göttern nicht erlaube, zu reden.

---

*) „Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput,“ heißt die Inschrift auf der Vorderseite und den Schaumünzen der lateranischen Basilika.

Hierauf kamen die Philosophen und Redner, deren jeder eine endlose Rede hielt. Während ihres Vortrags gab Maximian unzweideutige Zeichen von Langweile; da aber die Kaiser im Oriente eine ähnliche Versammlung gehalten hatten, so hielt er es für seine Pflicht, diese Plage über sich ergehen zu lassen. Die gewöhnlichen Verleumdungen wurden vor einer Beifall klatschenden Versammlung zum zehntausendsten Male wiederholt: die Geschichten, daß die Christen Kinder morden und essen, abscheuliche Verbrechen begehen, die Leiber der Märtyrer anbeten, einen Eselskopf verehren und, was freilich hiermit in einem gewissen Widerspruche stand, ungläubig wären und keinem Gotte dienten. Dergleichen Märchen wurden alle fest geglaubt, obgleich wahrscheinlich ihre Erzähler ganz gut wußten, daß sie nur ersonnen waren, um den Abscheu vor dem Christentume zu unterhalten.

Endlich erhob sich der Mann, welcher dafür galt, die Lehren des Feindes am tiefsten studiert zu haben und ihre gefährliche Taktik am besten zu kennen. Man nahm an, er habe ihre eigenen Bücher gelesen und beschäftige sich damit, eine Widerlegung ihrer Irrtümer zu verfassen, welche dieselben vernichten würde. So groß war sein Gewicht bei seiner Partei, daß, hätte er die unglaublichste Behauptung gegen die Christen aufgestellt und der Papst selbst hätte diese widerlegt, jedermann es lächerlich gefunden haben würde, dem Papste mehr Glauben zu schenken, als dem Calpurnius.

Er schlug einen anderen als den bisherigen Ton an und seine Gelehrsamkeit setzte seine Kollegen in tiefes Erstaunen. Er hatte, wie er sagte, die Originalschriften nicht nur der Christen selbst, sondern auch ihrer Vorfahren, der Juden, gelesen: diese waren unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus nach Ägypten gekommen, um einer Hungersnot in ihrem eigenen Lande auszuweichen, und hatten auf den Rat ihres schlauen Anführers Joseph alles Korn daselbst aufgekauft und heimgeschickt. Darauf ließ Ptolemäus sie verhaften und erklärte ihnen, da sie alles Korn aufgezehrt hätten, so müßten sie jetzt von Stroh leben und dabei

für den Bau einer großen Stadt Ziegel machen. Als dann Demetrius Phalerius von ihnen mancherlei seltsame Geschichten ihrer Vorfahren hörte, sperrte er Moses und Aaron, ihre gelehrtesten Männer, nachdem ihnen der Bart halb abgeschoren worden war, in einen Turm, bis sie alle ihre Erinnerungen auf griechisch niederschreiben würden. Diese seltenen Bücher behauptete Calpurnius gesehen zu haben, und wollte nur einige Thatsachen daraus anführen. Dies jüdische oder christliche Volk führe Krieg gegen alle Könige und Völker, die ihm in den Weg kämen, und vernichte sie alle. Es sei Grundsatz dieser Menschen, wenn sie eine Stadt einnähmen, alles über die Klinge springen zu lassen, und dies geschehe deshalb, weil sie unter der Regierung ihrer ehrgeizigen Priester ständen, auf deren Veranlassung ein gewisser Saul, auch Paul genannt, weil er einen armen gefangenen Fürsten Namens Agag schonte, in Stücke gehauen wurde.

„Nun," fuhr er fort, „stehen diese Christen noch immer unter der Herrschaft derselben Priesterschaft und noch heute sind sie ganz ebenso bereit, unter deren Leitung das große römische Reich über den Haufen zu werfen, uns alle auf dem Forum zu verbrennen und sich sogar an den geweihten und ehrwürdigen Häuptern unserer göttlichen Kaiser höchst freventlich zu vergreifen."

Ein Schrei des Entsetzens durchlief die Versammlung bei diesem Berichte; doch plötzlich wurde es stille, als der Kaiser den Mund öffnete, und so zu sprechen begann: „Ich für meinen Teil habe einen anderen und stärkeren Grund meines Abscheues gegen diese Christen. Sie haben es gewagt, im Herzen des Reichs, und selbst in dieser unserer Stadt, eine bisher unbekannte, höchste religiöse Autorität aufzustellen, unabhängig von der Staatsregierung und eben so mächtig als diese. Früher erkannten alle den Kaiser als den höchsten Regenten in religiösen, wie in bürgerlichen Dingen an; daher führt er noch den Titel eines Pontifex Maximus; allein diese Menschen haben eine damit im Widerspruch stehende Macht aufgerichtet, und folglich ist ihre Loyalität nur eine geteilte. Ich hasse deshalb als eine Usurpation in meinem Gebiete diese priester-

liche Gewalt über meine Unterthanen und erkläre, daß ich lieber von einem neuen Rivalen um meine Krone hören würde, als von der Wahl eines dieser Priester in Rom."*)

Diese Worte, mit rauher, krächzender Stimme und in einem gemeinen, fremden Accent gesprochen, wurden mit ungeheuerem Beifalle aufgenommen, und man entwarf Pläne, um das Verordnungsedikt durch die ganzen Abendlande gleichzeitig veröffentlichen und in seiner ganzen Schärfe vollziehen zu lassen.

Dann sich zu Tertullus wendend, sagte der Kaiser: „Präfekt, Ihr sagtet, Ihr habt jemand vorzuschlagen, der geeignet sei, diese Anordnungen zu leiten und mit diesen Verrätern schonungslos zu verfahren."

„Hier ist er, Majestät, es ist mein Sohn Corvinus." Und Tertullus führte den jugendlichen Kandidaten zum Fußschemel des grimmigen Tyrannen, wo er niederkniete. Maximian blickte ihn durchdringend an, brach in ein häßliches Gelächter aus und sprach: „Auf mein Wort, ich denke, der wird's thun. Ei, Präfekt, ich wußte nicht, daß Ihr einen so häßlichen Sohn habt; ich denke, es ist gerade der Rechte; jeder Zug eines vollendeten gewissenlosen Wüstlings ist seinem Gesichte aufgeprägt."

Dann zu Corvinus gewendet, welcher scharlachrot wurde vor Wut, Schrecken und Scham, sagte er: „Merke Dir, Bursche, es muß reine Wirtschaft gemacht werden; gehörig aufgeräumt mit den Christen! Ich bezahle gut, wenn ich gut bedient werde, aber ich lasse auch tüchtig aufmessen, wenn man mir schlecht dient. So, nun geh', und vergiß nicht, daß, wenn Dein Rücken für ein kleines

---

*) Eben dies sind die Worte des Decius bei der Erhebung des heiligen Cornelius auf den Stuhl des heiligen Petrus: „Cum multo patientius audiret levari adversum se aemulum principem, quam constitui Romae Dei sacerdotem." S. Cypr. Epist. l. II. ad Antonianum, p. 69. ed. Maur. Könnte es einen stärkeren Beweis geben, daß selbst unter der heidnischen Herrschaft die päpstliche Macht eine äußere Bedeutung hatte, so daß sie sogar die Eifersucht der Kaiser erregte?

Vergehen einstehen kann, Dein Kopf für ein größeres herhalten muß. Die Fasces der Liktoren enthalten nicht bloß Ruten, sondern auch ein Beil.“ Der Kaiser erhob sich zum Aufbruche, als sein Blick auf Fulvius fiel, welcher als bezahlter Hofspion ebenfalls eingeladen war, sich aber so viel wie möglich im Hintergrunde hielt. „He, mein werter Morgenländer,“ rief er ihm zu, „tritt näher!“

Fulvius gehorchte, scheinbar mit Vergnügen, aber in der That mit Widerwillen, ungefähr so, wie wenn er eingeladen worden wäre, einem Tiger nahe zu kommen, von dessen Kette er nicht wußte, ob sie stark genug sei. Er hatte gleich anfangs bemerkt, daß sein Verweilen in Rom Maximian nicht angenehm war, wiewohl er den Grund nicht recht wußte. Daß der Tyrann selbst genug Günstlinge zu bereichern und Spione zu besolden hatte, ohne daß ihm Diokletian noch weitere aus Asien zu senden brauchte, fiel dabei allerdings mit ins Gewicht, der Hauptgrund war ein anderer. Er war in seinem Innern überzeugt, daß Fulvius besonders dazu gesendet sei, um den Spion bei ihm selbst zu spielen und die Vorgänge an seinem Hofe nach Nikomedien zu berichten. Während er ihn dulden und verwenden mußte, mißtraute er ihm und konnte ihn daher nicht leiden, was bei ihm mit Haß gleichbedeutend war. Es lag daher für Corvinus eine Art Genugthuung darin, als er seinen gebildeteren Bundesgenossen in folgenden, ebenfalls nicht schmeichelhaften Worten angeredet hörte: „Weg mit Deiner Fuchsschwänzerei! ich brauche Thaten, kein süßliches Lächeln. Du kamst hierher als ein famoser Komplottjäger, als eine Art Wiesel, um die Verschwörer aus ihren Nestern aufzustöbern oder ihre Eier für mich auszusaugen. Ich habe bis jetzt nichts davon gesehen, und doch hast Du Geld genug erhalten, um Dich ans Geschäft zu machen. Diese Christen werden Dir dazu reichliche Gelegenheit geben, mach' Dich also fertig und laß uns sehen, was Du kannst. Du kennst mich, Du wirst daher gut daran thun, scharf um Dich zu blicken, oder Du wirst vielleicht auf etwas sehr Scharfes vor Dir hinschauen müssen. Das Eigentum

der Verurteilten wird zwischen den Anklägern und dem Schatze geteilt, wenn ich nicht besondere Gründe habe, das Ganze für mich zu nehmen. Jetzt kannst Du gehen."

Die meisten dachten, diese „besonderen Gründe" würden sich wahrscheinlich als sehr allgemeine herausstellen.

Siebentes Kapitel.

Finsterer Tod.

Einige Tage nach Fabiolas Rückkehr vom Lande hielt es Sebastian für seine Pflicht, ihr seinen Besuch zu machen, um ihr von dem Gespräche zwischen Corvinus und ihrer schwarzen Sklavin soviel mitzuteilen, als er konnte, ohne unnötigerweise jemand zu schaden. Wir haben bereits bemerkt, daß von den vielen vornehmen jungen Männern, welche Fabiola in ihres Vaters Haus sah, keiner ihre Bewunderung und Achtung in so hohem Grade erregte, als Sebastian. So offen, so großmütig, so tapfer und doch so bescheiden, so sanft und freundlich in Wort und That, so uneigennützig und so besorgt für andere; Adel und Einfalt des Herzens, hohe Weisheit und praktischen Verstand in sich vereinigend, erschien er ihr als das vollendetste Ideal männlicher Tugend, welches nicht leicht durch die Zeit leiden, noch durch die Gewohnheit des Umgangs langweilen konnte.

Als man ihr daher meldete, daß der Tribun Sebastian mit ihr allein in einer der Hallen drunten zu sprechen wünsche, schlug ihr das Herz bei der ungewöhnlichen Nachricht und tausenderlei sonderbare Vermutungen über die mögliche Ursache seines Besuchs tauchten in ihr auf. Diese Unruhe verminderte sich nicht, als er, nachdem er sich wegen seiner anscheinenden Zudringlichkeit entschuldigt, lächelnd bemerkte, er wisse wohl, wie sie durch die vielen Bewerber um ihre Hand bereits genug geplagt sei, und um so

schwerer komme es ihm jetzt an, ihrer Liste einen neuen zufügen zu müssen. Wenn sie dieser doppelsinnige Eingang überraschte und vielleicht stolz machte, so fühlte sie sich bald schwer enttäuscht, als sie vernahm, es sei der gemeine, einfältige Corvinus; denn ihr Vater, so wenig er Charaktere zu beurteilen verstand, hatte bei seinem letzten Bankette dennoch genug von ihm gesehen, um ihn seiner Tochter mit diesen Prädikaten zu schildern.

Sebastian, welcher eher die physische, als die moralische Wirkung von Afras Zaubertränken fürchtete, hielt es für angemessen, Fabiola von der Verabredung, welche die schwarze Sklavin mit Corvinus getroffen, zu unterrichten; er fügte aber bei, es scheine hauptsächlich darauf abgesehen, dem Corvinus Geld abzulocken. Er sagte natürlich nichts davon, was in jenem Gespräche die Christen berührte. Er warnte Fabiola, und sie versprach, die nächtlichen Ausflüge ihrer Sklavin zu verhindern. Sie glaubte keinen Augenblick daran, daß es Afras Absicht sei, das wirklich auszuführen, wozu sie sich anheischig gemacht hatte, ebensowenig fürchtete sie Künste, welche sie von Grund aus verachtete. Überdies schienen Afras letzte Äußerungen hinlänglich zu beweisen, daß sie Corvinus nur hintergehen wolle; allein sie fühlte sich empört, von zwei so verächtlichen Geschöpfen gleichsam verschachert und als ein habsüchtiges, geiziges Weib dargestellt zu werden, die um Gold zu gewinnen sei.

„Ich erkenne an," sprach sie endlich zu Sebastian, „wie freundlich es von Euch ist, daß Ihr gekommen seid, mich zu warnen, und ich bewundere ebenso den feinen Takt, womit Ihr einen so unerquicklichen Gegenstand erledigt, als die Zartheit, mit welcher Ihr alle dabei Beteiligten behandelt habt."

„Ich habe nur gethan," versetzte der Krieger, „was ich für jeden anderen gethan hätte, um ihn vor Gefahr zu bewahren."

„Ihr meint für Euere Freunde," sagte Fabiola lächelnd, „sonst fürchte ich, Euer ganzes Leben würde in Werken unbelohnten Wohlwollens verlaufen."

„Warum nicht? Es könnte nicht besser angewendet werden."

„Das kann Euch nicht ernst sein, Sebastian. Wenn Ihr einen, der Euch haßte und beständig nach Euerem Untergange trachtete, von einem Unglück bedroht sähet, das ihn unschädlich machen müßte, würdet Ihr dann die Hand ausstrecken, ihn zu retten oder ihm zu helfen?"

„Gewiß würde ich das. Wenn Gott seinen Sonnenschein und Regen über seine Freunde wie über seine Feinde herabsendet, sollte der schwache Mensch sich einen anderen Maßstab der Gerechtigkeit bilden?"

Fabiola wunderte sich über diese Worte; sie erinnerten so sehr an jene auf ihrem geheimnisvollen Pergament und stimmten genau mit den sittlichen Grundsätzen ihrer Sklavin überein.

„Ihr seid im Orient gewesen, glaube ich, Sebastian?" fragte sie plötzlich. „Habt Ihr dort diese Grundsätze kennen gelernt? Ich habe nämlich eine Person in meiner Umgebung, die nur noch aus eigener Wahl Sklavin ist, ein Weib von seltenen sittlichen Begriffen, welche die nämlichen Ideen aufstellte, und diese ist eine Asiatin."

„Ich habe diese Grundsätze nicht in einem fernen Lande angenommen, sondern sog sie hier mit der Muttermilch ein, wiewohl sie ursprünglich allerdings aus dem Oriente kamen."

„Sie sind in der Theorie gewiß schön," bemerkte Fabiola; „aber der Tod würde uns überraschen, ehe wir sie nur zur Hälfte verwirklichen könnten, wenn wir sie zur Richtschnur unseres Handelns machen wollten."

„Und wie könnte der Tod uns besser antreffen, obwohl nicht überraschen, als in solcher Erfüllung unserer Pflicht, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange?"

„Ich für meinen Teil," versetzte die Dame, „huldige der Ansicht der alten epikuräischen Dichter. Diese Welt ist ein Bankett, von welchem ich bereit bin, aufzustehen, wenn ich satt bin — ut conviva satur*) — aber erst dann. Ich wünschte das Buch

---

*) Als ein gesättigter Gast.

des Lebens vollständig durchzulesen und es ruhig zuzumachen, jedoch erst, wenn ich die letzte Seite desselben gelesen habe."

Sebastian schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Die letzte Seite von dem Buche dieser Welt befindet sich in der Mitte des Bandes, wo gerade das Wort Tod geschrieben steht, aber auf der nächsten Seite beginnt das Buch eines neuen Lebens und das hat kein letztes Blatt."

„Ich verstehe Euch," erwiderte Fabiola in guter Laune, „Ihr seid ein tapferer Krieger und sprecht als solcher. Ihr müßt immer bereit sein auf den Tod aus tausenderlei Anlässen; wir sehen ihn selten plötzlich nahen, er kommt gnädiger und mehr herangeschlichen zu den Schwachen. Ihr denkt ohne Zweifel an das glänzende Los, in der Schlacht, die Brust von feindlichen Pfeilen durchbohrt, mit Ehre bedeckt zu fallen. Ihr seht vor Euch des Kriegers Grab mit Trophäen geschmückt, Euch öffnet nach dem Tode das Buch des Ruhms seine glänzenden Blätter."

„Nein, nein, gütiges Fräulein!" rief Sebastian mit Nachdruck aus, „das meine ich nicht. Ich mache mir nichts aus dem Ruhm, den nur die Einbildungskraft in die Gegenwart übertragen kann, indem sie sich in die Zukunft versetzt; ich spreche vom gewöhnlichen Tode, wie er mich ebenso treffen kann, als den ärmsten Sklaven, indem mich entweder ein hitziges Fieber verzehrt oder eine schleichende Auszehrung oder langsam fressende Geschwüre mich hinwegraffen, ja, wenn Ihr wollt, auch die noch grausameren Schläge menschlicher Wut. Mag er kommen, in welcher Gestalt er will, er kommt von einer Hand, die ich liebe."

„Und glaubt Ihr wirklich, ein solcher Tod würde Euch willkommen sein?"

„Wie sich der Schwelger freut, wenn die Thüren der Banketthalle weit offen stehen und er darin die hellleuchtenden Lampen erblickt und die glänzende Tafel mit den köstlichsten Speisen, mit den aufwartenden schöngegürteten und mit Rosen bekränzten Dienern; wie die Braut in Wonne bebt, wenn der Bräutigam vngekündigt wird und mit reichen Gaben erscheint, um sie in ihre

neue Heimat zu führen, — so wird mein Herz aufjauchzen, wenn der Tod, gleichviel unter welcher Gestalt, die Thore öffnet, die eisern auf dieser, aber golden auf der anderen Seite sind und zu einem neuen, ewigdauernden Leben führen. Ich frage nicht danach, wie der Bote aussehen mag, der die Ankunft desjenigen verkündet, welcher himmlisch schön ist."

„Und wer ist dieser?" fragte Fabiola begierig, „kann man ihn nicht anders sehen, als nach dem Tode?"

„Nein," erwiderte Sebastian; „denn Er ist es, welcher uns vergelten muß, nicht bloß für unser Leben, sondern auch für unseren Tod. Glücklich diejenigen, die ihr innerstes Herz, in welchem Er immer gelesen hat, rein und unschuldig bewahrt haben, und deren Wandel tugendhaft gewesen ist. Ihnen erscheint die glänzende Gestalt desjenigen, dessen Belohnungen erst dann beginnen."

„Wie ähnlich den Lehren Syras!" dachte Fabiola; aber ehe sie fragen konnte, woher dieselben stammten, trat ein Sklave ein, blieb auf der Schwelle stehen und sagte ehrerbietig: „Ein Eilbote ist soeben von Bajä*) angekommen."

„Verzeihung, Sebastian!" rief sie aus. „Laßt ihn sogleich hereinkommen." Der Bote trat ein, mit Staub bedeckt und abgemattet, nachdem er sein müdes Pferd am Thore gelassen hatte, und überreichte Fabiola ein versiegeltes Paket. Ihre Hand zitterte, als sie es nahm, und während sie die Bande desselben löste, fragte sie zögernd: „Von meinem Vater?"

„Wenigstens betrifft es ihn," war die ominöse Antwort.

Sie öffnete das Blatt, warf einen Blick darauf, stieß einen Schrei aus und war dem Umsinken nahe. Sebastian fing sie noch in seinen Armen auf, führte sie nach einem Sitze und überließ sie den Händen ihrer Dienerinnen, die auf den Schrei hereingestürzt waren.

Ein einziger Blick in den Brief hatte ihr alles gesagt. Ihr Vater war tot.

---

*) Ein sehr besuchter Badeort bei Neapel.

Achtes Kapitel.

Noch finsterer.

Als Sebastian in den Hof kam, fand er eine kleine Schar Diener um den Boten versammelt, welche begierig auf die ausführliche Erzählung vom Tode ihres Herrn horchten.

Der Brief, den Torquatus ihm überbracht, hatte die gewünschte Wirkung gehabt. Er machte auf seinem Wege nach Asien einen Abstecher nach seiner Villa und brachte einige Tage bei seiner Tochter zu. Er zeigte sich zärtlicher als gewöhnlich, und als sie voneinander schieden, schienen Vater und Tochter eine traurige Ahnung zu haben, daß sie sich nicht wiedersehen würden. Bald jedoch gewann Fabius wieder seine heitere Laune, als ihn zu Bajä eine Gesellschaft von Lebemännern erwartete. Er verweilte hier, während man seine Galeere ausrüstete und zu seiner Reise mit den besten Weinen und Lebensmitteln versah, welche Kampanien lieferte. Er gab sich indessen seinen üppigen Liebhabereien im Übermaße hin, und als er nach einem schwelgerischen Abendessen ein Bad nahm, wurde er vom Schlage getroffen und war in vierundzwanzig Stunden eine Leiche. Sein ganzes Vermögen hinterließ er seinem einzigen Kinde. Der Leichnam wurde eben einbalsamiert, als der Eilbote abreiste, und sollte mit der Galeere nach Ostia geführt werden.

Als Sebastian diese traurige Geschichte hörte, that es ihm fast leid, daß er vom Tode gesprochen hatte, und er verließ das Haus mit trüben Gedanken.

Fabiolas Sturz in den finsteren Abgrund des Schmerzes war tief und schmerzlich bis zur Bewußtlosigkeit gewesen; die Schwungkraft der Jugend und des Geistes half ihr allmählich wieder empor, aber jetzt erschien ihr das Leben wie ein unendlicher Ocean schwarzer, wogender Fluten, auf welchen kein lebendes Wesen schwebte, als sie allein. Ihr Weh kam ihr unermeßlich vor,

schaudernd schloß sie die Augen und versank wieder in Bewußtlosigkeit, bis ihr Geist abermals aus seinem Schlafe aufgeweckt wurde. So wogte sie auf und ab zwischen Leben und Tod, während ihre Diener gegen die Ohnmachten und Krämpfe (für dies hielten sie es) die geeigneten Mittel anzuwenden suchten. Endlich setzte sie sich auf, blaß, mit stieren, thränenlosen Augen, und schob die Hand, die ihr Stärkungsmittel reichen wollte, sanft beiseite. Lange blieb sie in diesem Zustande; eine tödliche Erstarrung schien sie befallen zu haben; die Augen waren fast unempfindlich für das Licht, und man flüsterte sich die Besorgnis zu, ihr Gehirn könnte gelitten haben. Der Arzt, welchen man herbeigeholt hatte, rief ihr mit deutlicher Stimme die Frage ins Ohr: „Fabiola, wißt Ihr, daß Euer Vater tot ist?“ Sie fuhr zusammen, fiel auf ihr Lager zurück und eine Thränenflut erleichterte ihr Herz und Kopf. Sie rief nach ihrem Vater unter Schluchzen, sprach verwirrt und unzusammenhängend, aber zärtlich von ihm und mit ihm. Zuweilen schien sie ihn noch am Leben zu glauben, dann erinnerte sie sich wieder, daß er tot war, und so weinte und ächzte sie, bis der Schlaf an die Stelle der Thränen trat und ihren erschütterten Geist und Leib erquickte.

Euphrosyne und Syra wachten allein bei ihr. Jene hatte ihre Zuflucht zu den gewöhnlichen heidnischen Trostgründen genommen, daran erinnert, was für ein gütiger Herr, was für ein ehrbarer Mann, was für ein liebender Vater Fabius gewesen: aber die Christin saß schweigend da, wenn sie nicht sanfte und begütigende Worte an ihre Herrin richtete, und bediente sie mit einer Sorgfalt, welche selbst jetzt nicht unbemerkt blieb. Was konnte sie mehr thun, als beten, was anderes hoffen, als daß die Gnade wie eine Blume aus dieser Trübsal sich entfalten, und daß ein Engel des Lichtes über der finsteren Wolke schweben möchte, die ihre gebeugte Herrin beschattete!

Wenn ihr Kummer zuweilen nachließ, so vermochte sie wieder zu denken, aber es waren düstere, quälende Gedanken, die sich dann einstellten. Was war aus ihrem Vater geworden? Wohin

war er gegangen? Existierte er noch, oder war er ein Nichts? War sein Leben von jenem verborgenen Auge beobachtet worden, welches das Unsichtbare sieht? Hatte er die Probe jener Prüfung bestanden, von welcher Sebastian und Syra gesprochen? Unmöglich! Und was war dann aus ihm geworden? Sie schauderte bei dem Gedanken und suchte sich denselben aus dem Sinne zu schlagen.

Ach, daß nur ein einziger Strahl von dem unbekannten Lichte ins Grab dringen und ihr zeigen könnte, was es sei! Die Poesie hatte versucht, es zu verklären, war aber an der Pforte stehen geblieben, wie ein trauernder Genius mit gesenkter Fackel. Die Wissenschaft hatte hineingeschaut und kam mit beschmutzten Schwingen heraus; ihre Lampe war in der erstickenden Luft ausgelöscht, denn sie hatte nur ein Beinhaus entdeckt. Die Philosophie hatte bloß gewagt, in der Nähe umherzuirren und einen zagenden Blick hineinzuwerfen, und fuhr dann zurück, um unter Achselzucken zu gestehen, daß das Problem noch nicht gelöst, der Schleier noch nicht gelüftet sei. Ach, möchte doch nur irgend etwas, nur irgend jemand, besser als all' diese, die quälende Ungewißheit entfernen können!

Während diese düsteren Gedanken auf dem Herzen Fabiolas lasteten, sah ihre Sklavin eine lichtvolle Erscheinung, in irdische Hülle gekleidet, aber durchsichtig und strahlend, vom Grabe sich erheben, in welchem die gröbere Materie zurückgeblieben war, ohne das Wesen ihrer Natur zu verändern. Vergeistigt und frei, lieblich und glorreich erhebt sie sich von dem modernden Lager der Verwesung. Gestalten kommen von Land und Meer, vom stillen Kirchhofe und unter den geweihten Altären hervor, aus einsamem Gebüsche, wo heimlicher Mord verübt wurde an dem Gerechten, und von den Wahlstätten früherer Schlachten, von Israel für Gott gekämpft; wie krystallene Quellen springen sie in die Luft, wie glänzende Signallichter fahren sie von der Erde zum Himmel auf, bis ein Heer von Millionen aneinandergereiht die Schöpfung mit freudvollem, unsterblichem Leben wieder be-

völkert. Und woher weiß sie das? Weil Einer, größer und besser als ein Dichter, Weltweiser oder Sophist, es durch die That bewiesen hatte, zuerst in die dunkle Gruft des Todes hinabgestiegen war, sie weihete, wie Er schon vorher die Wiege der Kindheit geweiht, und auch den Tod zu etwas Heiligem und seine Stätte zu einem Heiligtume machte. Er ging hinein im Dunkel des Abends und kam hervor im Glanze des Morgens; Er lag hier in Spezereien eingewickelt, und kam hervor, gekleidet in den Glanz der Unverweslichkeit. Und von diesem Tage an hat das Grab aufgehört, ein Gegenstand des Schreckens für die Christenseele zu sein; denn es blieb, was Er daraus gemacht hat — die Furche, in welche der Same der Unsterblichkeit gelegt werden muß.

Die Zeit war noch nicht gekommen, um von solchen Dingen mit Fabiola zu sprechen. Sie trauerte noch, wie die trauern müssen, welche keine Hoffnung kennen. Ein Tag verstrich ihr um den anderen in finsterem Brüten über das Geheimnis des Todes, bis andere Sorgen sie aus diesen Gedanken weckten. Die Leiche des Vaters langte an; es folgte ein Leichenbegängnis, wie Rom es selten gesehen. Ein endloser Zug bei Fackelschein, worin die wächsernen Bilder der Ahnen getragen wurden, ein gewaltiger Scheiterhaufen, aufgerichtet aus wohlriechenden Hölzern, mit denen sich die reichsten Spezereien Arabiens mischten — all dies endigte damit, daß einige Hände voll verkohlter Gebeine in eine alabasterne Urne gelegt und in einer Nische des Familienbegräbnisses beigesetzt wurden mit der Namensinschrift dessen, dem diese Gebeine einst gehörten. — Calpurnius hielt die Leichenrede, worin er, ganz im Sinne der herrschenden Tagesmeinung, die Tugenden des gastfreien und thätigen Bürgers der falschen Moralität jener Menschen gegenüberstellte, die man Christen nannte, welche alle Tage fasteten und beteten, ihre gefährlichen Grundsätze in edle Familien einschmuggelten und die Untreue gegen den Kaiser und die Sittenlosigkeit unter allen Klassen des Volkes verbreiteten. Wenn es ein künftiges Dasein gebe, worüber die Philosophen verschiedener Meinungen seien, so sonne sich Fabius gewiß nun

auf einer grünen Rasenbank im Elysium und schlürfe Nektar in vollen Zügen. „Und ach,“ so schloß der alte, jammernde Heuchler, der einen Becher Falernerweins nicht um eine Amphora*) jenes Trankes hätte vertauschen mögen, „ach, daß die Götter den Tag beschleunigen möchten, da ich, sein unterthäniger Klient, mich zu ihm gesellen werde in seiner schattigen Ruhe und bei seinem elysischen Mahle!“ Dieses edle Verlangen erntete ungeheueren Beifall.

Auf diese Sorge folgte eine andere. Fabiola mußte die verwickelten Geschäfte ihres Vaters untersuchen und zum Abschlusse bringen. Wie peinlich war es ihr, hierbei oft genug auf Sachen zu stoßen, die ihr Ungerechtigkeit, Betrug, Übervorteilung und Unterdrückung schienen, während die Welt doch den Verstorbenen als den ehrenhaftesten und freigebigsten Mann gepriesen hatte!

Einige Wochen später ging Fabiola im schwarzen Trauergewande aus, um ihre Freunde zu besuchen, und der erste dieser Besuche galt ihrer Base Agnes.

Neuntes Kapitel.

Der falsche Bruder.

Wir müssen nun den Leser einige Schritte in der Geschichte des Torquatus zurückführen. Am Morgen nach seinem Falle fand er beim Erwachen Fulvius neben seinem Bette; es war der Falkner, welcher, nachdem er einen guten Falken gefangen, gekommen war, ihn auf die Tauben abzurichten und den Gefangenen dafür in gutem Futter zu halten. Mit kalter Ruhe rief er ihm jeden Umstand der Schwelgerei in der vorigen

*) Ein großes irdenes Gefäß, worin Wein im Keller aufbewahrt wurde.

Nacht ins Gedächtnis zurück, stellte ihm seinen gänzlichen Ruin und das einzige Mittel der Rettung vor Augen. Mit fühllosem Raffinement festigte er die Fäden am Gewebe des vorigen Abends und fügte noch manche Masche hinzu.

Torquatus' Lage war folgende: that er einen Schritt, um sich den Christen wieder zu nähern, was, wie ihn Fulvius versicherte, nutzlos wäre, so sollte er sogleich dem Richter überliefert und grausam mit dem Tode gestraft werden; blieb er seinem verräterischen Vertrage treu, so sollte es ihm an nichts fehlen.

„Du hast Fieberhitze," schloß endlich Fulvius seine Rede; „ein Morgenspaziergang in frischer Luft wird Dir gut thun."

Der Arme stimmte bei, und kaum hatten sie das Forum erreicht, als wie durch Zufall Corvinus ihnen begegnete. Nach den gegenseitigen Begrüßungen sagte er: „Es freut mich, Euch getroffen zu haben; ich möchte Euch gern mitnehmen und Euch meines Vaters Werkstätte zeigen."

„Werkstätte?" fragte Torquatus erstaunt.

„Ja, wo er seine Werkzeuge aufbewahrt; dieselbe ist eben erst prächtig eingerichtet worden. Hier ist sie, und der alte grimmige Aufseher Catulus öffnet gerade die Thore."

Sie traten nun in einen geräumigen Hof, ringsum von einem großen Schuppen umgeben, welcher mit Marterwerkzeugen jeglicher Art angefüllt war. Torquatus fuhr erschrocken zurück.

„Nur herein, meine Herren, dürft euch nicht fürchten," sagte der alte Scherge. „Es ist noch kein Feuer angezündet, und niemand wird euch etwas zuleide thun, es wäre denn, daß ihr zu den verruchten Christen gehörtet. Für sie haben wir erst kürzlich alles so schön hergerichtet."

„Nun, Catulus," sagte Corvinus, „zeige diesem fremden Herrn hier den Gebrauch der hübschen Spielsachen."

Catulus führte sie bereitwillig in seinem fürchterlichen Museum herum und erklärte ihnen alles mit solcher Gemütlichkeit und unter fortwährenden, hier nicht wiederzugebenden Späßen, daß er in seinem Eifer dem Torquatus beinahe eine praktische

Probe dessen gab, was er beschrieb, indem er einmal sein Ohr fast in einer scharfen Zange fing und ein andermal nur einen Zoll von seinen Zähnen einen Hammer niederfallen ließ.

Die Folter, ein großer Rost, ein eiserner Stuhl mit einer Heizvorrichtung, gewaltige Kessel zu Bädern in siedendem Öle oder Wasser, Löffel, um darin Blei flüssig zu machen und es in den Mund zu gießen, Zangen, Haken und eiserne Kämme von mannigfacher Gestalt, um die Rippen bloß zulegen, sogenannte Obelisken, d. h. Werkzeuge, womit man das Fleisch am Leibe oder an den Gliedern verbrannte; Skorpionen oder Peitschen mit eisernen oder bleiernen kleinen Kugeln, eiserne Halsbänder, Hand- und Fußfesseln von der grausamsten Erfindung, endlich Schwerter, Messer und Beile in geschmackvoller Abwechslung — alles wurde mit wahrer Lust und einem Vorgeschmack der Freude erklärt, diese Werkzeuge an den hartköpfigen und dickhäutigen Christen bald anwenden zu können.*)

Torquatus war von diesem Anblicke ganz erschüttert. Er wurde hierauf zu den Bädern des Antonius mitgenommen, wo er die Aufmerksamkeit des alten Cucumio, des capsarius oder Aufsehers über die Garderobe der Badenden, und seines Weibes Viktoria auf sich zog, die ihn in der Kirche gesehen hatten. Nach einem guten Mahle führte man ihn nach der Spielhalle in den Thermen, wo er natürlich verlor. Fulvius lieh ihm Geld, aber für jeden Pfennig verlangte er eine Verschreibung. Auf diese Weise war Torquatus in wenigen Tagen vollkommen in seiner Gewalt.

Ihre Zusammenkünfte fanden früh morgens und spät abends statt, untertags ließ man ihn frei, damit er nicht den Christen verdächtig werden und so seine Brauchbarkeit einbüßen möchte. Corvinus hatte beschlossen, einen furchtbaren Schlag gegen die Christen zu führen, sobald das Edikt herausgekommen wäre; er

---

*) Diese grausamen Folterwerkzeuge werden in den Akten der Märtyrer und bei Kirchengeschichtsschreibern erwähnt.

verlangte deshalb von Torquatus, daß er den Kirchhof, wo der Papst Gottesdienst zu halten beabsichtigte, genau studieren sollte. Darüber war Torquatus bald im reinen, nachdem er eben in dieser Absicht den Kirchhof des Callistus besucht hatte. Als jener Kampf zwischen der Gnade und der Sünde in seiner Seele stattfand, welchen Severus beobachtete, war es das Bild des Catulus mit seinen hundert Martern und das des Fulvius mit seinen vielen Schuldscheinen, welches die Wage zu seinem Verderben sinken machte. Nachdem Corvinus seinen Bericht erhalten hatte, entwarf er einen rohen Umriß des Kirchhofs und beschloß, denselben gleich den Tag nach der Verkündigung des Dekretes in aller Frühe anzugreifen.

Fulvius hatte sich eine andere Aufgabe gestellt. Er wollte mit den hervorragendsten Geistlichen und den vornehmsten Christen Roms persönlich bekannt werden, damit dieselben ihn durch keine Verkleidung täuschen konnten und alle in seine Hände fallen mußten. Er bestand deshalb darauf, daß Torquatus ihn bei der ersten großen Feierlichkeit, welche viele Priester und Diakone um den Papst versammeln würde, als Begleiter mitnehmen sollte. Er beschwichtigte jede Gegenvorstellung und beseitigte alle Furcht, indem er Torquatus versicherte, daß, wenn er einmal durch seine Parole Einlaß in die Versammlung gefunden, er sich vollkommen wie ein Christ benehmen werde. Torquatus benachrichtigte ihn bald, daß es bei der nächsten Ordination im Monat Dezember eine herrliche Gelegenheit dazu gebe.

Zehntes Kapitel.

Die Ordination im Dezember.

Wer die Geschichte der ersten Päpste gelesen hat, wird mit der Thatsache vertraut geworden sein, daß ausnahmslos fast alle im Monat Dezember gewisse Weihen erteilten, wobei eine Anzahl

Priester und Diakone, und für verschiedene Orte so und so viele Bischöfe ernannt wurden. Die Priester und Diakonen hatten die Geistlichkeit für die Stadt zu ergänzen; die Bischofsweihe war dazu bestimmt, anderen Diöcesen Oberhirten zu verschaffen. In späteren Zeiten waren es die Quatembertage im Dezember, die sich nach dem Feste der heiligen Lucia richteten, an welchem der Oberhirte seine Konsistorien hielt, wo er seine Kardinalpriester und Diakone ernannte und die Bischöfe für alle Teile der Welt präkonisierte, und wiewohl diese Funktion jetzt nicht mehr mit der Ordinationszeit zusammenfällt, so wird sie doch noch wesentlich zu demselben Zwecke vorgenommen.

Marcellinus, unter dessen Pontifikat unsere Erzählung fällt, soll zwei Ordinationen im Dezember gehalten haben, natürlich in verschiedenen Jahren, und eine von diesen stand eben bevor.

Wo diese feierliche Handlung vor sich gehen sollte, war Fulvius' erste Frage, und die Antwort hierauf dürfte für den christlichen Altertumsforscher von Interesse sein; auch wäre unsere Bekanntschaft mit der alten römischen Kirche unvollständig, wenn wir nicht den bevorzugten Ort kennten, wo ein Papst um den anderen predigte, die heiligen Mysterien feierte und seine Versammlungen hielt oder jene glorreichen Ordinationen erteilte, von denen nicht nur Bischöfe, sondern auch Märtyrer ausgingen, um andere Kirchen zu leiten, und wo ein heiliger Laurentius sein Diakonat, ein heiliger Novatus oder Timotheus seine priesterliche Würde erhielt. Auch besuchte hier ein Polykarp oder Irenäus den Nachfolger des heiligen Petrus, und von hier erhielten die Apostel, welche den englischen König Lucius zum Glauben bekehrten, ihre Mission.

Das Haus, welches die römischen Päpste bewohnten, und die Kirche, worin sie Gottesdienst hielten, bis ihnen Konstantin den Palast und die Basilika vom Lateran einräumte, dreihundert Jahre lang die Residenz und Kathedrale einer berühmten Reihe von Päpsten und Märtyrern, kann kein gleichgültiger Ort sein, und damit wir, indem wir denselben zu bestimmen suchen, nicht

von nationalem oder persönlichem Vorurteile geleitet werden, wollen wir einem gelehrten, noch lebenden Altertumsforscher folgen, welcher, bei Gelegenheit einer anderen Untersuchung, zufällig alle die für unseren Zweck erforderlichen Data zusammengestellt hat.*)

Wir haben erwähnt, daß das Haus der Eltern Agnesens in dem vicus patricius oder der Patrizierstraße gelegen war; diese hieß auch die Straße der Kornelier (vicus Corneliorum), weil die erlauchte Familie dieses Namens darin wohnte. Der Centurio, welchen der heilige Petrus bekehrte,**) gehörte dieser Familie an, und es ist möglich, daß ihm der Apostel seine Einführung bei dem Haupte seines Hauses, Cornelius Pudens, in Rom verdankte. Dieser Senator heiratete Klaudia, eine edle Brittin, und es ist auffallend, wie der frivole Dichter Martial mit den sittenreinsten Schriftstellern wetteifert, indem er diesen beiden tugendhaften Gatten das Hochzeitslied singt.

In ihrem Hause wohnte der heilige Petrus, und sein Mitapostel, der heilige Paulus, zählte dieselben unter seine vertrauten Freunde, indem er sagt: „Eubulus und Pudens und Linus und Klaudia und alle Brüder grüßen Dich.“***) Von diesem Hause also gingen die Bischöfe aus, welche der Apostelfürst nach allen Richtungen sandte, um den Glauben Christi zu verbreiten und für ihn zu sterben. Nach dem Tode des Pudens wurde das Haus Eigentum seiner Kinder oder Enkel,†) zweier Söhne und zweier Töchter. Diese sind besser bekannt, weil sie in dem allgemeinen Kalender der Kirche einen Platz fanden und

---

*) „Sopra l'antichissimo altare di legno, rinchiuso nell' altare papale etc.“ „Über den uralten hölzernen Altar, der in dem päpstlichen Altar der lateranischen Basilika eingeschlossen ist.“ Von Bartolini, Rom 852.

**) Apostelg. 10.

***) 2. Timoth. 4, 21.

†) Es wird von einem zweiten oder jüngeren Pudens gesprochen.

ihren Namen zweien der berühmtesten Kirchen Roms gaben, nämlich St. Praxedes und St. Pudentiana; die letztere nennt Alban Butler die älteste Kirche der Welt,*) und sie bezeichnet zugleich den vicus patricius und das Haus des Pudens.

Wie in jeder anderen Stadt, so wurde auch in Rom das Opfer der Eucharistie ursprünglich nur an einem Orte von dem Bischofe dargebracht, und selbst nachdem es mehrere Kirchen gab, worin die Gläubigen sich versammelten, brachten ihnen die Diakone das Abendmahl von dem einem Altar und die Priester verteilten es. Der Papst Evaristus, der vierte Nachfolger des heiligen Petrus, vervielfältigte die Kirchen Roms unter besonders interessanten Umständen. Dieser Papst nämlich bestimmte erstens, daß hinfort nur steinerne Altäre errichtet und daß diese eingesegnet werden sollten; und zweitens verteilte er die Titel, d. h. er teilte Rom in Pfarreien, deren Kirchen er den Namen Titel gab. Der Zusammenhang dieser zwei Verfügungen ergiebt sich, wenn wir einen Blick in das achtundzwanzigste Kapitel der Genesis werfen.**) Nachdem nämlich Jakob die Erscheinung der Engel gehabt hatte, während er mit einem Steine unter dem Haupte schlief, heißt es daselbst: „Er erschrak und sprach: Wie furchtbar ist dieser Ort! hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Also stand Jakob des Morgens auf und nahm den Stein und richtete ihn zu einem Zeichen (titulus) auf und goß Öl darauf."

Die Kirche oder das Oratorium, wo die heiligen Mysterien gefeiert wurden, war für den Christen im wahrhaftigen Sinne Gottes Haus, und der darin aufgestellte Altar von Stein ward geweiht, indem man Öl darauf goß, wie es noch bis auf den heutigen Tag geschieht (denn das ganze Gesetz des Evaristus besteht noch in voller Kraft), und so wurde er ein Titel oder Denkmal.***)

---

*) Den 19. Mai.

**) V. 17. 18.

***) Es ist unnötig, auf die klassischen Bedeutungen des Wortes „Titulus" hier näher einzugehen.

Zwei interessante Thatsachen ergeben sich hieraus: einmal, daß zu jener Zeit nur eine Kirche mit einem Altar in Rom war, und es hat sich nie ein Zweifel erhoben, daß dies die später und noch jetzt unter dem Namen St. Pudentiana bekannte Kirche war; zweitens, daß der einzige bisher bestehende Altar nicht aus Stein war. Es war der hölzerne, von St. Petrus gebrauchte Altar, der in dieser Kirche blieb, bis ihn der heilige Sylvester nach der lateranischen Basilika übertragen ließ, wo er den Hochaltar bildet.*) Wir schließen weiter daraus, daß das Gesetz keine rückwirkende Kraft hatte, und daß der hölzerne Altar der Päpste in jener Kirche, wo er zuerst errichtet ward, verblieb, wiewohl er von Zeit zu Zeit weggebracht und anderswo verwendet worden sein mochte.

Die Kirche in dem vicus patricius also, welche vor der Errichtung der „Titel" existierte, war nicht selbst ein Titel, sondern blieb die bischöfliche oder vielmehr die päpstliche Kirche Roms. Das Pontifikat Pius I. vom Jahre 142—157 bildet eine interessante Periode in ihrer Geschichte, und zwar aus zwei Gründen: 1) Weil dieser Papst, ohne den Charakter der Kirche selbst zu verändern, derselben ein Oratorium beifügte, welches er zu einem Titel**) machte, und da er denselben seinem Bruder Pastor übertrug, so hieß er der titulus Pastoris und war lange Zeit die Bezeichnung für die mit der Kirche verbundene Kardinalswürde. Dies beweist, daß die Kirche selbst mehr als ein Titel war. 2) Kam unter diesem Pontifikate der heilige und gelehrte Apologet Justin zum zweiten Male nach Rom und erlitt daselbst den Martertod. Wenn

*) Nur der Papst kann dort Messe lesen, oder ein durch eine besondere Bulle dazu ermächtigter Kardinal. Dieser Hochaltar wurde erst unlängst prächtig verziert. Ein Brett von dem hölzernen Altare wurde immer in St. Peters Altar zu St. Pudentiana aufbewahrt. Man verglich dasselbe unlängst mit dem Material des lateranischen Altars und fand, daß es dasselbe Holz ist.

**) Die Stelle desselben wird jetzt von der Kajetanskapelle eingenommen.

wir seine Schriften mit seinen Akten*) vergleichen, so kommen wir in betreff des christlichen Gottesdienstes zur Zeit der Verfolgung auf einige interessante Schlüsse.

„An welchem Orte versammeln sich die Christen?“ fragte ihn der Richter.

„Glaubst Du,“ erwiderte er, „daß wir uns alle an einem Platze versammeln? Dem ist nicht so.“ Aber als man ihn fragte, wo er wohne und wo er mit seinen Schülern zusammenkomme, gab er zur Antwort: „Ich habe bisher neben dem Hause eines gewissen Martin gewohnt, bei dem sogenannten timotinischen Bade; ich bin zum zweiten Male in Rom und kenne keinen anderen Platz, als den eben erwähnten.“ Die timotinischen oder timotheischen Bäder bildeten einen Teil von dem Hause der Familie Pudens und sind dieselben, wo, wie wir schon sagten, Fulvius und Corvinus an einem frühen Morgen zusammentrafen. Novatus und Timotheus waren die Brüder der heiligen Jungfrauen Praxedes und Pudentiana, und die Bäder hießen deshalb die ovantianischen und timotinischen, weil sie von einem dieser Brüder auf den anderen übergingen.

Der heilige Justin hielt sich also dort auf, und da er keinen anderen Ort in Rom kannte, so wohnte er daselbst dem Gottesdienste an, was übrigens auch schon durch die Gastfreundschaft gerechtfertigt war. Wenn er in seiner Apologie die christliche Liturgie beschreibt, natürlich wie er sie sah, so spricht er von dem fungierenden Priester in Ausdrücken, welche den Bischof oder obersten Hirten Roms deutlich erkennen lassen, indem er ihm nicht nur einen Titel giebt, wie man ihn im Altertume den Bischöfen erteilte,**) sondern er beschreibt ihn auch als die

---

*) Sie sind der Mauriner Ausgabe seiner Werke vorangestellt und finden sich bei Ruinart I.

**) *Ὁ προεστώς*, praepositus, vgl. Hebr. 13, 7. *Ὁ τῶν Ῥωμαίων προιστώς Βίκτωρ*, Viktor, Bischof der Römer, sagt Eusebius H. E. t. V. 24.

Persönlichkeit, welcher die Sorge für Witwen und Waisen, für Kranke, Gefangene und als Gäste anwesende Fremde, mit einem Worte für alle Bedürftige obliegt. Dies konnte kein anderer sein, als der Bischof oder der Papst selbst.

Wir müssen ferner bemerken, daß von dem heiligen Pius berichtet wird, er habe in dieser Kirche einen Taufbrunnen errichtet, ein weiteres Vorrecht der Kathedrale, welches nachmals mit dem päpstlichen Altare auf den Lateran übertragen wurde. Man erzählt, daß der heilige Papst Stephan (im Jahre Christi 257) den Tribunen Nemesius und seine Familie nebst vielen anderen im Titel des Pastor taufte, und hier war es auch, wo der gottselige Diakon Laurentius die reichen Gefäße der Kirche an die Armen verteilte.

Mit der Zeit trat an die Stelle des Namens: „Titel des Pastor" ein anderer: „Titel von St. Pudentiana"; allein der Ort ist derselbe, und es kann kein Zweifel sein, daß die Kirche der heiligen Pudentiana in den ersten drei Jahrhunderten die bescheidene Kathedrale von Rom war.

Dahin nun willigte Torquatus ein, den Fulvius zu führen, damit er Zeuge der Dezember-Ordination sein möchte.

Wir finden sowohl auf Grabschriften und in Martyrologien, als auch in der Kirchengeschichte häufig Spuren von allen Weihen, wie sie in der katholischen Kirche jetzt noch bestehen. Die Inschriften erwähnen gewöhnlich die der Lektoren oder Vorleser und der Exorcisten; wir wollen von jeder ein interessantes Beispiel geben. Von einem Lektor:

CINNAMIVS OPAS LECTOR TITVLI FASCIOLE AMICVS PAVPERVM QVI VIXIT ANN. XLVI. MENS. VII. D. VIII. DEPOSIT IN PACE X. KAL. MART.*)

---

*) „Cinnamius Opas Lektor, des Titels Fasciola (jetzt der heilige Nereus und Achilleus), der Freund der Armen, welcher 46 Jahre, 7 Monate und 8 Tage lebte. Beerdigt im Frieden den 10. Tag vor den Kalenden des März. Aus St. Pauls Kirchhof."

Von einem Exorcisten:

MACEDONIVS
EXORCISTA DE KATOLICA.*)

Die damalige Praxis wich jedoch von der jetzigen darin ab, daß eine Weihe nicht notwendig ein Übergang oder eine Stufe zu einer anderen war, sondern manche blieben oft ihr Leben lang in einer dieser niederen Ordnungen. Daher wurden dieselben nicht so häufig und wahrscheinlich auch nicht öffentlich mit den höheren Weihen erteilt.

Da Torquatus die notwendige Parole kannte, so fand er mit Fulvius leicht Einlaß, welcher sich bald ebenso zu benehmen wußte, wie die anderen in seiner Nähe. Die nicht zahlreiche Versammlung wurde in einer Halle des Hauses gehalten, die in eine Kirche oder Oratorium verwandelt war. Der größte Teil der Anwesenden bestand aus dem Klerus und den Kandidaten für die Weihe. Unter diesen befanden sich die gleichzeitig mit Torquatus bekehrten Zwillingsbrüder Markus und Marcellianus, welche die Diakonenwürde erhielten, sowie ihr Vater Tranquillinus, der zum Priester geweiht wurde. Fulvius prägte sich ihre Züge und Gestalt tief in sein Gedächtnis ein, und noch größere Aufmerksamkeit schenkte er dem hier versammelten höchsten Klerus von Rom; aber auf einen richtete er mehr als auf die übrigen sein durchbohrendes Auge und studierte jede seiner Gebärden und Mienen. Es war dies der Papst, welcher die erhabene Handlung vollzog. Marcellinus hatte die Kirche bereits sechs Jahre regiert und war ein ehrwürdiger Greis. Sein Antlitz, gütig und mild, verriet kaum jene Nervenkraft, welche das Martyrtum erforderte, die er aber dennoch bei seinem Tode für Christus bekundete. In jenen Tagen wurde jedes äußere Abzeichen, das den obersten

---

*) „Macedonius, ein Exorcist der katholischen Kirche." Aus dem Kirchhofe des heiligen Thraso und Saturnin am salarischen Weg.

Hirten den Wölfen verraten könnte, sorgfältig vermieden. Der gewöhnliche einfache Anzug eines ehrbaren Mannes wurde vom Priester getragen; allein es ist kein Zweifel, daß beim Gottesdienste am Altare ein besonderes Gewand, der Vorläufer der weiten Casel, über der gewöhnlichen Kleidung angelegt wurde. Der Bischof trug dazu noch eine Krone oder infula, aus welcher später die Mitra hervorging, während er in der Hand den Krummstab hielt, das Sinnbild seines Hirtenamtes und seiner Vollmachten.

Während er, das Angesicht der Versammlung zugewendet, vor dem geweihten Altar Petri stand, welcher sich zwischen ihm und dem Volke befand, richtete der morgenländische Spion seinen durchdringenden Blick auf ihn. Er maß genau mit dem Auge seine Höhe, merkte sich die Farbe seines Haares und Gesichtes, beobachtete jede Wendung seines Hauptes, seinen Gang, seine Stimme, bis er zu sich befriedigt sagen konnte: „An jedem Orte und unter jeder Verkleidung werde ich ihn wiedererkennen. Er ist meine Beute, und ich kenne seinen Wert.“

Elftes Kapitel.

Die Jungfrauen.

PRIE IVN PAVSA
BET PRAETIOSA
ANNORVM PVLLA
VIRGO XII TANTVM
ANCILLA DEI ET XPI
FL . VINCENTIO ET
FRAVITO . VC . CONSS *)

Hätte der gelehrte Thomassin diese kürzlich entdeckte Inschrift bereits damals gekannt, als er mit solchem Aufwand von Gelehrsamkeit bewies, daß in der ersten Kirche im Alter von zwölf Jahren das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt werden konnte, so würde er dieses Citat gewiß angeführt haben;**) denn können wir zweifeln, daß das Mädchen, „eine erst zwölf Jahre alte Jungfrau, eine Magd Gottes und Christi," wirklich durch eigentliche Weihe eine solche war? Sonst wäre ja ihr Stand der Jungfräulichkeit um so weniger auffallend gewesen, je zarter ihr Alter war. Allein wenngleich die Kirche in diesem, nach römischem Gesetz bereits heiratsfähigen Alter, ein solches Gott dargebrachtes

---

*) „Pridie (Kal.) Jun. pausavit Praetiosa, annorum puella virgo XII tantum, ancilla Dei et Christi, Fl. Vincentio et Fravito, viro consulari, consulibus." „Den Tag vor dem 1. Juni starb Prätiosa, eine Jungfrau, erst zwölf Jahre alt, die Magd Gottes und Christi. Unter dem Konsulat des Flavius Vincentius und Fravitus, eines Konsularen." Die Inschrift ist vom Kirchhofe des Kallistus.

**) Vetus et Nova Ecclesiae Disciplina circa Beneficia. Pars I. lib. III. (Luc. 1727.)

Opfer gestattete, so behielt sie doch jene feierlichere Weihe, wobei der jungfräuliche Schleier vom Bischofe (gewöhnlich am Ostersonntag) dargereicht wurde, einer reiferen Periode vor. Jener erste Akt bestand vermutlich aus nichts weiter, als daß das Kind aus der Hand der Eltern oder Verwandten ein einfaches schwarzes Kleid empfing; wenn jedoch eine Gefahr drohte, kürzte die Kirche diese Zeit oft um viele Jahre ab und stärkte die Bräute Christi in ihrem heiligen Vorsatz durch ihren feierlichen Segen.*)

Eine Verfolgung der grausamsten Art, die selbst die zartesten Lämmer der Herde nicht schonen wollte, stand unmittelbar bevor, und es war kein Wunder, daß diejenigen, welche sich in ihrem Herzen dem Lamme als seine keuschen Bräute für ewig verlobt hatten, noch vor dem Tode zu seinem Hochzeitsmahle zu kommen wünschten. Sie sehnten sich natürlich, die voll erblühete Lilie um die Palme gewunden zu tragen, wenn die letztere ihnen zugedacht sein sollte.

Agnes hatte von Kindheit an sich diesen heiligsten Stand erkoren. Die übermenschliche Weisheit, die sich immer in ihren Worten und Handlungen zeigte, und die so anmutig mit der Einfalt eines unschuldigen, arglosen Kindes gepaart war, machte sie über ihr Alter hinaus jeder Begünstigung würdig, welche den Herzen gewährt werden konnte, die der Stunde ihrer keuschen Vermählung sehnlich entgegenschlugen. Eifrig ergriff sie den Anspruch, den die kommende Gefahr ihr auf eine mehr als gewöhnliche Milderung jenes Gesetzes gab, das bis zur Erfüllung ihres Wunsches eigentlich einen Aufschub von mehr als zehn Jahren vorschrieb. Eine zweite Postulantin vereinigte sich mit ihr in dieser Bitte.

Wir können uns leicht denken, daß eine heilige Freundschaft zwischen Agnes und Syra sich von der ersten Begegnung an gebildet hatte, die wir zwischen ihnen beschrieben haben. Dies Gefühl war noch durch das rühmliche Lob verstärkt worden, welches

---

*) Thomass. p. 792.

Fabiola ihrer Lieblingsdienerin erteilt hatte. Dieses und die bescheidenen Berichte der Sklavin selbst verhalfen Agnes zu der Überzeugung, daß die Bekehrung Fabiolas, welche Syra sich vorgenommen hatte, ganz in ihrer Hand gelassen werden müsse. Das Werk schritt offenbar glücklich voran, dank der Klugheit und Gnade, womit es vollführt wurde. In ihren häufigen Besuchen bei Fabiola begnügte sich Agnes damit, zu bewundern und zu billigen, was ihre Base von Syras Unterredungen ihr erzählte; allein sie vermied sorgfältig jede Äußerung, welche den Verdacht erregen konnte, als ob sie miteinander einverstanden wären.

Syra, als Dienerin, und Agnes, als Verwandte, hatten bei Fabius' Tode Trauer angelegt, und daher konnte keine Änderung in der Kleidung bei Fabiola Verdacht erregen, daß beide einen geheimen oder miteinander verabredeten Schritt unternommen hätten. Von diesem Umstande begünstigt, konnten sie getrost um die Erlaubnis bitten, sogleich die feierliche Weihe der ewigen Jungfrauschaft zu empfangen. Ihre Bitte wurde gewährt, allein aus einleuchtenden Gründen sorgfältig geheim gehalten. Nur ein paar Tage vor der glücklichen Stunde ihrer geistlichen Hochzeit vertraute es Syra ihrer blinden Freundin als großes Geheimnis an.

„So?" sagte diese und stellte sich mißvergnügt, „Du willst alle guten Dinge für Dich selbst behalten, ist dies auch barmherzig?"

„Mein liebes Kind," sagte Syra besänftigend, „sei nicht böse, es war notwendig, es ganz geheim zu halten."

„Und deshalb darf ich Arme vermutlich nicht einmal zugegen sein?"

„O ja, Cäcilia, Du darfst dabei sein und alles sehen, was Du kannst!" erwiderte Syra lachend.

„Laß es gut sein mit dem Sehen; aber sag' mir, wie wirst Du angezogen sein? Was hast Du dazu in Bereitschaft gesetzt?"

Syra gab ihr eine genaue Beschreibung von dem Kleide und Schleier nach Farbe und Form.

„Wie interessant!" sagte sie. „Und was hast Du dabei zu thun?"

Syra, die sich an Cäciliens ungewöhnlicher Neugierde ergötzte, beschrieb ihr die kurze Ceremonie genau.

„Nun noch eine Frage," fuhr das blinde Mädchen fort, „wann und wo soll dies alles vor sich gehen? Du sagtest, ich dürfe dabei sein, und so muß ich auch die Zeit und den Ort wissen."

Syra teilte ihr mit, daß die heilige Handlung in dem Titel des Pastor bei Anbruch des dritten Tages von heute an stattfinden werde. „Aber was hat Dich so neugierig gemacht, Liebste? Ich habe Dich nie vorher so gefunden, und ich fürchte fast, Du wirst ganz weltlich."

„Ei was," versetzte Cäcilia, „wenn die Leute ihre Geheimnisse für sich haben wollen, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht auch die meinigen haben sollte."

Syra lachte über ihren erkünstelten Ärger, denn sie kannte die demütige Herzenseinfalt des armen Kindes. Sie umarmten sich herzlich und trennten sich. Cäcilia ging stracks zu der gütigen Lucina, denn sie war bei ihr, wie überall, gern gesehen. Kaum sah sie sich vor dieser frommen Matrone, als sie auf sie zuflog, ihr an die Brust fiel und in Thränen ausbrach. Lucina besänftigte und liebkoste sie, und es gelang ihr bald, sie zu beruhigen. Wenige Minuten später war sie wieder heiter und fröhlich und traf offenbar mit der gütigen Dame eine geheimnisvolle Verabredung, über welche diese sich zu freuen schien. Beim Abschiede war sie sehr vergnügt und begab sich nach dem Hospital im Hause der Agnes zu dem Priester Dionysius. Sie fand ihn daheim, warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte so inbrünstig zu ihm, daß er zu Thränen gerührt wurde und freundlich und tröstend zu ihr sprach. Das Te Deum war damals noch unbekannt, aber etwas Ähnliches klang im Herzen des blinden Mädchens, als sie nach ihrer bescheidenen Wohnung ging.

Endlich kam der glückliche Morgen; vor Tagesanbruch war der feierliche Gottesdienst gehalten worden und die Masse der Gläubigen hatte sich zerstreut. Nur diejenigen blieben zurück,

welche an der besonderen heiligen Handlung teilzunehmen hatten oder als Zeugen dazu geladen waren. Dies waren Lucina und ihr Sohn, die bejahrten Eltern der Agnes und Sebastian. Allein Syra schaute sich vergebens nach ihrer blinden Freundin um, sie hatte sich augenscheinlich mit der Menge entfernt, und die gute Sklavin besorgte, sie möchte sie bei ihrer letzten Unterredung verletzt haben.

Die Halle war noch in das Dunkel eines winterlichen Zwielichts gehüllt, wiewohl der glühende Osten draußen einen herrlichen Dezembertag verkündigte. Auf dem Altare brannten wohlriechende Kerzen und ringsherum standen goldene und silberne Lampen von großem Werte, die einen milden Strahlenschimmer auf das Heiligtum warfen. Dem Altare gegenüber, nicht minder ehrwürdig als dieser selbst, stand der noch jetzt im Vatikan aufbewahrte Stuhl des heiligen Petrus. Darauf saß der ehrwürdige Papst, mit dem Stab in der Hand und der Krone auf dem Haupte, und um ihn standen seine Diener, kaum weniger ehrwürdig als er selbst.

Aus dem Dunkel der Kapelle erschollen zuerst die Töne lieblicher Stimmen, wie Engelschöre, die in sanften Harmonien eine Hymne sangen, welche die Gefühle ausdrückte, die später in dem schönen Liede:

„Jesu corona virginum“*)

ihre Wiedergabe fanden.

Dann tauchte in das Licht des Heiligtums die Prozession der bereits Gott geweihten Jungfrauen auf, geführt von den Priestern und Diakonen, welche die Aufsicht über sie hatten. Und in der Mitte derselben erschienen zwei, deren glänzend weiße Gewänder unter den schwarzen Kleidern der anderen desto heller hervorleuchteten. Es waren dies die zwei neuen Postulantinnen, welche, während die übrigen vorbeizogen und auf beiden Seiten eine Reihe

---

*) „Jesu, Du der Jungfrau'n Krone.“

bildeten. von je zwei bereits geweihten Jungfrauen an den Fuß des Altars geleitet wurden, wo sie zu den Füßen des Papstes niederknieten. Ihre Brautjungfern standen daneben, um bei der heiligen Handlung zu assistieren. Jede wurde feierlich gefragt, was sie wünsche, und drückte ihr Verlangen aus, den Schleier zu empfangen und die Pflichten desselben unter der Obhut ihrer Brautjungfern oder Patinnen zu üben; denn wenngleich die Gott geweihten Jungfrauen schon vor dieser Periode angefangen hatten, in Gemeinschaft zu leben, so pflegten doch viele daheim zu wohnen, weil die Verfolgung das Zusammenleben hinderte. Doch war für sie ein besonderer Platz in der Kirche bestimmt, und sie kamen oft zu besonderem Unterrichte und Andachtsübungen zusammen.

Nun hielt der Papst an die jungen Aspirantinnen eine rührende Anrede. Er sagte ihnen, was für ein hoher Beruf es sei, auf Erden das Leben von Engeln zu führen, die „weder heiraten, noch verheiratet werden," denselben keuschen Pfad zum Himmel zu betreten, welchen das menschgewordene Wort für seine eigene Mutter erwählte und, dort angekommen, in die reinen Reihen jener auserwählten Schar aufgenommen zu werden, die dem Lamme folgt, wohin es immer geht. Er verbreitete sich über die Worte des heiligen Paulus, welche dieser über den Vorrang der Jungfräulichkeit über jeden anderen Stand an die Korinther schreibt, und er schilderte ihnen mit tiefem Gefühle das Glück, keine Liebe zu haben auf Erden, als nur eine, welche, anstatt zu erlöschen, sich in der Unsterblichkeit im Himmel ganz erschließt; denn die Seligkeit, bemerkte er, ist nur die erblühte Blume, welche die göttliche Liebe auf Erden trägt.

Nach dieser kurzen Anrede und einer Prüfung der Kandidatinnen zu dieser hohen Ehre schritt der heilige Oberhirte zur Segnung der verschiedenen Teile ihrer Ordenskleidung, indem er dabei Gebete verrichtete, die mit den jetzt üblichen wahrscheinlich ganz gleich lauteten; die Kleider wurden ihnen hierauf von ihren Brautjungfern angezogen. Die neuen Ordensschwestern legten sodann ihr Haupt auf den Altar nieder, zum Zeichen ihrer Selbst-

aufopferung. Im Abendlande wurde aber das Haar nicht abgeschnitten, wie dies im Oriente Brauch ist. Dann wurde jeder ein Blumenkranz auf das Haupt gesetzt, denn obschon es Winter war, so hatten sich doch auf der gutgepflegten Terrasse Fabiolas herrliche, wohlriechende Blumen genug gefunden.

Alles schien beendet, und Agnes, am Fuße des Altars knieend, war regungslos in einer ihrer Verzückungen, unverwandt aufwärts blickend, während Syra, neben ihr niedergebeugt, sich in tiefer Demut wunderte, wie sie einer so großen Gnade würdig befunden werden konnte. So sehr waren beide in ihre Danksagung vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie eine leise Bewegung in der Versammlung entstand, als ob eben etwas Unerwartetes vor sich ginge.

Die wiederholte Frage des Papstes: „Meine Tochter, was suchst Du?" brachte beide wieder zu sich, und ehe sie um sich schauen konnten, fühlte jede ihre Hand ergriffen und hörte von einer wohlbekannten, lieben Stimme die Antwort: „Heiliger Vater, ich wünsche den Schleier zu empfangen, der mich Jesu Christo weiht, meiner einzigen Liebe auf Erden, unter der Obhut dieser zwei heiligen Jungfrauen, die bereits seine glücklichen Bräute sind."

Sie waren von freudiger Rührung überwältigt, denn es war die arme, blinde Cäcilia. Als sie von dem Glücke hörte, das Syra erwartete, war sie, wie wir schon gesehen haben, zu der freundlichen Lucina geeilt, welche ihr den Gedanken eingab, es lasse sich vielleicht doch ermöglichen, daß ihr eine ähnliche Gnade zu teil werde. Lucina versprach, alles Notwendige herbeizuschaffen; nur bestand Cäcilia darauf, daß ihr Kleid gering sein sollte, wie es sich für ein armes Bettelkind gezieme. Der Priester Dionysius brachte ihre Bitte vor den Oberhirten und erlangte ihre Gewährung, und da sie ihre beiden Freundinnen zu Brautjungfern wünschte, so wurde verabredet, daß er sie nach beider Einweihung zum Altare führen sollte. Cäcilia hatte jedoch ihr Geheimnis sorgfältig bewahrt.

Der Segen war gesprochen und Kleid und Schleier angelegt,

als man sie fragte, ob sie einen Blumenkranz mitgebracht habe. Schüchtern zog sie unter ihrem Kleide die Krone hervor, womit sie sich versehen hatte, einen nackten Dornzweig, in einen Kreis gewunden, und bot ihn mit den Worten dar: „Ich habe meinem Bräutigam keine Blumen darzubringen, auch Er trug keine Blumen für mich; ich bin ein armes Mädchen; glaubet Ihr, mein Herr werde sich beleidigt fühlen, wenn ich Ihn bitte, mich zu krönen, wie Er selber gekrönt wurde? Auch stellen die Blumen bei denen, die sie tragen, Tugenden vor, aber mein unfruchtbares Herz hat nichts Besseres hervorgebracht, als diese Dornen."

Sie sah mit ihren blinden Augen nicht, wie ihre beiden Begleiterinnen ihre eigenen Kränze vom Haupte nahmen, um sie ihr aufzusetzen, aber ein Zeichen von dem Oberhirten hinderte sie daran, und als aller Augen vor Rührung feucht wurden, schmückte sich das Haupt der Blinden mit der Dornenkrone, ein Sinnbild dessen, was die Kirche allezeit gelehrt hat, daß die wahre Königin der Tugenden die von Leiden gekrönte Unschuld ist.

Zwölftes Kapitel.

Die nomentanische Villa.

Die nomentanische Straße führt von Rom östlich, und zwischen ihr und der salarischen liegt eine tiefe Schlucht, jenseits welcher auf der Seite des nomentanischen Weges eine anmutige, wellenförmige Landschaft sich ausdehnt. Inmitten derselben erhebt sich malerisch ein runder Tempel und nahe dabei eine schöne Basilika, der heiligen Agnes geweiht. Hier lag die Villa, die ihr gehörte, ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt, und hierher, so war es ausgemacht, sollten die zwei, jetzt die drei Neugeweihten sich begeben, um den Tag in Zurückgezogenheit und stiller Freude zuzubringen. Vielleicht sollten ihnen wenige solche Tage mehr vergönnt sein.

Wir brauchen diesen ländlichen Aufenthalt nicht weiter zu beschreiben; es genügt, wenn wir sagen, daß hier alles Glück und Zufriedenheit atmete. Es war einer jener heiteren Tage, wie sie der römische Winter bietet. Die rauhen Apeninnen waren mit Schnee leicht bedeckt, die Atmosphäre durchsichtig, die Sonne schien warm und der Himmel war wolkenlos. Nur einige graue, leichte Rauchsäulen, die sich von den ländlichen Hütten erhoben, und die blätterlosen Weinreben verkündeten, daß es Winter war. Alle lebenden Wesen schienen die sanfte Herrin des Ortes zu kennen und zu lieben. Die Tauben kamen und setzten sich ihr auf Schulter oder Hand, die Lämmer hüpften aus dem Gehege auf sie zu, sobald sie sich näherte, und nahmen die grünen, duftenden Kräuter, die sie ihnen reichte, mit augenscheinlichem Vergnügen, aber keines erkannte die kindliche Gebieterin so freudig an, als der alte Molossus, der gewaltige Haushund. Neben dem Thore angekettet, war er so wild, daß niemand, als ein paar besonders begünstigte Diener, ihm nahe zu kommen wagte; aber kaum wurde er Agnes gewahr, als er sich niederlegte, mit seinem buschigen Schweife wedelte, und winselte, bis er von der Kette befreit war; denn nun konnte ihm ein Kind nahen. Nie wich er seiner Gebieterin von der Seite, er folgte ihr wie ein Lamm, und wenn sie sich niederließ, so pflegte er zu ihren Füßen zu liegen und ihr ins Gesicht zu schauen, hocherfreut, die Liebkosungen ihrer zarten Hand zu empfangen.

Es war in der That ein friedevoller Tag: bald still und ruhig, sanft und lieblich, wenn die drei von dem Glücke des Morgens miteinander sprachen, und von dem glücklicheren Morgen hoch über dem blauen Himmel, dessen Unterpfand er war; bald wieder heiter und sogar lustig, wenn die beiden Cäcilia wegen des Streiches neckten, den sie ihnen gespielt hatte. Sie lachte herzlich, wie immer, und sagte ihnen, sie habe noch einen besseren Streich mit ihnen vor, sie wolle es ihnen zuvorthun, wenn jener große Morgen anbreche, denn sie beabsichtige, vor ihnen dort die erste zu sein und nicht die letzte.

Fabiola war unterdessen nach der Villa gekommen, um nach dem Tode ihres Vaters Agnes den ersten Besuch abzustatten und ihr für ihre Teilnahme zu danken. Sie hielt aber plötzlich inne, als sie sich der glücklichen Gruppe näherte, denn da sie die beiden erblickte, welche die äußere Herrlichkeit des Himmels sehen konnten, wie sie sich über die dritte beugten, welche den ganzen Glanz desselben in ihrer Seele zu tragen schien, erkannte sie in dieser Scene die Erfüllung ihres Traumes; weil sie sich jedoch nicht unerwartet eindrängen und Agnes allein und nicht mit ihrer Sklavin und einem blinden Mädchen beisammen finden wollte, so wandte sie sich zur Seite, ehe sie bemerkt wurde, und ging nach einem entfernten Teile des Parkes; sie konnte jedoch nicht umhin, sich zu fragen, warum sie nicht ebenso heiter und glücklich sein könne wie diese, warum eine Kluft zwischen ihnen bestünde.

Der Tag sollte indessen nicht ungetrübt vorübergehen, er wäre zu selig gewesen für die Erde. Außer Fabiola war noch eine Person von Rom abgereist, um Agnes einen minder angenehmen Besuch zu machen. Es war dies Fulvius, welcher die Versicherungen des Fabius nicht vergessen hatte, daß seine einnehmenden Manieren und sein glänzender Edelsteinschmuck das schwache Herz des jungen Mädchens bezaubert habe. Er hatte die ersten Tage der Trauer vorübergehen lassen und überdies hatte er Respekt vor dem Hause, wo er einmal so summarisch hinausgeworfen worden war. Nachdem er Gewißheit erlangt, daß Agnes zum ersten Male ohne ihre Eltern oder irgend eine männliche Dienerschaft sich nach ihrer Villa in der Nähe der Stadt begeben hatte, hielt er dies für eine gute Gelegenheit, seine Bewerbung zu fördern. Er ritt zum nomentanischen Thore hinaus und befand sich bald bei der Villa. Er stieg ab, sagte, er wünsche Agnes wegen wichtiger Geschäfte zu sprechen, und wurde nach einigen Schwierigkeiten von dem Thürsteher zugelassen. Dieser wies ihn nach einer Allee, an deren Ende er sie treffen werde. Die Sonne war eben im Abnehmen begriffen und Agnes, deren Begleiterinnen sich etwas entfernt hatten, saß allein an einem heiteren, sonnigen

Plätzchen mit dem alten Molossus zu ihren Füßen. Ein ganz leises Knurren desselben, was in Gegenwart seiner Herrin sonst selten vorkam, veranlaßte sie, von ihrem Geschäfte aufzuschauen, welches darin bestand, aus den Winterblumen, welche die beiden anderen ihr brachten, einen Kranz zu flechten. Sie erhob den Finger, um dem Hunde den lauten Ausdruck instinktmäßigen Widerwillens zu verweisen.

Fulvius kam näher mit ehrerbietigem, aber freieren Benehmen als gewöhnlich, wie einer, der seiner Sache bereits sicher ist.

„Ich bin gekommen, Fräulein Agnes," sagte er, „Euch den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung zu erneuern, und ich konnte keinen besseren Tag wählen; denn einen schöneren oder freundlicheren hätte uns selbst kaum die Sommersonne schenken können."

„Schön und freundlich ist er allerdings für mich gewesen," versetzte Agnes, an die Feier des Morgens denkend, „nie in meinem Leben hat die Sonne mir einen schöneren Tag gebracht — sie kann mir nur noch Einen bringen, der schöner ist."

Fulvius fühlte sich geschmeichelt, da er darin ein Kompliment auf seine Gegenwart erblickte, und antwortete: „Ihr meint ohne Zweifel den Tag Euerer Vermählung mit einem, der vielleicht Euer Herz gewonnen hat."

„Dies ist bereits geschehen," erwiderte sie wie unbewußt, „und dies ist eben sein köstlicher Tag."

„Und wurde dieser Schleier mit dem Kranze in Erwartung dieser glücklichen Stunde auf Euer Haupt gesetzt?"

„Ja, er ist das Zeichen, welches mein Geliebter über mein Angesicht gelegt hat, damit ich keinen anderen Liebhaber außer ihm anerkennen soll." *)

„Und wer ist der Glückliche? Ich war nicht ohne Hoffnung,

---

*) „Posuit signum in faciem meam, ut nullum praeter eum amatorem admittam." Offizium der heiligen Agnes.

daß ich einen Platz in Eueren Gedanken, vielleicht in Euerem Herzen habe, und will derselben noch nicht entsagen."

Agnes schien seine Worte kaum zu hören; in ihrem ganzen Äußeren zeigte sich keine Spur von Schüchternheit oder Furcht, nicht einmal Verlegenheit.

„So fleckenlos ihr Kleid, so rein ihr Inn'res war;
Wer keine Sünde kennt, der fürchtet nicht Gefahr."

Ihr kindliches Angesicht blieb heiter, offen und arglos; ihre Augen, mild strahlend, blickten Fulvius mit einer ernsten Einfalt gerade ins Gesicht, so daß er seinen Blick fast vor ihr niederschlug. Sie erhob sich jetzt mit anmutiger Würde und erwiderte auf jene Frage: „Honig und Milch habe ich von seinen Lippen empfangen und das Blut seiner geschlagenen Wange floß auf die meinige."*)

Sie ist irrsinnig, dachte Fulvius schon, als der begeisterte Ausdruck ihres Gesichtes und die leuchtende Klarheit ihres Auges, womit sie nach einem von ihr allein gesehenen Gegenstande hinschaute, ihn erschreckte. Sie kam im Augenblicke wieder zu sich, und er faßte wieder Mut, fest entschlossen, seine Werbung weiter zu verfolgen.

„Mein Fräulein," fing er an, „Ihr spottet eines Mannes, welcher Euch aufrichtig bewundert und liebt. Ich weiß aus dem glaubwürdigsten Munde, aus dem Munde eines gemeinsamen, nun von uns geschiedenen Freundes, daß es Euch gefallen hat, günstig von mir zu denken und Euch zu äußern, daß Ihr meiner Bewerbung um Euere Hand nicht entgegen wäret. Ich halte nun in allem Ernste darum an; es mag etwas plötzlich und nicht in der gehörigen Form erscheinen, aber ich fühle aufrichtig und herzlich."

„Weiche von mir, Du Speise des Todes," sagte sie mit ruhiger Majestät, „denn ich habe mein Herz schon einem anderen Lieb-

---

*) „Mel et lac ex ejus ore suscepi, et sanguis ejus ornavit genas meas." Ebendaselbst.

haber geweiht. Ihm allein bleib' ich ewig treu; Ihm allein weih' ich mich zum Eigentum mit völliger Hingabe, Ihm, dessen Liebe keusch, dessen Liebkosung rein ist und dessen Bräute nie ihren jungfräulichen Kranz ablegen."*)

Fulvius, welcher sich am Schlusse seiner Anrede auf die Kniee niedergelassen und so diese strenge Zurückweisung veranlaßt hatte, stand mit Ärger und Wut erfüllt auf, als er sich so vollkommen getäuscht sah. „Ist es nicht genug, zurückgewiesen zu werden," sprach er, „nachdem man mich ermutigt hat? Mußt Du auch noch Beleidigungen auf mich häufen, und mir ins Angesicht sagen, daß heute schon ein anderer vor mir dagewesen ist? — Sebastian vermutlich wieder —"

„Wer seid Ihr," rief eine zornige Stimme hinter ihm aus, „daß Ihr es wagt, mit Verachtung den Namen eines Mannes auszsprechen, dessen Ehre unbefleckt und dessen Tugend über allen Tadel erhaben ist, wie sein Mut?"

Fulvius drehte sich um und erblickte Fabiola vor sich, welche, nachdem sie einige Zeit im Garten umhergewandelt war, jetzt ihre Base allein zu finden dachte. Sie hatte ihn plötzlich überrascht und seine letzten Worte noch gehört.

Fulvius schwieg beschämt still, während Fabiola mit edler Entrüstung fortfuhr: „Wer seid Ihr, daß Ihr, nicht zufrieden, schon einmal in das Haus meiner Verwandtin eingedrungen zu sein, um sie zu beleidigen, jetzt auch noch die Unverschämtheit habt, sie in der Abgeschiedenheit ihres ländlichen Aufenthalts zu belästigen?"

„Und wer seid Ihr," entgegnete Fulvius, „daß Ihr Euch herausnehmt, in einem fremden Hause die gebietende Herrin zu spielen?"

---

*) „Discede a me, pabulum mortis, quia jam ab alio amatore praeventa sum." „Ipsi soli servo fidem, ipsi me tota devotione committo." „Quem cum amavero casta sum, cum tetigero munda sum, cum accepero virgo sum." Offizium der heiligen Agnes.

„Eine," versetzte die Dame, „welche bei Euerem ersten Zusammentreffen mit meiner Base gleich Euere Absichten auf ein unschuldiges Kind entdeckte und sich bei Ehre und Gewissen verpflichtet fühlt, denselben entgegenzutreten." Mit diesen Worten nahm sie Agnes bei der Hand und führte sie weg, und Molossus bedurfte eines sanften Schlages — den er von dieser Hand bisher noch nie erhalten — um nicht noch mehr zu thun, als zu knurren, während Fulvius mit den Zähnen knirschend hörbar die Worte murmelte: „Stolze Römerin, Du sollst diesen Tag und diese Stunde bitter bereuen; Du sollst erfahren und fühlen, wie Asien sich rächen kann."

Dreizehntes Kapitel.

Das Edikt.

Als endlich der Tag für die Veröffentlichung des Verfolgungsedikts in Rom gekommen war, fühlte Corvinus die ganze Wichtigkeit des ihm erteilten Auftrages, das Edikt, welches die Ausrottung der Christen und sogar die Vernichtung ihres Namens befahl, auf dem Forum an einem passenden Platze anzuheften. Von Nikomedien war die Nachricht eingelaufen, daß ein tapferer christlicher Soldat, Georgius mit Namen, ein ähnliches kaiserliches Dekret herabgerissen und für seine Kühnheit mannhaft den Tod erlitten hatte. Corvinus war entschlossen, zu verhüten, daß ähnliches auch in Rom vorkomme, denn er fürchtete zu ernstlich die Folgen eines solchen Vorfalls für sich selbst und ergriff deshalb jede mögliche Vorsicht. Das Edikt war in großen Buchstaben auf aneinander geheftete Pergamentblätter geschrieben und diese wurden an ein Brett genagelt, welches an einem Pfeiler befestigt wurde, nicht weit von dem Puteal Libonis, dem Richterstuhl auf dem Forum. Dies geschah jedoch nicht eher, als bis das Forum

menschenleer und die Nacht hereingebrochen war; so sollte das Edikt den Bürgern früh am Morgen in die Augen fallen und auf ihre Gemüter eine um so schrecklichere Wirkung hervorbringen.

Um der Möglichkeit eines nächtlichen Versuchs der Vernichtung des kostbaren Dokumentes vorzubeugen, wußte Corvinus mit derselben listigen Vorsicht, welche die jüdischen Priester ergriffen, um die Auferstehung des Herrn zu verhindern, zur Nachtwache auf dem Forum eine Compagnie der pannonischen Kohorte zu erwirken, eines Corps von Soldaten, die zu den wildesten Völkerschaften des Nordens gehörten, Dacier, Pannonier, Sarmaten und Germanen, deren grobe Gesichtszüge, wildes Aussehen, wirres, rötliches Haar und buschige, rote Bärte ihnen in den Augen der Römer ein fürchterliches Ansehen gaben. Diese Männer konnten kaum lateinisch sprechen, wurden von Offizieren ihres eigenen Landes befehligt und bildeten beim Verfall des Reiches die treuesten Leibgarden der regierenden Tyrannen, welche oft ihre Landsleute waren. Keine Grausamkeit war ihnen zu abscheulich, die sie nicht ausführten, wenn sie von ihren Oberen Befehl dazu erhielten.

Eine Anzahl dieser rohen und immer schlagbereiten Wilden war so verteilt, daß sie jeden Zugang zum Forum bewachten, mit dem gemessenen Befehle, einen jeden zu durchbohren oder niederzuhauen, der ohne die Parole oder das Symbolum zu passieren versuchen würde. Dies letztere wurde jede Nacht von dem Oberbefehlshaber durch seine Tribunen und Centurionen an alle Truppen ausgeteilt; allein um jede Möglichkeit abzuschneiden, daß ein Christ das Losungswort erfahren und diese Nacht davon Gebrauch machen könnte, hatte Corvinus eines gewählt, das, wie er fest überzeugt war, kein Christ gebrauchen würde, nämlich numen imperatorum, „die Gottheit der Kaiser“.

Das Letzte, was er that, war, daß er die Runde machte und jeder Schildwache die strengsten Verhaltungsbefehle gab, ganz besonders dem Soldaten, den er neben das Edikt gestellt hatte; diesen Mann hatte er wegen seiner rohen Körperkraft und gewaltigen

Statur und wegen der besonderen Wildheit seines Charakters zu diesem Posten erwählt. Corvinus gab ihm die strengsten Instruktionen, wie er niemand schonen, sondern jedwede Annäherung zu dem geheiligten Edikte verhüten sollte. Er wiederholte ihm immer wieder die Parole und verließ ihn, von Sabaia*) oder Bier halb benebelt, in dem rein tierischen Bewußtsein, daß es ein eben nicht unliebsames Geschäft sei, vor Tagesanbruch den einen oder den anderen mit dem Speer zu durchbohren oder mit dem Säbel niederzuhauen. Die Nacht war rauh und stürmisch, zuweilen fielen starke Regenschauer, und der Dacier, tief in seinen Mantel gewickelt, schritt auf und ab, indem er manchmal einen langen Zug aus einer verborgenen Flasche that, die eine Flüssigkeit enthielt, welche aus den wilden Beeren der thüringischen Wälder gebrannt sein sollte; in den Zwischenräumen dachte er verdrießlich, nicht an den fernen Wald oder Fluß, wo seine jungen Barbaren vielleicht beim Spiele waren, sondern wie bald es wohl Zeit sein dürfte, dem gegenwärtigen Kaiser die Gurgel abzuschneiden und die Stadt zu plündern.

Währenddem weilten nicht weit davon der alte Diogenes und seine Söhne in ihrem ärmlichen Hause in der Suburra und machten eben Anstalten zu ihrer frugalen Mahlzeit; sie wurden aber durch ein leises Klopfen an der Thüre unterbrochen, worauf ein Druck auf die Thürklinke und der Eintritt zweier junger Männer folgte, welche Diogenes sogleich erkannte und bewillkommte.

„Nur herein, meine edlen jungen Herren; wie gütig von euch, daß ihr meine arme Wohnung so beehret! Ich darf euch kaum von unserem einfachen Mahle anbieten, aber wenn ihr teil-

---

*) „Est autem sabaia ex hordeo vel frumento in liquorem conversis paupertinus in Illyrico potus.“ „Sabaia ist der Trunk der Armen in Illyrien, aus Gerste oder Korn gebraut.“ Ammian. Marcellin., lib. 26. 8, p. 422, ed. Lips.

nehmen wollt, so werdet ihr uns in der That ein christliches Liebesfest bereiten."

„Danke freundlichst, Vater Diogenes," antwortete der ältere von den beiden, Quadratus, Sebastians nerviger Centurio; „Pankratius und ich sind ausdrücklich gekommen, mit Euch zu nacht zu essen, aber jetzt noch nicht; wir haben ein Geschäft in diesem Teile der Stadt, und nachdem dies verrichtet ist, werden wir uns freuen, etwas zu essen. Inzwischen kann einer von Eueren Jungen ausgehen und für uns Proviant holen. Wir müssen etwas Gutes haben und ich wünschte Euch gern mit einem Becher edlen Weines zu erheitern."

Mit diesen Worten gab er seine Börse einem der Söhne, einige bessere Lebensmittel zu holen, als, wie er wußte, die einfache Familie gewöhnlich genoß. Sie setzten sich nieder, und Pankratius, um ein Gespräch in Fluß zu bringen, redete den Alten an: „Guter Diogenes, ich habe Sebastian sagen hören, daß Ihr Euch noch an den glorreichen Martyrtod des Diakon Laurentius erinnern könnt; erzählt mir etwas davon."

„Recht gern," versetzte der Alte. „Es ist jetzt beinahe fünfundvierzig Jahre, seit es geschah,*) und da ich damals älter war, als Ihr jetzt seid, so könnt Ihr denken, daß ich mich an alles noch ganz gut erinnere. Er war wirklich ein schöner Jüngling, wenn man ihn ansah; so mild und freundlich, so heiter und anmutig, und seine Sprache war so sanft und gütig, besonders wenn er mit den Armen redete. Wie liebten sie ihn alle! Ich folgte ihm überall hin, ich stand dabei, als der ehrwürdige Papst Sixtus zum Tode ging, und Laurentius zu ihm trat und ihm so zärtlich, wie ein Sohn seinem Vater Vorwürfe machte, daß er ihm nicht gestatte, sein Gefährte bei seiner eigenen Opferung zu sein, wie er ihm bei dem Opfer des heiligen Leibes und Blutes unseres Herrn gedient habe."

---

*) A. D. 258.

„Das waren herrliche Zeiten, Diogenes, nicht wahr?" fiel der Jüngling ein, „wie entartet sind wir jetzt! Was für ein ganz verschiedenes Geschlecht! Ist's nicht so, Quadratus?"

Der rauhe Krieger lächelte über die edle Aufrichtigkeit dieser Klage und bat Diogenes, fortzufahren.

„Ich sah ihn auch, wie er die reichen Gefäße der Kirche an die Armen verteilte. Wir haben seitdem noch nie etwas so Schönes gehabt. Da waren goldene Lampen und Leuchter, Rauchfässer und Patenen,*) nebst einer ungeheuern Menge geschmolzenen Silbers, und alles wurde an die Lahmen, Blinden und Dürftigen verteilt."

„Aber sagt mir," fragte Pankratius, „wie bestand er seine letzte fürchterliche Qual? Es muß entsetzlich gewesen sein!"

„Ich sah alles," gab der alte Totengräber zur Antwort, „und an einem anderen hätte man das Gräßliche nicht mitansehen können. Man hatte ihn zuerst auf die Folter gelegt und auf mancherlei Art gequält, ohne daß er einen Seufzer hören ließ, als endlich der Richter das fürchterliche Bett oder den Rost herzurichten und zu heizen befahl. Zu sehen, wie sein zartes Fleisch über dem Feuer sich zu Blasen zusammenzog und aufbrach, ganz mit roten, brennenden Wunden bedeckt, die bis aufs Bein einschnitten, wo die eisernen Stangen durchgingen; den Dampf zu sehen, der dicht, wie aus einem Kessel, von seinem Leib aufstieg, und das Feuer unter ihm zischen zu hören, wie er über demselben schmorte, und jeden Augenblick das zitternde Beben zu beobachten, das über die Oberfläche seiner Haut hinlief, die lebhafte Bewegung, welche der Todeskampf jeder einzelnen Muskel gab, und die heftigen, krampfhaften Zuckungen, die seine Glieder verzerrten und zusammenzogen — all das, ich muß es gestehen, war das fürchterlichste Schauspiel, das ich in meinem ganzen Leben erblickt habe; aber wenn man dann in sein Angesicht

---

*) Vgl. den Prudentius, in seiner Hymne auf den heiligen Laurentius.

schaute, so vergaß man alles wieder. Er hatte sein Haupt über dem brennenden Leibe erhoben und wie auf die Betrachtung einer himmlischen Erscheinung gerichtet, gleich seinem Leidensgenossen, dem Diakon Stephanus. Sein Gesicht glühte zwar von der Hitze unten und der Schweiß floß daran herab, aber das Licht, das vom Feuer aufwärts strahlte und durch seine goldenen Locken zog, erzeugte eine Glorie um sein schönes Angesicht, als ob er schon im Himmel wäre. Jeder Zug desselben, heiter und lieblich wie immer, trug das Gepräge der innigsten Sehnsucht, welche sich auch in dem aufwärts gerichteten Blicke des Auges aussprach, so daß man gern mit ihm den Platz gewechselt hätte."

„Das wäre auch mein Wunsch," fiel Pankratius wieder ein, „und sobald als es Gott beliebt. Ich darf mich nicht rühmen, daß ich so standhaft sein könnte wie er; denn er war ein edler, heldenmütiger Levite, während ich noch ein unvollkommener, schwacher Knabe bin. Aber glaubt Ihr nicht, lieber Quadratus, daß uns in jener Stunde eine Kraft verliehen wird, die unserer Prüfung angemessen ist, wie schwer diese auch immer sein mag? Ihr, das weiß ich wohl, würdet alles aushalten, denn Ihr seid ein herzhafter Kriegsmann, an Beschwerden und Wunden gewöhnt, aber ich, ich habe nur ein williges Herz zu geben; glaubt Ihr, daß dies genug sei?"

„Jawohl, mein lieber Knabe," rief der Centurio voll Rührung aus, indem er zärtlich den Jüngling ansah, welcher von seinem Sitze aufgestanden war und seine Hände auf die Schultern des Kriegers gelegt hatte. „Gott wird Dir Kraft geben, wie er Dir bereits Mut verliehen hat. Aber wir dürfen unser Nachtgeschäft nicht vergessen. Hülle Dich in Deinen Mantel und ziehe Deine Toga ganz über den Kopf; so! es ist eine nasse und bitter kalte Nacht. Nun, guter Diogenes, legt mehr Holz aufs Feuer, und laßt uns ein Essen fertig finden, wenn wir wiederkommen; wir werden nicht lange ausbleiben, laßt die Thüre nur angelehnt."

„Geht, geht, meine Söhne," sagte der Alte, „und Gott geleite euch; was ihr immer vorhaben möget, es ist gewiß etwas Löbliches."

Quadratus zog die Chlamis oder den Soldatenmantel fest um sich, und die beiden jungen Leute eilten durch die finsteren Gäßchen der Suburra und schlugen die Richtung nach dem Forum ein. Während ihrer Abwesenheit wurde die Thüre geöffnet mit dem wohlbekannten Gruße: „Gott sei Dank!“ Sebastian trat ein und fragte eilig, ob Diogenes die beiden jungen Leute gesehen habe; denn er hatte von ihrem Vorhaben einen Wink erhalten. Sie würden in einigen Augenblicken erwartet, war die Antwort des Totengräbers.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als man hastige Schritte herannahen hörte; die Thüre wurde aufgestoßen und, nachdem Quadratus und Pankratius eingetreten waren, fest verriegelt.

„Hier ist es,“ sagte der letztere, indem er unter herzlichem Lachen einige zerknitterte Pergamentblätter hervorzog.

„Was?“ fragten alle begierig.

„Nun, das furchtbare Edikt natürlich,“ antwortete Pankratius mit kindlicher Schelmerei; „seht her: Domini nostri Diocletianus et Maximianus, invicti, seniores Augusti, Patres Imperatorum et Caesarum*) u. s. w. Hier fliegt es!“ und damit warf er es in das prasselnde Feuer, während die Söhne des Diogenes einen Reisigbüschel darauf warfen, um es niederzuhalten und das Knistern zu ersticken. Da kräuselte und krümmte es sich nun und schrumpfte zusammen, Buchstabe für Buchstabe, Wort für Wort, das Lob des Kaisers, wie die Lästerung gegen das Christentum, bis alles in eine schwarze Aschenmasse zusammensank.

Und was mochten wohl in wenigen Jahren diejenigen besseres sein, welche dies stolze Edikt erlassen hatten, wenn ihre Leiber auf einem Scheiterhaufen von Cedernholz und Spezereien verbrannt und ihre Asche zusammengesucht war, kaum hinreichend, um eine vergoldete Urne zu füllen? Und was anderes mochte

---

*) Unsere Herren Diokletian und Maximian, die Unüberwindlichen, die älteren Auguste, Väter der Kaiser und Cäsaren.

wohl in einigen weiteren Jahren das Heidentum sein, das man durch jenes Edikt zu retten suchte, als höchstens ein toter Buchstabe und ein ebenso wertloser Haufe Asche, als jetzt auf diesem Herde lag? Und das Reich selbst, welches diese „unbesiegbaren" Auguste durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu stützen suchten, wie sollte es in einigen Jahrhunderten diesem vernichteten Dekrete gleichen! Die Denkmäler seiner Größe sollten in Asche oder Trümmern liegen und laut verkünden, daß es keinen wahren Herrn giebt, als nur Einen, stärker als die Cäsaren, den Herrn der Herren, und daß weder menschliche Weisheit noch menschliche Kraft etwas gegen Ihn vermag!

Etwas Ähnliches dachte vielleicht Sebastian, als er in Gedanken versunken auf die Asche des prahlerischen, grausamen Ediktes blickte, welches jene beiden herabgerissen hatten, nicht aus eitlem Mutwillen, sondern weil es Lästerungen gegen Gott und seine heiligsten Wahrheiten enthielt. Sie wußten, daß, wenn sie entdeckt würden, zehnfältige Martern ihr Los wären; aber die Christen in jenen Tagen frugen danach nicht, wenn das Martertum ihnen vorschwebte und sie sich darauf vorbereiteten: für Christus zu sterben, ob schnell und leicht oder langsam und schmerzhaft, war das Ziel, wonach sie strebten, und, gleich braven Soldaten, die in die Schlacht gehen, dachten sie nicht darüber nach, wo ein Speer oder Schwert sie treffen möchte oder ob ein tödlicher Streich sie sogleich aus dem Leben wegnehmen würde, oder ob sie sich stundenlang auf dem Boden krümmen mußten, verstümmelt oder durchbohrt, um unbeachtet unter einem Haufen anderer Erschlagener eines langsamen Todes zu sterben.

Sebastian gewann bald wieder seine Fassung und wagte kaum, die Vollbringer dieser That zu tadeln. Sie hatte allerdings ihre lächerliche Seite und er fühlte sich aufgelegt, über den Lärm zu lachen, den es geben würde, wenn man am Morgen das Werk der Nacht entdeckte. Von dieser Seite aus betrachtete er denn nun auch die Sache, zumal er sah, wie Pankratius seine Blicke etwas schüchtern auf ihn richtete und sein Centurio ein wenig

verlegen darein sah. So setzten sie sich nach einem herzlichen Lachen heiter zum Mahle nieder, denn es war noch nicht Mitternacht, und die Stunde zum Beginne des Fastens, welches auf den Empfang der heiligen Kommunion vorbereitete, war noch nicht gekommen. Quadratus hatte mit dieser gemeinschaftlichen Mahlzeit den Zweck, einmal, wenn sie überrascht würden, einen scheinbaren Grund für ihr Beisammensein zu haben, und dann wollte er auch die gute Laune seines jüngeren Gefährten und des Diogenes und seiner Söhne aufrecht erhalten, falls sie über die kühne, soeben vollbrachte That sich beunruhigt fühlten; allein die letztere Befürchtung erwies sich als überflüssig. Die Unterhaltung drehte sich bald um Erinnerungen aus Diogenes' Jugend und an die guten alten, glaubenseifrigen Zeiten, wie Pankratius dieselben nannte. Sebastian begleitete seinen Freund nach Hause und nahm dann einen Umweg, um das Forum zu vermeiden, worauf er seine eigene Wohnung aufsuchte. Hätte jemand in dieser Nacht Pankratius gesehen, als er in seinem Zimmer Anstalten machte, sich zur Ruhe zu begeben, so würde er bemerkt haben, wie er dann und wann ein Lachen über ein sonderbares, aber ergötzliches Abenteuer nicht unterdrücken konnte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Entdeckung.

Beim ersten Morgengrauen war Corvinus auf und ging, trotz des unfreundlichen Wetters, gerade auf das Forum zu. Er fand die Außenwachen auf ihren Posten und eilte zu dem Hauptgegenstande seiner Sorge. Es würde vergeblich sein, wenn wir versuchen wollten, sein Erstaunen und seine Wut zu beschreiben, als er das leere Brett sah mit nur einigen Fetzen Pergament, die an den Nägeln hängen geblieben, und daneben in unbekümmerter Sorglosigkeit seine dacische Schildwache.

Er wäre derselben gern an die Kehle gesprungen, wie ein Tiger, wenn er nicht in dem blinzelnden Auge des Barbaren etwas von dem scheelen Blicke der Hyäne bemerkt hätte, was ihm riet, es lieber bleiben zu lassen; aber sogleich brach er in den leidenschaftlichen Ausruf aus: „Schlingel, wie ist das Edikt verschwunden? Sag' mir es gerade heraus!"

„Sachte, sachte, Herr Kornweiner!" antwortete der unverwüstliche Nordländer, „es ist da, wie Ihr es in meiner Obhut gelassen habt."

„Wo, Du Pinsel? Komm' und sieh' her."

Der Dacier ging hin und blickte nun zum ersten Male auf das Brett; nachdem er es einige Augenblicke angeschaut hatte, rief er aus: „Nun, ist das nicht das Brett, das Ihr letzte Nacht aufgehängt habt?"

„Ja, Du Dummkopf; aber es war etwas darauf befestigt, was jetzt fort ist. Das war es, was Du zu bewachen hattest."

„Ja, Hauptmann, was das Schreiben anlangt, so weiß ich nichts davon, bin nie in einer Schule gewesen; aber da es die ganze Nacht geregnet hat, so wird die Schrift wohl weggewaschen worden sein."

„Und da der Wind wehte, so wird er vermutlich das Pergament, worauf die Schrift stand, weggeblasen haben."

„Ohne Zweifel, Herr Kornweiner, Ihr habt ganz recht."

„Bursche, dies ist keine Sache zum Spassen. Sag' mir sogleich, wer kam letzte Nacht hierher?"

„Nun, zwei kamen her."

„Was für zwei?"

„Zwei Zauberer oder Kobolde, oder etwas Schlimmeres."

„Rede mir keinen solchen Unsinn vor!" — Des Daciers Auge blitzte wieder.

„Nun, sag' mir, Arminius, was für Leute es waren und was sie thaten!"

„Ei, einer von ihnen war nur ein Bube, hoch und schmächtig gewachsen; der ging um den Pfeiler herum und hat das Ding,

das Ihr vermißt, vermutlich weggenommen, während ich mit dem anderen beschäftigt war."

„Und was war das für einer? Wie sah er aus?"

Der Soldat sperrte Augen und Maul auf, stierte Corvinus einige Augenblicke an und sagte dann mit einer Art stupider Feierlichkeit: „Wie er aussah? Nun, wenn er nicht der Gott Thor selbst war, so war er nicht weit davon; ich fühlte nie eine solche Stärke."

„Was that er, um sie Dir zu zeigen?"

„Zuerst begann er ganz freundlich zu plaudern, fragte mich, ob es nicht sehr kalt sei und dergleichen. Endlich fiel es mir ein, daß ich jeden, der mir nahe käme, zu durchbohren hätte —"

„Ganz recht," unterbrach ihn Corvinus, „und warum thatest Du das nicht?"

„Einfach, weil er es mir nicht erlaubte; ich sagte ihm, er solle sich fortmachen oder ich werde ihn spießen, und ging einige Schritte zurück, um meinen Wurfspieß auszulegen, er aber wand mir ihn, ich wußte nicht wie, ganz ruhig aus der Hand, brach ihn über seinem Knie ab, als ob er ein hölzerner Stecken gewesen wäre, und schleuderte das eisenbeschlagene Stück in den Boden, wo Ihr es noch seht, fünfzig Ellen weit."

„Warum stürztest Du denn nicht mit dem Schwerte auf ihn los und machtest ihm sogleich den Garaus? Aber wo ist denn Dein Schwert? Es ist ja nicht in der Scheide."

Der Dacier deutete mit einfältigem Grinsen auf das Dach der nahen Basilika: „Seht Ihr es nicht dort auf den Ziegeln im Morgenlichte glänzen?" Corvinus schaute hin und sah wirklich etwas, was einem solchen Gegenstande glich, aber er wollte kaum seinen Augen trauen.

„Wie kam es dorthin, Du dummer Tölpel?" fragte er.

Der Soldat strich sich den Schnurrbart in drohender Weise, was bewirkte, daß Corvinus seine Frage höflicher wiederholte, und gab dann zur Antwort:

„Er, oder es, was es nun gewesen sein mag, wand mir ohne

Anstrengung, wahrscheinlich durch eine Art Zauberei, das Schwert aus der Hand und schleuderte es dahin, wo Ihr es seht, so leicht, als ich eine Wurfscheibe zwölf Ellen weit werfe."

„Und dann?"

„Und dann gingen er und der Bube, welcher wieder um den Pfeiler herumkam, in der Finsternis davon."

„Was für eine sonderbare Geschichte!" murmelte Corvinus bei sich selbst; „und doch sind Beweise da für die Erzählung des Kerls. Nicht jeder könnte diese kühne That verübt haben. Aber höre, Bursche, warum machtest Du keinen Lärm und riefest die anderen Wachen nicht zur Verfolgung auf?"

„Erstens, Meister Kornweiner, weil wir in meinem Lande wohl mit Menschen fechten, aber nicht hinter Kobolden herjagen; und zweitens, wozu das auch? Ich sah ja, daß sich das Brett, das ich bewachen sollte, noch an seiner Stelle befand."

„Einfältiger Barbar!" brummte Corvinus zwischen den Zähnen; dann setzte er laut hinzu: „Dies wird Dir übel bekommen, Du weißt, es ist ein Kapitalverbrechen."

„Was ist's?"

„Nun, daß Du einen Mann auf Dich zukommen und mit Dir sprechen ließest, ohne daß er Dir die Parole gab."

„Sachte, Hauptmann! wer sagt, daß er sie nicht gab? Ich sagte es nicht."

„Gab er sie, so konnte es kein Christ sein."

„O ja, er kam heran und sagte ganz deutlich: Nomen Imperatorum."*)

„Was?" brüllte Corvinus.

„Nomen Imperatorum."

„Numen Imperatorum war die Losung!" schrie der Römer in Wut.

„Nomen oder Numen, ist ganz einerlei, denke ich; ein Buchstabe kann da keinen Unterschied machen. Ihr heißt mich

*) Der Name der Kaiser.

Arminius und ich nenne mich Hermann, und beides bedeutet dasselbe. Wie sollte ich auch Euere feinen Sprachunterschiede kennen?"

Corvinus war über sich selbst ärgerlich, denn er sah nun ein, um wie viel besser er seinem Zwecke gedient hätte, wenn er lieber einen schlauen Prätorianer auf den Posten gestellt haben würde, anstatt eines einfältigen wilden Ausländers. „Nun," sprach er in der schlimmsten Laune, „Du wirst beim Kaiser all dies zu verantworten haben, und Du weißt, er ist nicht gewohnt, über Dienstverletzungen hinwegzusehen."

„Seht, Herr Krummbeiner," versetzte der Soldat mit einem dummpfiffigen Blicke, „was das anlangt, so geht das Euere Haut so gut wie meine an (Corvinus wurde blaß, denn er sah ein, daß dies richtig war), und Ihr müßt etwas ersinnen, um mich zu retten, wenn Ihr Euch selbst retten wollt. Euch hat der Kaiser verantwortlich gemacht für das — wie heißt Ihr es denn — dieses Brett?"

„Du hast recht, mein Freund, ich muß angeben, Du seiest von einem starken Haufen angegriffen und auf Deinem Posten getötet worden. Schließ' Dich deshalb auf einige Tage in Dein Quartier ein, und Du sollst da Bier genug haben, bis das Ding verraucht ist."

Der Soldat ging davon und verbarg sich. Einige Tage darauf wurde der Leichnam eines augenscheinlich ermordeten Daciers von der Tiber ans Ufer gespült; man glaubte, er sei bei einem Streite in der Trunkenheit hineingefallen, und bekümmerte sich weiter nicht darum. Die Thatsache verhielt sich allerdings so, aber Corvinus hätte den besten Aufschluß von dem Hergange geben können. Ehe er den schlimmen Platz auf dem Forum verließ, hatte er den Boden sorgfältig nach Spuren der kühnen That untersucht und dicht bei der Stelle, wo das Edikt gehangen, ein Messer gefunden, das er sich erinnerte in der Schule im Besitze eines seiner Kameraden gesehen zu haben. Er nahm es an sich und eilte davon, um sich eine andere Abschrift des Dekretes zu verschaffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Erklärungen.

Als es Morgen geworden war, strömten Menschenscharen von allen Seiten nach dem Forum, begierig, das fürchterliche, so lange angedrohte Edikt zu lesen; allein da sie nur ein leeres Brett fanden, gab es einen allgemeinen Aufruhr. Einige bewunderten den Mut der Christen, die man im allgemeinen für so feig hielt, andere waren empört über die Frechheit einer solchen Handlung; einige spöttelten über die bei der Proklamation beteiligten öffentlichen Diener, andere ärgerten sich, daß die erwartete Freude des Tages verschoben werden möchte.

In den ersten Morgenstunden wurde an allen öffentlichen Vergnügungsorten der Stadt das gleiche Thema besprochen. In den großen antoninischen Thermen unterhielt sich eben eine Gruppe regelmäßiger Besucher darüber. Es waren da Scaurus, der Advokat, und Proculus und Fulvius und der Philosoph Calpurnius, welcher mit einigen muffigen Büchern beschäftigt schien, und mehrere andere.

„Das ist eine seltsame Geschichte mit dem Edikt!" sagte einer.

„Sagt lieber, es ist ein hochverräterischer Frevel gegen die göttlichen Kaiser," antwortete Fulvius.

„Wie geschah es denn?" fragte ein dritter.

„Habt Ihr nicht gehört," sagte Proculus, „daß der dacische Gardist, welcher bei dem Puteal auf dem Posten stand, erstochen gefunden wurde, mit siebenundzwanzig Dolchwunden, von denen neunzehn tödlich waren?"

„Nein, dies ist ein ganz falsches Gerücht," unterbrach ihn Scaurus; „es geschah nicht durch Gewalt, sondern rein durch Zauberei. Zwei Weiber kamen auf den Soldaten zu, welcher mit seiner Lanze die eine durch und durch rannte, so daß die

Lanze auf der anderen Seite im Boden stecken blieb. Das Weib hatte jedoch keinerlei Verwundung und nun hieb der Soldat mit seinem Schwerte auf die andere ein, aber er hätte ebensogut auf Marmor schlagen können; sie streute eine Prise Pulver über ihn und er flog in die Luft; man fand ihn eingeschlafen und unverletzt diesen Morgen auf dem Dache der ämilianischen Basilika. Ein Freund von mir, welcher früh ausgegangen war, sah die Leiter noch stehen, mittels welcher man ihn herabbrachte."

„Wunderbar!" riefen viele aus, „was für außerordentliche Leute müssen diese Christen sein!"

„Ich glaube kein Wort davon," bemerkte Proculus; „es giebt keine solche Macht in der Magie, auch sehe ich nicht ein, warum gerade diese elenden Menschen dieselbe in höherem Maße besitzen sollten, als Leute, die besser sind als sie. Kommt, Calpurnius," fuhr er fort, „legt das alte Buch hin und belehrt uns über diese Fragen. Ich bekam von Euch eines Tages nach dem Essen mehr über diese Christen zu hören, als vorher in meinem ganzen Leben. Was für ein merkwürdiges Gedächtnis müßt Ihr haben, daß Euch die Genealogie und Geschichte dieses barbarischen Volkes so gegenwärtig ist. Haltet Ihr das, was uns Scaurus soeben sagte, für möglich oder nicht?"

Calpurnius äußerte sich mit großem Bombaste, wie folgt:

„Es ist kein Grund vorhanden, so etwas für unmöglich zu halten; denn die Macht der Magie hat keine Grenzen. Um ein Pulver zu präparieren, das einen Mann in die Luft fliegen machen würde, wäre es nur nötig, einige Kräuter zu finden, in welchen die Luft über die anderen drei Elemente prädominiert. Dergleichen sind z. B. Bohnen oder Linsen, wie Pythagoras lehrte. Diese gesammelt, wenn die Sonne in der Libra steht, deren Natur es ist, selbst schwere Dinge in der Luft im Gleichgewichte zu halten, nämlich in dem Augenblicke der Konjunktion mit Merkur (einer geflügelten Macht, wie Ihr wißt), und von einem geschickten Magier durch gewisse mysteriöse Worte gekräftigt, dann zu Pulver gestoßen in einem Mörser aus einem Aërolithen

oder einem Steine, der in den Himmel flog und wieder herabkam — das würde ohne Zweifel, wenn richtig angewendet, eine Person fähig machen oder sogar zwingen, in die Luft zu fliegen. Es ist ja wohl bekannt, daß die thessalischen Hexen zum Vergnügen durch die Wolken reiten, was nur durch solch ein Zaubermittel geschehen kann. — Was nun die Christen betrifft, so werdet Ihr Euch erinnern, fürtrefflicher Proculus, daß ich in dem Berichte, worauf anzuspielen Ihr mir die Ehre erwieset — wenn ich mich recht entsinne, war es an der Tafel des vergötterten Fabius — daß ich also in jenem Berichte erwähnt habe, die Sekte sei ursprünglich aus Chaldäa gekommen, einem Lande, das im Rufe geheimer Künste stand; allein wir haben über diesen Gegenstand einen höchst wichtigen Beweis aus der Geschichte. Es ist ausgemacht, daß hier in Rom ein gewisser Simon, den man zuweilen Simon Petrus und zu anderen Malen Simon Magus hieß, wirklich vor dem Publikum in die Luft flog; allein da ihm sein Zauber aus dem Gürtel schlüpfte, so fiel er herab und brach beide Beine, daher er auch mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt werden mußte."

„Dann sind alle Christen notwendig Zauberer?" fragte Scaurus.

„So ist es; es bildet einen Teil ihrer Religion. Sie glauben, daß ihre Priester eine ganz außerordentliche Gewalt über die Natur haben. So z. B. meinen sie, dieselben könnten die Leiber der Leute im Wasser baden, und ihre Seelen erlangen dadurch wunderbare Kräfte, welche sie, wenn sie gleich Sklaven sind, über ihre Herren und die göttlichen Kaiser selbst erhebt."

„Schrecklich!" riefen alle aus.

„Ferner," fuhr Calpurnius fort, „wissen wir alle, was für ein fürchterliches Verbrechen einige von ihnen letzte Nacht begangen haben, indem sie ein erhabenes Dekret der kaiserlichen Gottheiten herabrissen; selbst angenommen (was die Götter verhüten mögen), daß sie ihre Frechheit noch weiter trieben und einen verräterischen Angriff auf das geweihte Leben der Kaiser machten, so glauben sie, daß sie nur zu einem ihrer Priester zu gehen brauchen, um das Verbrechen zu bekennen und um Verzeihung zu

bitten, und wenn er sie erteilt, so sehen sie sich als ganz schuldlos an.

„Fürchterlich!“ rief die ganze Gesellschaft.

„Eine solche Lehre,“ sagte Scaurus, „ist unvereinbar mit der Sicherheit des Staates. Ein Mensch, welcher denkt, er könne von einem anderen wegen jedes Verbrechens Verzeihung erhalten, ist fähig, das Schlimmste zu begehen.“

„Und dies,“ bemerkte Fulvius, „ist ohne Zweifel die Ursache dieses neuen und fürchterlichen Ediktes. Nach dem, was Calpurnius uns über diese verzweifelten Leute gesagt hat, kann kein Gesetz streng genug gegen sie sein.“

Fulvius hatte Sebastian, welcher während der Unterhaltung eingetreten war, scharf ins Auge gefaßt und redete ihn nun mit besonderem Nachdrucke an: „Und Ihr, Sebastian, denkt ohne Zweifel auch so, nicht wahr?“

„Ich meine,“ versetzte dieser gelassen, „wenn die Christen so schändliche Zauberer sind, wie sie Calpurnius beschreibt, so verdienen sie vom Angesichte der Erde vertilgt zu werden; allein auch in diesem Falle möchte ich noch einen Vorbehalt zu ihren Gunsten machen.“

„Und was ist dies für ein Vorbehalt?“ fragte Fulvius höhnisch.

„Daß niemand an ihrer Vernichtung sollte teilnehmen dürfen, der nicht beweisen könnte, daß er selbst nie ein Ehebrecher, ein Erpresser, ein Betrüger, ein Trunkenbold, ein schlechter Ehegatte oder Vater, ein Schwelger oder ein Dieb gewesen ist; denn wegen dergleichen Verbrechen klagt ja niemand die armen Christen an.“*)

Fulvius schlug bei der Aufzählung dieser Laster, und noch mehr vor dem heiter zürnenden Blicke Sebastians die Augen nieder; bei dem Worte „Dieb“ fuhr er auf. Hatte der Krieger ihn die Schärpe im Hause des Fabius aufheben sehen? Mochte

---

*) Siehe Lucians Anrede an den Richter bei Ptolemäus' Verurteilung im Beginne der zweiten Apologie Justins, oder in Ruinarts Acta sincera, vol. I. p. 120.

es sein oder nicht, der Widerwille, den er gegen Sebastian bei ihrer ersten Zusammenkunft gefaßt hatte, reifte bei ihrer zweiten Begegnung schnell zum Hasse, und in diesem Herzen konnte der Haß nur mit Blut gestillt werden.

Sebastian ging hinaus, und seine Gedanken machten sich in dem oft zum Himmel gesandten Gebete Luft: „Wie lange, o Herr! wie lange? Wie können wir die Bekehrung so vieler, geschweige die Bekehrung dieses großen Reiches zur Wahrheit hoffen, so lange es selbst ehrbare und gelehrte Männer giebt, die jede gegen uns geschleuderte Verleumdung glauben, von Geschlecht zu Geschlecht jede Fabel und Erdichtung über uns sorgfältig aufbewahren und sich sogar weigern, unsere Lehren zu untersuchen, weil sie es sich einmal in den Kopf gesetzt haben, daß dieselben falsch und verächtlich seien?"

Er sprach laut, weil er sich allein glaubte. Da ließ sich eine liebliche Stimme neben ihm vernehmen: „Guter Jüngling, wer Du auch sein magst, — und mich dünkt, ich kenne Deine Stimme — vergiß nicht, daß der Sohn Gottes dem finsteren Auge des Leibes Licht gab, indem er es mit Kot bestrich, der in des Menschen Hand den Sehenden nur blind gemacht haben würde. Wir müssen wie Staub unter seinen Füßen sein, wenn wir das Mittel in seiner Hand werden wollen, um die Augen der menschlichen Seelen zu erleuchten. Wir wollen uns noch eine Weile in Geduld mit Füßen treten lassen; vielleicht daß sogar aus unserer Asche der Funke kommt, der das Licht entzündet."

„Dank Dir, Dank, Cäcilia," sagte Sebastian, „für Deine gerechte und freundliche Zurechtweisung. Wohin hüpfest Du so munter an diesem Tage der Gefahr?"

„Wißt Ihr nicht, daß ich zur Führerin in dem Kirchhofe des Callistus ernannt worden bin? Ich bin gerade im Begriffe, mein Amt anzutreten. Betet, daß ich die erste Blume in dem kommenden Frühlinge sein möge."

Und mit diesen Worten wollte sie fröhlich singend weiter gehen; aber Sebastian bat sie, einen Augenblick zu warten.

Sechzehntes Kapitel.

Der Wolf im Schafstalle.

Nach dem Abenteuer der Nacht hatten unsere jungen Freunde nicht viel Zeit zur Ruhe. Lange vor Tagesanbruch sollten die Christen sich in ihren verschiedenen Pfarrkirchen versammeln, so daß sie sich vor Eintritt der Tageshelle wieder zerstreuen könnten. Es sollte ihre letzte Versammlung daselbst sein. Die Oratorien mußten geschlossen werden, und der Gottesdienst hatte von diesem Tage an in den unterirdischen Kirchen der Katakomben zu beginnen. Man konnte allerdings nicht erwarten, daß selbst an Sonntagen alle imstande sein würden, mit Sicherheit einige Meilen weit über die Thore hinauszugehen.*) In diesen unruhigen Zeiten wurde deshalb den Gläubigen das große Vorrecht eingeräumt, die heilige Eucharistie in ihren Häusern aufzubewahren und sich am Morgen, „ehe sie andere Speise zu sich nahmen," wie Tertullian sagt, die heilige Kommunion selbst zu reichen.**)

Die Gläubigen fühlten sich nicht als Schafe, die zur Schlachtbank gehen, noch als Verbrecher, die sich zur Hinrichtung vorbereiten, sondern als Soldaten, welche sich zum Kampfe rüsten. Ihre Waffe, ihre Speise, ihre Stärke und ihren Mut — alles fanden sie am Tische ihres Herrn. Selbst die Lauen und Furchtsamen schöpften aus dem Brote des Lebens frische Kraft. In den Kirchen waren, wie man noch jetzt in den Katakomben sehen kann, Stühle für die Bußpriester oder Beichtväter aufgestellt, vor welchen der Sünder kniete, seine Sünden beichtete und die Los-

*) Es gab einen Kirchhof, ad sextum Philippi genannt, welcher sechs Meilen von Rom entfernt gewesen sein soll; viele aber waren drei Meilen weit vom Innern der Stadt.

**) Ad Uxorem lib. 2. c. 5.

sprechung empfing. Zu Zeiten, wie die jetzige, wurden die Satzungen der Buße gemildert und ihre Dauer abgekürzt, und die ganze Nacht war die eifrige Geistlichkeit beschäftigt, ihre Herde auf die Kommunion vorzubereiten, die für manche ihre letzte auf Erden sein sollte.

Wir brauchen den Leser nicht zu erinnern, daß die heilige Messe damals dem Wesen nach und in vielen Einzelheiten dieselbe war, wie wir sie noch jetzt am katholischen Altare täglich gefeiert sehen. Nicht nur sah man sie schon damals als das Opfer des heiligen Leibes und Blutes unseres Herrn an; nicht nur war die Aufopferung, die Konsekration, die Kommunion die gleiche, sondern viele Gebete waren ganz dieselben wie heute, so daß der Katholik, welcher sie hört, und noch mehr der Priester, der sie in der Sprache der Katakomben vorliest, sich in thätiger und lebendiger Gemeinschaft mit den Märtyrern fühlen kann, welche diese erhabenen Mysterien feierten, und mit jenen, die denselben anwohnten.

Als bei der feierlichen Gelegenheit, von welcher wir eben sprachen, der Augenblick zum Friedenskusse kam — eine aufrichtige Umarmung brüderlicher Liebe, konnte man Schluchzen hören und heftiges Weinen, denn es war für manche ein Abschiedskuß. Mancher Jüngling hing am Halse seines Vaters, ohne zu wissen, ob nicht dieser Tag sie trennen werde, bis sie miteinander mit ihren Palmzweigen im Himmel wiedertrafen. Und wie mochten Mütter ihre Töchter an den Busen drücken in der Inbrunst jener neuen Liebe, welche die Furcht vor einer langen Trennung entzündete! Dann kam die Kommunion, feierlicher als gewöhnlich, mit mehr Andacht und tieferer Stille. „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi," sprach der Priester zu jedem, dem er die heilige Speise darbot. „Amen," erwiderte der Empfänger mit dem innigsten Ausdrucke des Glaubens und der Liebe. Dann hielt er in seiner Hand ein orarium oder weißleinenes Tuch hin und empfing darin einen Vorrat vom Brote des Lebens, das für ihn bis zu einem künftigen Liebesmahle hinreichen konnte. Dies

Tuch wurde höchst sorgfältig und ehrerbietig zusammengefaltet und in den Busen gelegt, oft noch in eine zweite, kostbarere Hülle eingeschlagen oder sogar in einem goldenen Kästchen aufbewahrt.*) Jetzt bedauerte die arme Syra zum ersten Male den Verlust ihrer reich gestickten Schärpe, die sie schon vorher den Armen gegeben haben würde, hätte sie dieselbe nicht für einen solchen Gebrauch und für eine solche Gelegenheit absichtlich aufbewahrt. Von ihrer Herrin hatte sie nie einen Gegenstand von Wert angenommen ohne die Bedingung, daß sie darüber nach eigenem Belieben verfügen könnte, d. h. zu milden Gaben.

Die verschiedenen Versammlungen der Andächtigen waren auseinandergegangen, noch ehe die Verhöhnung des Ediktes bekannt war, aber sie wollten in den Katakomben wieder zusammenkommen. Die häufigen Zusammenkünfte des Torquatus mit seinen beiden heidnischen Bundesgenossen in den Bädern des Caracalla waren von dem Capsarius und seiner Frau, wie wir bereits erwähnten, genau beobachtet worden; Viktoria hatte sogar von dem Komplotte der drei gehört, am Tage nach der Publikation des Ediktes den Kirchhof des Callistus zu überfallen. Die Christen glaubten sich deshalb am ersten Tage noch sicher und benützten dies, die Kirchen in den Katakomben durch einen feierlichen Gottesdienst einzuweihen, welche, nachdem man sie jahrelang nicht mehr gebraucht hatte, von den Fossores wieder instandgesetzt, frisch gemalt und mit allen Erfordernissen zum Gottesdienste versehen worden waren.

Nachdem Corvinus sich von seinem ersten Schrecken erholt

---

*) Als der vatikanische Friedhof im Jahre 1571 untersucht wurde, fand man daselbst zwei kleine viereckige goldene Gefäße mit einem Ringe oben am Deckel. Diese uralten heiligen Gefäße sollen nach der Meinung Bottaris dazu gedient haben, die heilige Eucharistie um den Hals zu tragen (Roma subterranea, tom. I. fig. 11), und Pelliccia belegt dies durch viele Gründe. (Christianae, Eccl. Politia, tom. III. p. 20.)

und so schnell als möglich eine andere, obwohl nicht so große Abschrift des Ediktes wieder angeheftet hatte, begann er die ernsten Folgen zu erwägen, welche der Zorn seines kaiserlichen Gebieters für ihn haben könnte. Der Dacier hatte recht, er (Corvinus) mußte Rechenschaft wegen des verlorenen Ediktes geben. Er hielt es daher für notwendig, noch an demselben Tage etwas zu thun, was seine Schmach verwischen könnte, ehe er dem Kaiser wieder unter die Augen trat. Und so beschloß er denn, den auf den folgenden Tag beabsichtigten Angriff des Kirchhofes jetzt gleich auszuführen.

Er begab sich, noch in der Morgenfrühe, nach den Bädern, wo Fulvius mit Torquatus, den er nie aus den Augen ließ, ihn zu einer Besprechung erwartete. Hier entwarf das würdige Kleeblatt seine Pläne. Corvinus, von dem Apostaten geleitet, sollte an der Spitze einer auserwählten Schar Soldaten, die zu seiner Verfügung standen, in den Kirchhof des Callistus einfallen, und den Klerus und die vornehmsten Christen heraustreiben, während Fulvius mit einer anderen Abteilung draußen dieselben abfangen, ihnen den Rückzug abschneiden und sich der wichtigsten Personen, namentlich des Papstes und der höheren Geistlichkeit versichern sollte, die er nach seinem Besuche bei der Ordination leicht wieder erkennen mußte. Dies war sein Plan. „Laß die Thoren," sprach er bei sich selbst, „die Rolle der Maulwürfe unter dem Boden spielen, ich will draußen der Jäger sein."

Viktoria vernahm in dem abgelegenen Zimmer, wo die Beratung stattfand, genug, um sich mit Abstäuben und Putzen zu thun zu machen, ohne sich merken zu lassen, daß sie eine aufmerksame Zuhörerin war. Sie teilte Cucumio alles mit, und dieser, nachdem er sich nachdenklich am Kopfe gekratzt, ersann einen merkwürdigen Plan, die gemachte Entdeckung an den rechten Ort zu brngen.

Nachdem Sebastian in der Frühe dem Gottesdienste beigewohnt, hatte er sich, weil sein Dienst im Palaste ihn verhinderte, zu dem Kömetrium zu gehen, der allgemeinen Sitte gemäß

nach den Bädern begeben, um seine Glieder zu erfrischen, und auch um jeden Argwohn von sich abzulenken, welchen seine Abwesenheit an diesem Morgen hätte erregen können. Während er im Bade war, schrieb der alte Capsararius wie Cucumio sich selbst auf seiner im voraus verfaßten Grabschrift genannt hatte, auf ein Stückchen Pergament alles nieder, was sein Weib über den beabsichtigten Überfall gehört hatte, und vergaß natürlich nicht beizufügen, daß man sich der Person des Papstes bemächtigen wolle. Das beschriebene Pergamentstückchen befestigte er mit einer Nadel inwendig an die Tunika Sebastians, welche ihm übergeben war. Er bediente sich der schriftlichen Mitteilung, weil er in Gegenwart anderer nicht mit ihm zu sprechen wagte.

Nach dem Bade ging Sebastian in die Halle, wo die Ereignisse des Morgens besprochen wurden und wo Fulvius wartete, bis Corvinus ihn benachrichtigen würde, daß alles bereit sei. Beim Hinausgehen fühlte er etwas auf der Brust, was ihn stach; er untersuchte seine Kleider und fand das Blatt. Es war ungefähr in eben so schönem Latein geschrieben, wie Cucumios Grabschrift; allein er entnahm genug daraus, um seine Schritte nach der appischen Straße, anstatt nach dem Palatinus zu richten, und den in dem Kirchhofe versammelten Christen diese Nachricht mitzuteilen. Da er jedoch einen flinkeren und sicheren Boten in dem armen, blinden Mädchen fand, welche weniger Aufmerksamkeit erregen würde, so gab er ihr das Billet, nachdem er mit Feder und Tinte, die er bei sich trug, einige Worte beigefügt hatte, und hieß sie dasselbe so schnell als möglich zu bestellen. Allein kaum hatte er die Bäder verlassen, als Fulvius die Nachricht bekam, daß Corvinus und sein Trupp quer über die Felder nach dem bezeichneten Orte eilten, um Verdacht zu vermeiden. Fulvius bestieg sogleich sein Pferd, und ritt längs der Hochstraße hin, während Sebastian auf einem Nebenwege dem blinden Mädchen seine Botschaft anvertraute.

Als wir Diogenes und seine Gesellschaft durch die Katakomben begleiteten, gelangten wir nicht bis zu der unterirdischen Kirche,

weil Severus dieselbe dem Torquatus nicht verraten wollte. In dieser Kirche war nun die christliche Gemeinde unter ihrem Oberhirten versammelt. Dieselbe war nach dem Systeme aller solcher Aushöhlungen angelegt, denn ein Gebäude können wir sie kaum nennen.

Der Leser denke sich zwei der schon früher beschriebenen cubicula oder Kammern, eine auf jeder Seite einer Galerie oder eines Ganges, so daß ihre Thüren oder vielmehr weiten Eingänge einander gegenüberliegen. Am Ende der einen dieser Kammern findet sich ein arcosolium oder ein Altargrab, und die Vermutung liegt nahe, daß in dieser Abteilung die Männer unter der Aufsicht der ostiarii,*) und in der anderen die Frauen unter den Diakonissinnen sich versammelten. Diese Trennung der Geschlechter beim Gottesdienste ward in der ältesten Kirche streng beobachtet.

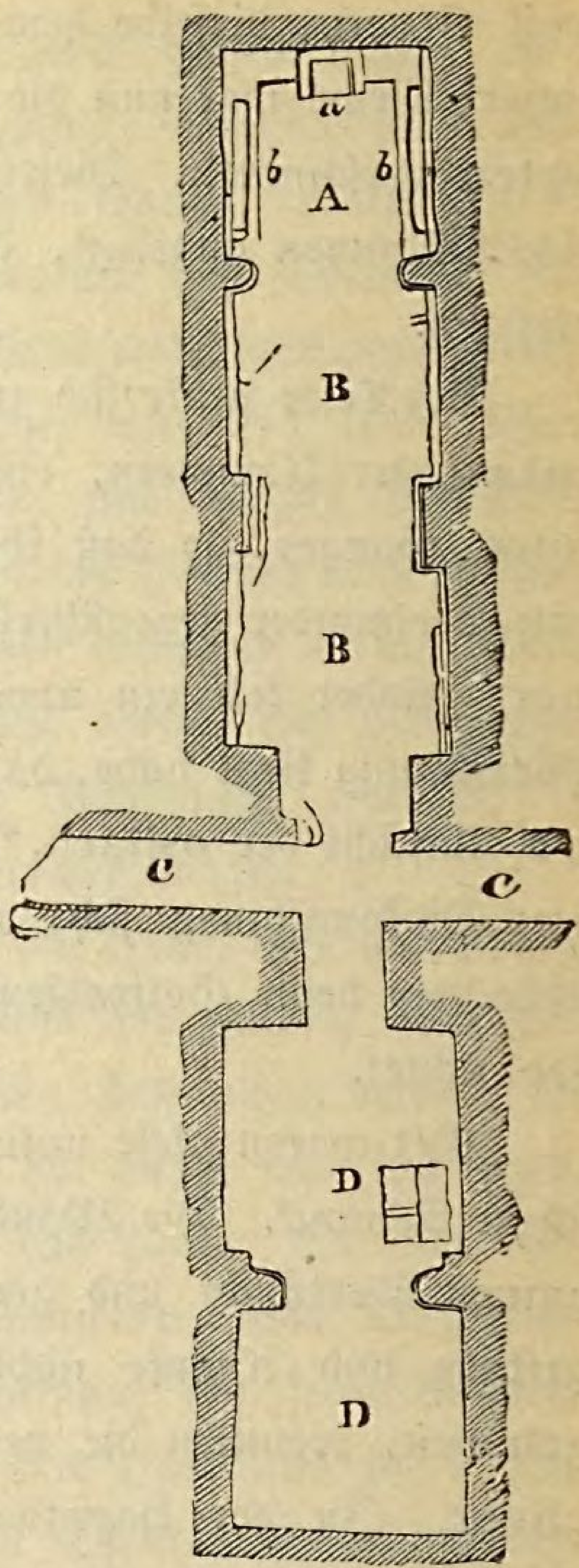
Oft waren diese unterirdischen Kirchen nicht ohne architektonischen Schmuck. Die Wände, besonders in der Nähe des Altares, waren übertüncht und gemalt, und Halbsäulen, mit ihrem Fußgestelle und Knaufe nicht ohne Geschmack aus Sandstein ausgehauen, trennten die verschiedenen Teile oder zierten die Eingänge. In der Hauptbasilika, die jetzt in dem Kirchhofe des Callistus entdeckt ist, befindet sich eine Kammer ohne Altar welche mit der Kirche durch eine trichterförmige Öffnung in Verbindung steht. Diese führt durch die hier etwa zwölf Fuß dicke Mauer, und geht in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß schräg nach der niedriger liegenden Kammer, so daß die in der Kammer Anwesenden alles, was in der Kirche gesprochen wurde, hören, aber nichts, was da geschah, sehen konnten. Die Vermutung ist sehr natürlich, daß dies der für die Klasse der öffentlichen Büßer, welche audientes oder Hörer hießen, und für die Katechumenen bestimmte Platz war, die noch nicht die Taufe empfangen haben.

---

*) Thürhüter, eine niedere Ordnung der Kirchendiener.

Die Basilika, worin die Christen versammelt waren, als Sebastian seine Botschaft abschickte, glich derjenigen, die im Kirchhofe der heiligen Agnes entdeckt worden ist. Jede der beiden Abteilungen war doppelt, das heißt, sie bestand aus zwei Kammern, welche durch Halbsäulen in die sogenannte Frauenkirche und durch flache Pfeiler in die der Männer getrennt waren; einer dieser Pfeiler hatte eine kleine Nische für ein Bild oder eine Lampe. Allein das Charakteristischste dieser Basilika ist eine Verlängerung derselben, durch welche sie einen Chor oder ein Presbyterium erhielt. Dieses nimmt ungefähr die Hälfte von jeder der beiden anderen Abteilungen ein und wird von diesen durch zwei Säulen an der Wand, sowie durch seine geringere Höhe abgesondert.

Weil nämlich jeder Abschnitt der Abteilungen ein hoch gewölbtes Grab in seiner Mauer, und vier oder fünf Reihen von Gräbern darüber hat, so ist der Chor nicht viel höher, als die arcosolia oder Altargräber. Am Ende des Chores, gegen die Mitte der Wand, ist ein Stuhl mit Rücken- und Armlehnen aus festem Steine ausgehauen, und von beiden Seiten desselben geht eine steinerne Bank aus, welche das Ende und die zwei Seiten des Chores einnimmt. Da die Fläche des arcosolium hinter dem Stuhle höher ist als die Rücklehne des Stuhles und da dieser unbeweglich ist, so konnten die heiligen Geheimnisse



Plan der unterirdischen Kirche in der Katakombe der heiligen Agnes.

A. Chor mit dem bischöflichen Stuhl (*a*) und Bänken für den Klerus (*bb*).

B. Abteilung für die Männer, vom Chor durch zwei Säulen geschieden, welche einen Bogen tragen.

C. Corridor der Katakombe, welcher zu der Kirche führt.

D. Abteilung für die Frauen, worin sich rechts ein Grab befindet.

Die beiden Abteilungen werden durch Vorsprünge in den Wänden in je zwei kleinere Abteilungen geteilt.

nicht auf diesem Grabe gefeiert werden. Es muß demnach ein tragbarer Altar vor den Thron mitten in das Chor hingestellt worden sein, und dies war, wie uns die Tradition meldet, der hölzerne Altar des heiligen Petrus.

Wir erkennen hier also genau dieselbe Einrichtung, die sich in den nach der Verfolgung erbauten Kirchen und noch jetzt in allen alten Basiliken Roms findet — den bischöflichen Stuhl in der Mitte der Apsis, das Presbyterium oder den Sitz für die Geistlichkeit auf beiden Seiten, und den Altar zwischen dem Throne und dem Volke. Die ersten Christen wandten so zuerst unterirdisch die Grundsätze an, nach welchen sich die späteren Formen der kirchlichen Baukunst richteten. In einer solchen Basilika nun müssen wir uns die Gläubigen versammelt denken, als Corvinus und seine Gesellen am Eingange des Kirchhofes anlangten. Dies war der Weg, welchen Torquatus kannte und welcher von einem halbverfallenen, mit Reisigbüscheln verdeckten Gebäude aus auf Treppen abwärts führte. Da sie auf nichts Verdächtiges stießen, so gingen sie sogleich an ihre Vorbereitungen. Fulvius legte sich mit einer Schar von zehn oder zwölf Mann am Eingange auf die Lauer, um alle festzunehmen, die eben heraus- oder hineingehen wollten, während Corvinus mit Torquatus und einer kleineren Abteilung von acht Mann Anstalten traf, hinabzusteigen.

„Diese Maulwurfsarbeit ist nicht nach meinem Geschmacke,“ sagte ein alter, graubärtiger Legionär. „Ich bin ein Soldat und kein Fallensteller. Bringt mir meinen Mann ans Licht des Tages, und ich will mit ihm fechten Hand gegen Hand, und Fuß gegen Fuß, aber wie eine Maus im Loche mag ich nicht erstickt oder vergiftet werden.“

Diese Rede fand Beifall bei den Soldaten. Einer sagte: „Es mögen Hunderte von diesen Christenfüchsen da unten sein, und wir sind nur ein halb Dutzend.“

„Für dergleichen Geschäfte bekommen wir unseren Sold nicht,“ sagte ein anderer.

„Ihre Zaubereien fürchte ich,“ setzte ein dritter hinzu, „nicht ihre Tapferkeit.“

Es bedurfte der ganzen Beredsamkeit des Fulvius, sie zu

versichern, daß sie nichts zu fürchten hätten; die feigen Christen würden wie Hasen vor ihnen davonlaufen, und sie würden mehr Gold und Silber in der Kirche finden, als ein Jahressold ihnen eintrüge. So aufgemuntert, tappten sie im Dunkel bis an den Fuß der Treppe hinab. Sie konnten in Zwischenräumen Lampen unterscheiden, die sich in der Finsternis vor ihnen verloren.

„Still!" sagte einer, „horch auf diese Stimme — !"

Ferne Töne ließen sich vernehmen; es war der Gesang einer jugendlich frischen Stimme, keineswegs von Furcht niedergedrückt, und so deutlich, daß selbst die einzelnen Worte vernommen werden konnten:

„Dominus illuminatio mea et salus mea, quem timebo?
Dominus protector vitae meae, a quo trepidabo?"*)

Dann kam ein voller Chor von Stimmen, wie das Rauschen vieler Wasser:

„Dum appropriant super me nocentes, ut edant carnes meas; qui tribulant me inimici mei, ipsi infirmati sunt et ceciderunt."**)

Ein gemischtes Gefühl von Scham und Ärger befiel die Eindringlinge, als sie diese Worte unerschütterlichen Gottvertrauens hörten, die ihnen wie eine Herausforderung klangen. Die einzelne Stimme sang wieder, aber in offenbar schwächeren Tönen:

„Si consistant adversum me castra, non timebit cor meum."***)

„Mir deucht, ich kenne diese Stimme," murmelte Corvinus, „ich würde sie aus Tausenden heraus kennen; es ist die meines bösen Genius, der alles Unheil der letzten Nacht und die Angst dieses Tages

---

*) „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen sollt' ich fürchten? Der Herr ist der Beschirmer meines Lebens, vor wem sollt' ich zittern?"

**) „Wenn die Übelthäter mir nahen, mein Fleisch zu fressen, sie, meine Feinde, die mich quälen, so werden sie kraftlos und fallen zu Boden."

***) „Wenn ein Heerlager wider mich steht, soll sich mein Herz nicht fürchten." Ps. 26.

verursachte; es ist Pankratius, der das Edikt herabriß. Drauf, drauf, meine Leute, ihn um jeden Preis, tot oder lebendig!"

„Halt," sagte einer, „laßt uns vorher unsere Fackeln anzünden!"

„Horch," sprach ein zweiter, während sie mit dem Anzünden beschäftigt waren, „was ist das für ein sonderbares Geräusch, als ob man in der Ferne schaufelte und hämmerte? Ich habe es schon eine Weile gehört."

„Und sieh'," fügte ein dritter hinzu, „die fernen Lichter sind verschwunden, und die Musik hat aufgehört. Gewiß sind wir entdeckt."

„Keine Gefahr," sagte Torquatus, indem er eine Kühnheit zur Schau trug, die er nicht fühlte; „dieser Lärm kommt nur von jenen alten Maulwürfen, von Diogenes und seinen Söhnen, die eben beschäftigt sind, Gräber für die Christen herzurichten, die wir ergreifen werden."

Torquatus hatte der Schar vergebens geraten, keine Fackeln mitzubringen, sondern sich mit solchen Lampen zu versehen, wie Diogenes sie gebrauchte, oder mit Wachskerzen, wie er selbst mitgebracht hatte; allein die Leute schworen, sie würden nicht hinabgehen, ohne das volle Licht der Fackeln, die nicht durch einen Windzug oder einen Schlag auf den Arm ausgelöscht werden könnten. Die Folgen zeigten sich bald. Als sie still und vorsichtig den langen, schmalen Gang entlang schritten, zischten und flackerten die harzigen Fackeln in greller Glut, welche belästigte, während ein Schwall dicken, pechschwarzen Rauches sich vom Gewölbe auf die Träger herabsenkte, sie halb erstickte und in eine dichte Wolke hüllte, die ihr Licht stark verdunkelte. Torquatus ging an der Spitze der Schar, indem er jeden Seitengang rechts und links zählte, wie er sie sich gemerkt hatte, obgleich alle Zeichen, die er angebracht, sorgfältig entfernt waren. Er stutzte und fand sich getäuscht, als auf einmal der Weg vollständig versperrt war, nachdem er kaum über die Hälfte der Gänge gezählt hatte.

Schärfere Augen als er dachte, waren auf der Lauer gewesen. Severus hatte in seiner Wachsamkeit nicht nachgelassen, fest entschlossen, einer Überrumplung vorzubeugen. Er war beim unteren Eingange zum Kirchhofe, als die Soldaten oben anlangten und eilte

sogleich nach dem Orte, wo der Sand bereit lag, um den Weg zu verschütten, neben welchem sein Bruder und mehrere andere stämmige Arbeitsleute für den Fall der Gefahr sich aufgestellt hatten. Im Augenblicke machten sie sich mit der gewohnten Stille und Schnelligkeit rüstig ans Werk, und schaufelten den Sand von beiden Seiten quer über den schmalen und niederen Gang, während wohlgezielte Schläge mit der Spitzhaue von der niederen Decke hinten gewaltige Stücke Sandsteine loslösten, welche bald die Öffnung sperrten. Hinter dieser Verschanzung standen sie, und konnten kaum das Lachen halten, als sie von der anderen Seite ihre Feinde herankommen hörten. Ihr Werk war es, das diese gehört und welches die Lichter verdeckt und den Gesang unhörbar gemacht hatte. Torquatus' Verlegenheit wurde durch die Flut von Flüchen und Verwünschungen und durch die Vorwürfe, daß er ein Dummkopf oder ein Verräter sei, nicht vermindert. „Haltet einen Augenblick, ich bitte euch," sagte er; „es ist möglich, daß ich mich in meiner Berechnung geirrt habe. Ich kenne den rechten Weg an einem merkwürdigen Grabe wieder, einige Schritte weiter drinnen; ich will in ein paar der letzten Gänge nachsehen."

Mit diesen Worten lief er zur nächsten Galerie links zurück, machte einige Schritte vorwärts, und verschwand auf einmal gänzlich. Obgleich seine Gefährten ihm bis an die Mündung der Galerie gefolgt waren, so konnten sie doch nicht sehen, wie dies zuging. Es kam ihnen wie Zauberei vor, und sie waren sehr geneigt, dies zu glauben. Sein Licht schien mit ihm ebenfalls verschwunden. „Wir wollen nichts mit solchen Dingen zu thun haben," sagten sie; „entweder ist Torquatus ein Verräter, oder er wurde durch Zauberei davongeführt." Ermüdet, von der durch ihre Fackeln erhitzten Atmosphäre, mit Ruß überzogen, durch den pechschwarzen Rauch geblendet und halb erstickt, niedergeschlagen und mutlos kehrten sie um, und da ihr Weg gerade nach dem Eingange führte, so warfen sie im Vorbeigehen ihre flammenden Fackeln in die Nebengalerien, die eine dahin, die andere dorthin, um sich derselben zu entledigen. Als sie zurückschauten, schien es, wie wenn eine Siegesillumination die Atmosphäre des dunkeln

Korridors erleuchte. Aus den Mündungen der verschiedenen Höhlen kam ein glänzendes Licht hervor, das den trüben Sandstein in ein helles Rot verwandelte, während die Rauchwirbel oben gleich bernsteinfarbigen Wolken die ganze Galerie entlang hingen. Die verschlossenen Gräber, auf deren gelben Ziegelsteinen oder Marmorplatten das ungewöhnliche Licht sich spiegelte, erschienen wie mit Gold- und Silberplatten bedeckt, in den roten Damast der Mauern eingefaßt. Es sah aus, als wollten an diesem ersten Tage der Verfolgung die Heiden selbst dem Martyrtum ihre Huldigung darbringen. Die Fackeln, die sie zur Zerstörung angezündet hatten, dienten nur dazu, die Denkmale jener Tugend, welche stets die Retterin der Kirche war, in strahlenden Glanz zu setzen.

Allein ehe diese in ihrer Erwartung getäuschten Spürhunde mit hängenden Köpfen den Eingang erreicht hatten, fuhren sie vor dem Anblicke einer sonderbaren Erscheinung zurück. Zuerst hielten sie es für einen Schimmer des Tageslichtes, aber bald erkannten sie, daß es eine brennende Lampe war. Diese wurde von einer aufrechtstehenden, unbeweglichen Gestalt gehalten, welche von dem Lichte beschienen ward. Sie war in ein schwarzes Gewand gekleidet, so daß sie einer jener bronzenen Statuen glich, mit Kopf und mit Füßen von weißem Marmor, die beim ersten Anblicke den schreckhaften Eindruck lebender Wesen machen.

„Wer kann das sein? Was ist's?" flüsterten die Leute einander zu.

„Eine Zauberin," erwiderte einer.

„Der genius loci,"*) bemerkte ein anderer.

„Ein Geist," meinte ein dritter.

Doch als sie sich zögernden Schrittes näherten, blieb die Gestalt, als ob sie ihre Gegenwart nicht bemerke, unbeweglich und erschrocken stehen. Endlich kamen zwei nahe genug, um die Gestalt bei den Armen zu fassen.

„Wer bist Du?" fragte Corvinus in Wut.

---

*) Der Schutzgeist des Ortes.

„Eine Christin," antwortete Cäcilia in ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit.

„Nehmt sie mit," befahl er; „jemand wenigstens soll für unsere fehlgeschlagene Hoffnung büßen."

Siebzehntes Kapitel.

Die erste Blüte.

Cäcilia hatte sich, vorher durch Sebastian gewarnt, dem Kirchhofe durch einen anderen, benachbarten Eingang genähert. Kaum war sie hinabgestiegen, als ihr der starke Geruch der Fackeln entgegenkam. „Dies ist kein Weihrauch von uns," sprach sie bei sich selbst, „der Feind ist schon drinnen." Sie eilte daher zu dem Versammlungsplatze, überlieferte Sebastians Billet und fügte noch ihre eigenen Beobachtungen hinzu. Sebastian riet in dem Briefe seinen Mitchristen, sich zu zerstreuen und in den inneren tiefer gelegenen Galerien eine Zuflucht zu suchen, und forderte den Papst dringend auf, das Kömeterium nicht zu verlassen, bis er nach ihm schicken werde, da man besonders nach seiner Person fahnde.

Pankratius drang in die Blinde, sich ebenfalls zu retten.

„Nein," versetzte sie, „meine Pflicht ist, die Thüre zu bewachen und die Gläubigen zu führen."

„Aber der Feind kann Dich ergreifen?"

„Thut nichts," erwiderte sie lächelnd; „meine Gefangennehmung kann manches wertvollere Leben retten. Gieb mir eine Lampe, Pankratius."

„Du kannst ja doch nicht damit sehen," wendete er lächelnd ein.

„Freilich, aber andere können es."

„Es könnten aber Deine Feinde sein."

„Gleichviel," entgegnete sie; „ich will nicht in der Dunkelheit ergriffen werden. Wenn mein Bräutigam in der Nacht dieses

Kirchhofes zu mir kommt, muß er mich nicht mit einer brennenden Lampe finden?"

Damit eilte sie fort an ihren Posten, und da sie kein Geräusch vernahm, als das von leisen Fußtritten, so dachte sie, es käme von Freunden und hielt die Lampe in die Höhe, um ihnen zu leuchten. — Als die Bande mit ihrer einzigen Gefangenen hervorkam, brach Fulvius in Wut aus. Es war schlimmer, als ein totales Mißlingen, es war lächerlich — ein armes Mäuslein kam aus den Eingeweiden der Erde hervor. Er überschüttete Corvinus mit höhnenden Worten, bis der Elende mit den Füßen stampfte und vor Wut schäumte. Dann fragte er plötzlich: „Wo ist Torquatus?" Er vernahm nun die Kunde von dessen plötzlichem Verschwinden, das auf so verschiedene Art erzählt wurde, wie das Begebnis mit dem dacischen Gardisten, aber es ärgerte ihn furchtbar. Er zweifelte nicht im geringsten, daß sein vermeintliches Opfer und Werkzeug ihn genarrt habe und in den Irrgängen des Kirchhofes entkommen sei. War dem so, so mußte diese Gefangene darum wissen, und er beschloß, sie zu verhören. Er stellte sich also vor sie hin, nahm seinen durchdringendsten und furchtbarsten Blick an und sagte grimmig zu ihr: „Schau' mich an, Mädchen, und sage mir die Wahrheit."

„Ich muß Euch die Wahrheit sagen, ohne Euch anzublicken, Herr!" erwiderte das arme Mädchen mit dem heitersten Lächeln und der sanftesten Stimme, „seht Ihr nicht, daß ich blind bin?"

„Blind!" riefen alle auf einmal aus, und drängten sich herbei, um sie anzusehen. Über die Züge des Fulvius aber glitt nur eine leise Bewegung, wie wenn über den reifen Saatfeldern ein spielendes Lüftchen sanftes Wogen erregt. Ein Gedanke blitzte in ihm auf, und ein leitender Faden war ihm in die Hand gegeben.

„Es wäre lächerlich," sprach er, „wollten zwanzig Soldaten, mit einer blinden Gefangenen durch die Stadt marschieren. Geht in euere Quartiere zurück, ich will dafür sorgen, daß ihr gut belohnt werdet. Du, Corvinus, nimmst mein Pferd, eilst zu Deinem

Vater und sagst ihm alles. Ich will in einem Wagen mit der Gefangenen folgen."

„Keine Verräterei, Fulvius!" entgegnete Corvinus verdrießlich und geärgert; „vergiß nicht das Nachkommen mit der Gefangenen. Der Tag darf nicht ohne ein Opfer vorübergehen."

„Sorge nicht," war die Antwort.

Fulvius brütete allerdings darüber, ob er nicht, da er in Torquatus einen Spion verloren, versuchen sollte, in der Blinden einen anderen zu gewinnen; aber die sanfte Ruhe des armen Kindes machte ihn verlegener, als der polternde Eifer des Spielers, und ihre erloschenen Augen trotzten ihm mehr, als der rastlos rollende Blick des Trunkenboldes. Doch wollte er versuchen, ob er durch Cäcilia nicht mehr herausbringen könnte. Als er mit ihr allein im Wagen saß, redete er sie mit schmeichelndem Tone an. Er wußte, daß sie sein Gespräch mit Corvinus nicht überhört hatte.

„Armes Mädchen," sprach er, „wie lange bist Du schon blind?"

„Mein ganzes Leben," versetzte sie.

„Was ist Deine Geschichte, woher bist Du?"

„Ich habe keine Geschichte. Meine armen Eltern brachten mich, als ich vier Jahre alt war, nach Rom, wohin sie gingen, um ein für mich in schwerer Krankheit abgelegtes Gelübde zu lösen und am Grabe der seligen Märtyrer Chrysanthus und Daria zu beten. Sie übergaben mich einer frommen, lahmen Frau an der Thüre der Pfarrkirche von Fasciola, während sie hineingingen, um ihre Andacht zu verrichten. Es war an jenem merkwürdigen Tage, wo viele Christen am Grabe der Märtyrer durch Erde und herabgeworfene Steine verschüttet wurden. Meine Eltern waren so glücklich, mit ihnen zu sterben."

„Und wo hast Du seitdem gelebt?"

„Gott wurde nun mein einziger Vater und seine katholische Kirche meine Mutter. Er füttert die Vögel des Himmels, und sie nährt die schwachen Schäflein der Herde. Es hat mir seitdem nie etwas gemangelt."

„Du gehst aber auf den Straßen so frei und furchtlos umher, als ob Du sehen könntest.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Ich habe Dich gesehen; erinnerst Du Dich noch jenes Herbstmorgens in der Frühe, als Du einen armen Lahmen den vicus patricius entlang führtest?“

Sie errötete und schwieg; hatte er vielleicht auch gesehen, als sie ihren Anteil an dem Almosen in den Sack des armen Alten steckte.

„Du hast Dich soeben als eine Christin bekannt,“ warf er nachlässig hin.

„O gewiß, wie könnte ich es leugnen?“

„Also war jene Versammlung eine Christenversammlung?“

„Allerdings, was sonst?“

Mehr wollte er nicht wissen, sein Verdacht war gerechtfertigt. Agnes, über welche Torquatus ihm nichts hatte sagen können oder wollen, war ganz sicher eine Christin. Sein Plan war fertig, sie mußte die Seine werden oder er mußte durch Konfiskation zu ihrem Vermögen kommen.

Nach einer Weile schaute er die Blinde fest an und sagte:

„Weißt Du, wohin Du jetzt gehst?“

„Vor den irdischen Richter vermutlich, der mich zu meinem Bräutigam in den Himmel schicken wird.“

„Und das sagst Du so ruhig?“ fragte er erstaunt; denn auf ihrem Gesichte spiegelte sich kein anderer Eindruck ihrer Seele ab, als sanfte Heiterkeit.

„Vielmehr so freudig,“ war ihre kurze Antwort.

Nachdem er alles erfahren hatte, was er zu wissen wünschte, übergab er seine Gefangene an dem Thore der ämilianischen Basilika dem Corvinus, und überließ sie ihrem Schicksale. Es war ein kalter, regnerischer Tag gewesen, wie der vorige Abend. Das Wetter und der Vorfall in der Nacht hatte alle hochgespannten Erwartungen gedämpft, und da der Präfekt nicht im Freien, sondern im Hause zu Gericht saß, wo keine große Volks-

menge sich versammeln konnte, so hatten sich die meisten Neugierigen, weil die Stunden ohne eine Arretierung, ohne ein Verhör und ohne Neuigkeiten verstrichen, zerstreut und nur einige waren zurückgeblieben; zumal die Nachmittagsstunde zur Unterhaltung in den öffentlichen Gärten vorbei war. Aber gerade als die Gefangene anlangte, strömte ein frischer Haufe Zuschauer herein und stellte sich neben einer der Seitenthüren auf, von wo aus sie alles übersehen konnten.

Nachdem Corvinus seinem Vater Bericht abgestattet hatte, forderte Tertullus, von einigem Mitleid bewegt und in der Meinung, die Hartnäckigkeit eines blinden Bettelmädchens leicht besiegen zu können, die Zuschauer auf, sich ganz still zu verhalten, damit er seine Beredsamkeit an der Blinden, die sich mit ihm allein glauben werde, versuchen könne, und er drohte jedem schwere Strafe an, der sich herausnehmen würde, das Stillschweigen zu brechen.

Wie er es sich gedacht hatte, ahnte Cäcilia nicht, daß sonst jemand da war, als der Präfekt, der sie jetzt freundlich anredete:

„Kind, wie heißest Du?"

„Cäcilia."

„Ein vornehmer Name; hast Du ihn von Deiner Familie?"

„Nein; ich stamme von keiner vornehmen Familie ab; aber meine Eltern wiewohl arm, starben für Christum. Da ich blind bin, nannten mich diejenigen, die mich pflegten, Cäca,*) und verwandelten dann aus Freundlichkeit den Namen in Cäcilia, wie eine unserer berühmtesten Märtyrinnen heißt."

„Laß jetzt einmal alle diese Thorheiten der Christen, die Dich nur arm und blind gelassen haben, beiseite. Ehre die Dekrete der göttlichen Kaiser und bringe den Göttern Opfer, und Du sollst Reichtümer bekommen, schöne Kleider und gutes Essen, und die besten Ärzte sollen versuchen, Dir Dein Augenlicht wiederzugeben."

„Ihr müßt mir bessere Beweggründe vorschlagen als diese;

*) Blinde.

denn gerade die Dinge, wofür ich Gott und seinem göttlichen Sohne am meisten danke, sind es, die Ihr mir abnehmen wollet."

„Wie meinst Du das?"

„Ich danke Gott, daß ich arm und gering gekleidet bin und nicht köstlich esse, weil ich in allen diesen Stücken Jesu Christo, meinem einzigen Verlobten, nur um so ähnlicher bin."

„Einfältiges Mädchen!" unterbrach sie der Richter, dem die Geduld ein wenig ausging, „hast Du alle diese täuschenden Lehren bereits in Dich aufgenommen? Wenigstens kannst Du Gott nicht dafür danken, daß er Dich blind geschaffen hat."

„Dafür mehr als für alles übrige danke ich ihm täglich und stündlich von ganzem Herzen."

„Wie so? Hältst Du es für ein Glück, daß Du nie das Angesicht eines menschlichen Wesens, oder die Sonne, oder die Erde gesehen hast? Was sind dies für sonderbare Träumereien?"

„Dem ist nicht so, edler Herr; denn inmitten dessen, was Ihr Finsternis heißt, sehe ich eine Stelle, die ich Licht heißen muß, so stark sticht sie gegen alles andere ab. Es ist mir, was Euch die Sonne ist, von der ich aus der wechselnden Richtung ihrer Strahlen weiß, daß sie örtlich ist. Und jenes Licht sieht mich mit einem Angesichte unaussprechlicher Schönheit an und lächelt mir immer zu. Und ich weiß, daß es das Angesicht dessen ist, den ich liebe mit ungeteilter Neigung. Nicht um die Welt möchte ich seinen Glanz durch eine hellere Sonne getrübt sehen, noch möchte ich, daß seine wunderbare Lieblichkeit durch andere Bilder verwischt, oder daß mein Blick durch irdische Erscheinungen davon abgezogen würde. Ich liebe ihn zu sehr, um nicht zu wünschen, ihn immer allein zu sehen."

„Laß mich kein so einfältiges Geschwätz mehr hören; gehorche dem Kaiser, oder ich muß etwas versuchen, was Dir ein wenig Schmerzen machen wird; das wird Dich bald zähmen."

„Schmerz?" wiederholte sie arglos.

„Ja, Schmerz; hast Du noch nie einen gefühlt? bist Du in Deinem Leben noch nie von jemand verletzt worden?"

„O nein, Christen verletzen einander nicht.“

Die Folter stand, wie gewöhnlich, vor ihm, und er gab Catulus ein Zeichen, die Blinde darauf zu legen. Der Scherge stieß sie an den Armen darauf nieder, und da sie keinen Widerstand leistete, so war sie bald auf das hölzerne Brett ausgestreckt. Die Schlingen der stets bereit gehaltenen Stricke waren im Augenblicke um ihre Knöchel und Arme gelegt, und diese über den Kopf gezogen. Das arme blinde Mädchen sah nicht, wer all dies that, sie dachte, es sei dieselbe Person, die mit ihr gesprochen hatte. Hatte bisher unter den Zuschauern tiefe Stille geherrscht, so hielt man jetzt den Atem an, während Cäcilias Lippen sich in eifrigem Gebete bewegten.

„Noch einmal, ehe wir weiter gehen, fordere ich Dich auf, den Göttern zu opfern, um die grausame Qual zu ersparen,“ sprach der Richter mit strengem Tone.

„Weder Qualen noch Tod,“ erwiderte das an den Altar gebundene Opfer mit Festigkeit, „sollen mich trennen von der Liebe Christi; ich kann Opfer nur dem einen lebendigen Gott bringen und seine bereite Opfergabe bin ich selbst.“

Der Präfekt winkte dem Schergen, und dieser versetzte die beiden Räder der Folter, um deren Kurbel die Seile gewunden waren, in eine rasche Drehung; da dehnten sich die Glieder des Mädchens mit einem plötzlichen Ruck, welcher zwar nicht stark genug war, um sie aus ihren Gelenken zu treiben, was eine zweite Drehung gethan hätte, aber doch hinreichte, einen quälenden oder eigentlich folternden Schmerz am ganzen Leibe zu verursachen. Ihre Lage war um so qualvoller, da sie die Vorbereitungen und die Ursache des Schmerzes nicht sah und Finsternis immer das Leiden erhöht. Ein Zucken in ihren Gesichtszügen und ein plötzliches Erblassen verriet allein ihre Qual.

„Ha, ha!“ rief der Richter, „fühlst Du das? Laß es jetzt genug sein, gehorche, und Du bist befreit.“

Sie schien seine Worte nicht zu hören, sondern machte ihren Gefühlen in dem Gebete Luft: „Ich danke Dir, o Herr Jesus

Christus, daß Du mich zum ersten Male um Deinetwillen hast leiden lassen. Ich habe Dich geliebt im Frieden, ich habe Dich geliebt im Glücke, ich liebte Dich in Freude, und nun im Leiden lieb' ich Dich noch mehr; ach, wie viel lieblicher ist es jetzt, wie Du an Deinem Kreuze, ausgestreckt zu liegen, als da ich Dir nur ähnlich war in der Armut und Niedrigkeit!"

„Du spottest meiner," rief der Richter ganz erzürnt aus, „und verschmähst meine Milde. Wir wollen etwas Stärkeres probieren. Catulus, halte ihr einmal eine brennende Fackel an die Seite." *)

Ein Schrei des Abscheus und Schreckens durchlief die Versammlung, welche nicht umhin konnte, das arme blinde Geschöpf zu bemitleiden. Ein Gemurmel unterdrückten Unwillens brach von allen Seiten in der Halle aus.

Jetzt erst merkte Cäcilia, daß sie sich mitten unter einer dichten Volksmenge befinde. Eine tiefe Röte der Scham bedeckte auf einmal ihr Gesicht und ihren Nacken, die eben noch weiß wie Marmor waren. Der erzürnte Richter gebot der Menge in strengem Tone Ruhe und alle lauschten in tiefer Stille, als die Gefolterte mit erhöhetem Eifer wieder zu sprechen begann: „O, mein lieber Herr und Bräutigam! ich bin Dir immer treu geblieben. Laß mich dulden Qual und Pein für Dich, aber schütze mich vor der Beschämung in den Augen der Menschen; nimm mich gleich zu Dir, damit ich nicht mein Angesicht vor Scham mit den Händen bedecken muß, wenn ich vor Dir stehe."

Wieder ließ sich ein Gemurmel des Mitleids hören.

„Catulus!" schrie der Richter vor Wut außer sich, „thue Deine Schuldigkeit! Bursche, was zögerst Du und tappst immer mit der Fackel herum?" Der Scherge trat vor und streckte seine Hand nach ihrem Kleide aus, um es zur Tortur zurückzuschlagen; aber

---

*) Die Folter wurde zu einem doppelten Zwecke angewendet, einmal als eigentliche Marter, und dann um den Leib zur Anwendung anderer Qualen ausgestreckt zu halten. Die Tortur mit dem Feuer war sehr gewöhnlich.

er fuhr zurück und sagte, zum Präfekten gewendet, mit dumpfer Stimme:

„Es ist zu spät; sie ist tot!“

„Tot!“ rief Tertullus aus, „tot durch eine einzige Drehung mit dem Rade? Unmöglich!“

Catulus gab der Folter eine Wendung rückwärts, und der Leib blieb regungslos. Es war so; sie war von der Folter zum Throne übergegangen, von dem düsteren Angesichte des Richters zu ihres Bräutigams begrüßender Umarmung. Hatte sie ihre reine Seele ausgehaucht wie einen süßen Wohlgeruch im Weihrauche ihres Gebetes, oder war durch die Heftigkeit der ersten jungfräulichen Scham ihr Herz nicht imstande gewesen, das gewichene Blut wieder aufzunehmen?*)

In der Stille des Schauders und Erstaunens rief eine klare, kühne Stimme aus der Gruppe an der Thüre: „Gottloser Tyrann! siehst Du nicht, daß eine arme blinde Christin mehr Macht hat über Leben und Tod, als Du oder Deine grausamen Gebieter?“

„Was, zum dritten Male in vierundzwanzig Stunden wagst Du meinen Pfad zu durchkreuzen? Diesmal sollst Du mir nicht entwischen.“

Dies waren Corvinus' Worte, von einem wütenden Fluche begleitet, als er von der Seite seines Vaters gegen die Gruppe stürzte; allein während er blindlings fortrannte, stieß er an einen Offizier von herkulischer Gestalt, welcher ganz zufällig aus dem Haufen herauszutreten schien. Er taumelte zurück, aber der Krieger hielt ihn fest mit den Worten:

„Ihr habt Euch hoffentlich nicht wehe gethan, Corvinus?“

„Nein, nein, laß mich gehen, Quadratus, laß mich gehen!“

„Wo wollt Ihr denn in solcher Hast hinrennen? Kann ich Euch helfen?“ fragte Quadratus, und hielt ihn noch immer fest.

---

*) Es giebt viele Beispiele im Leben der Märtyrer, daß der Tod die Frucht ihres Gebetes war; so bei Praxedes, Cäcilia, Agatha u. s. w.

„Laßt mich los, sage ich, oder er entkommt.“

„Wer?“

„Pankratius,“ antwortete Corvinus, „der soeben meinen Vater beschimpft hat.“

„Pankratius?“ wiederholte Quadratus um sich blickend, und da er sah, daß dieser verschwunden war, setzte er hinzu: „ich sehe ihn nicht.“ Er ließ Corvinus nun gehen, aber es war zu spät. Der Jüngling saß in Sicherheit bei Diogenes in der Suburra. Während dieses Auftrittes befahl der gedemütigte Präfekt dem Catulus, den Leib der Gefolterten in die Tiber werfen zu lassen; aber ein anderer Offizier, in einen Mantel gehüllt, winkte Catulus zur Seite, welcher das Zeichen verstand und die Hand ausstreckte, um eine heimlich dargebotene Börse zu empfangen.

„Vor der Porta Capena, in Lucina's Villa, eine Stunde nach Sonnenuntergang,“ flüsterte Sebastian.

„Soll sicher dort abgeliefert werden,“ erwiderte ebenso leise der Scherge.

„Woran starb wohl das arme Mädchen?“ fragte beim Hinausgehen einer der Zuschauer seinen Nebenmann.

„Am Schrecken, denke ich,“ versetzte dieser. „Aus christlicher Scham,“ meinte ein Fremder, welcher vorbeiging.

Achtzehntes Kapitel.

Vergeltung.

Der Stadtpräfekt ging nach dem Palaste, um dort seinen Bericht über die Ereignisse des Tages abzustatten und sein Möglichstes zu thun, um seinen nichtswürdigen Sohn rein zu waschen. Er fand den Kaiser in der schlimmsten Laune, und wäre ihm Corvinus am Morgen in den Weg gekommen, so hätte niemand für seinen Kopf gutstehen können. Das klägliche Resultat des

Einfalles in den Kirchhof hatte seinen Ärger aufs neue angefacht, als Tertullus in den Audienzsaal trat, wo Sebastian Wache stand.

„Wo ist Euer Tölpel von Sohn?" war der erste Gruß, womit der Präfekt empfangen wurde.

„Unterthänigst draußen wartend auf Ew. Göttlichkeit Befehl, wünscht er sehnlichst, Eueren göttlichen Zorn über die Streiche, welche das Schicksal seinem Eifer gespielt hat, zu besänftigen."

„Das Schicksal?" rief der Tyrann aus. „Seine eigene Dummheit und Feigheit! Ein hübscher Anfang das, in der That; aber er soll mir's büßen. Bringt ihn herein!"

Der Elende wankte weinend und zitternd herein und warf sich dem Kaiser zu Füßen, von dem er einen Tritt erhielt, daß er wie ein gepeitschter Hund mitten in die Halle rollte. Dies machte die kaiserliche Gottheit lachen und half seinen Zorn besänftigen.

„He, Schlingel, stehe auf," sagte er, „und laß mich einen Bericht aus Deinem eigenen Munde hören. Wie kam das Edikt abhanden?"

Corvinus stotterte eine unzusammenhängende Erzählung heraus, die den Kaiser manchmal ergötzte, denn der Streich gefiel ihm eigentlich. Dies war ein gutes Zeichen.

„Nun," sprach er endlich, „ich will Dir gnädig sein. Liktoren, bindet euere Fasces los!"

Sie zogen die Beile heraus und untersuchten deren Schärfe. Corvinus warf sich wieder nieder und rief aus: „Schont mein Leben! Ich habe eine wichtige Entdeckung zu berichten, wenn ich am Leben bleibe."

„Wer will denn Dein elendes Leben?" erwiderte Maximian. „Liktoren, legt euere Beile beiseite, die Ruten sind gut genug für ihn."

Im Augenblicke waren seine Hände ergriffen und gebunden, seine Tunika von den Schultern gestreift, und ein Hagel von Schlägen fiel darauf, der offenbar von geübten Fäusten ausging, bis er sich zum großen Ergötzen des kaiserlichen Gebieters heulend krümmte.

Mit noch schmerzendem Rücken mußte er sich wieder vor den Kaiser stellen.

„Nun,“ sagte dieser, „was für eine merkwürdige Enthüllung hast Du zu machen?“

„Daß ich weiß, wer vergangene Nacht den Frevel an Euerem kaiserlichen Edikte begangen hat.“

„Wer war es?“

„Ein junger Mensch, Namens Pankratius, dessen Messer ich an der Stelle fand, wo das Edikt abgeschnitten wurde.“

„Und warum hast Du ihn nicht festgehalten und vor den Richter gebracht?“

„Zweimal hätte ich ihn heute beinahe gehabt, denn ich hörte seine Stimme; aber er ist mir entwischt.“

„Dann laß ihn nicht zum dritten Male entkommen, oder Du wirst seinen Platz einnehmen müssen; aber wie kennst Du ihn oder sein Messer?“

„Er war mein Mitschüler in der Schule des Cassianus, welcher auch Christ war, wie sich später herausstellte.“

„Wie? Ein Christ wagt es, meine Unterthanen zu unterrichten, sie zu Feinden ihres Landes, untreu gegen ihren Kaiser und zu Verächtern der Götter zu machen? Vermutlich war er es, welcher dieser jungen Viper, dem Pankratius, Anleitung gab, unser kaiserliches Edikt herabzureißen. Weißt Du, wo dieser Cassianus ist?“

„Ja, Majestät! Torquatus, welcher von dem christlichen Aberglauben abgefallen ist, hat es mir gesagt.“

„Wer ist denn dieser Torquatus?“

„Es ist einer, welcher sich einige Zeit bei Chromatius in Gesellschaft von Christen auf dem Lande aufhielt.“

„Ei, das kommt immer besser; ist denn der Expräfekt auch Christ geworden?“

„Ja, und er lebt mit vielen anderen dieser Sekte in Campanien.“

„Was für eine Treulosigkeit! Welcher Verrat! Ich weiß

bald nicht mehr, wem ich trauen soll. Präfekt, schickt sogleich jemand ab, um alle diese Leute festzunehmen, auch den Schulmeister und Torquatus."

„Torquatus ist kein Christ mehr," entgegnete der Richter.

„Nun, was geht das mich an?" sagte der Kaiser verdrießlich; „arretiert so viele, als Ihr könnt, und schont keinen. Laßt sie es tüchtig fühlen, Ihr versteht mich? So, jetzt könnt ihr alle gehen; es ist Zeit zum Abendessen."

Corvinus ging heim, und ungeachtet der Anwendung ärztlicher Linderungsmittel hatte er die ganze Nacht Fieber und Schmerzen und konnte vor Wut nicht schlafen. Am nächsten Morgen bat er seinen Vater, ihm die Expedition nach Campanien zu überlassen, damit er seine Ehre wiederherstellen, seine Rache befriedigen und der Schande und dem Spotte entgehen könnte, den man in der Gesellschaft ohne Zweifel auf ihn häufen würde. —

Wir sehen uns jetzt nach Fulvius um. Als er seine Gefangene dem Gerichte überliefert hatte, eilte er heim, um wie stets seine Abenteuer Eurotas zu erzählen. Der Alte horchte ernst und ruhig dem Berichte zu, und sagte dann kalt: „Ich sehe bei alledem keinen Vorteil, Fulvius."

„Kein unmittelbarer Vorteil, allerdings, aber eine gute Aussicht wenigstens."

„Wieso?"

„Nun, Agnes ist in meiner Gewalt; ich habe herausgebracht, daß sie eine Christin ist, und kann sie nun entweder für mich gewinnen oder vernichten; auf jeden Fall ist ihr Besitztum mein."

„Nimm den zweiten Fall," sagte der Alte mit funkelndem Blicke, aber ohne seine Miene zu verändern, „es ist der kürzere Weg und weniger mühsam."

„Aber meine Ehre ist dabei im Spiele; ich kann die verächtliche Behandlung, von der ich Dir sagte, nicht ruhig hinnehmen."

„Du bist aber nur einmal abgewiesen worden, und dies fordert Rache. Du hast keine Zeit mit Thorheiten zu verlieren.

Deine Geldmittel sind beinahe erschöpft und nichts geht ein. Du mußt einen Streich wagen."

„Gewiß, Eurotas; würdest Du es lieber sehen, wenn ich dies Vermögen durch ehrenhafte (Eurotas lächelte), anstatt durch schändliche Mittel zu bekommen suchte?"

„Bekomme es nur, bekomme es auf irgend einem Wege, wenn es nur der sicherste und schnellste ist. Du kennst unseren Vertrag. Entweder die Familie wird wieder zu Vermögen und Ansehen gebracht oder sie stirbt mit Dir aus. Sie soll nicht länger in Verachtung, d. h. in Armut schmachten."

„Ich weiß, ich weiß, ohne daß Du mich jeden Tag an die schreckliche Bedingung zu erinnern brauchst," sagte Fulvius, die Hände ringend und am ganzen Leibe zitternd. „Gieb mir hinreichende Frist und alles wird gut werden."

„Ich gebe Dir Frist, bis alle Hoffnung dahin ist. Die Sachen stehen wirklich nicht glänzend; aber Fulvius, es ist Zeit, daß ich Dir sage, wer ich bin."

„Wie, wärest Du nicht der treue Diener meines Vaters, dessen Obhut er mich anvertraute?"

„Ich bin der ältere Bruder Deines Vaters, Fulvius, und bin das Haupt der Familie. Ich hatte nur einen Gedanken, nur ein Ziel im Leben — unser Haus wieder zu dem Glanze und zu der Höhe zu erheben, von welcher die Nachlässigkeit und Verschwendung meines Vaters es herabstürzte. In der Meinung, Dein Vater, mein Bruder, besitze dazu größere Geschicklichkeit als ich, trat ich ihm meine Rechte unter gewissen Bedingungen ab, worunter auch die war, daß ich Dein Vormund sein und ausschließlich Deinen Geist bilden dürfte. Du weißt, wie ich Dich dazu erzogen habe, Dir hinsichtlich der Mittel, die zur Erreichung unseres großen Zieles führen können, keine Gewissensskrupel zu machen."

Fulvius, der mit Staunen und gespannter Aufmerksamkeit dem Sprechenden zugehört hatte, erlag fast vor Scham bei dieser Bloßlegung ihrer beiden Herzen. Der finstere Alte heftete seinen Blick noch durchdringender auf ihn, und fuhr fort:

„Du erinnerst Dich an die schwarze That, wodurch die zerstreuten Reste des Familiengutes in Deiner Hand vereinigt wurden."

Fulvius bedeckte schaudernd sein Gesicht mit den Händen, und sagte bittend: „O, verschone mich damit, Eurotas! Um des Himmels willen, verschone mich!"

„Nun denn," versetzte der andere, ungerührt wie immer, „ich will kurz sein. Vergiß nicht, Neffe, daß, wer vor einer glänzenden Zukunft nicht zurückschaudert, die nur durch Schuld zu gewinnen ist, auch nicht vor einer Vergangenheit beben darf, welche durch ein Verbrechen diese Zukunft vorbereitete. Auch die Zukunft wird einst Vergangenheit sein. Laß unseren Vertrag einen aufrichtigen und ehrlichen sein; denn auch in der Sünde giebt es eine Ehrlichkeit. Die Natur verlieh Dir Überfluß an Selbstsucht und List, und mir hat sie Kühnheit und Rücksichtslosigkeit verliehen, um Deinen Eigenschaften die Richtung vorzuzeichnen. Unser Los fällt mit demselben Wurfe — wir werden reich oder wir sterben zusammen."

Fulvius verfluchte in seinem Innern den Tag, da er nach Rom kam, oder an dem er sich mit diesem strengen Manne verband, dessen geheimnisvolle Fesseln fester waren, als er je zuvor geahnt hatte; allein er fühlte sich an ihn gebannt, und so kraftlos, wie ein Lamm in den Krallen des Löwen. Mit schwererem Herzen als je legte er sich auf sein Lager; denn wie ein schwarzes, drohendes Verhängnis lastete stets etwas auf seiner Seele, so oft die Nacht kam. —

Der Leser ist vielleicht begierig zu erfahren, was aus dem dritten Gliede unseres würdigen Kleeblattes, dem Apostaten Torquatus, geworden ist. Als er ratlos fortlief, um nach dem Grabe zu schauen, das ihm als Wegweiser dienen sollte, stieß er zufällig innerhalb der Galerie, die er betrat, auf eine verfallene, in Sandstein gehauene Treppe, die in ein tieferes Stockwerk des Kirchhofes hinabführte. Die Stufen waren ausgetreten, schlüpfrig und steil. Torquatus, sein Licht vor sich hertragend und aufs Geratewohl vorwärtseilend, stürzte häuptlings hinab und blieb betäubt

am Boden liegen. Lange nachdem sich seine Gefährten entfernt hatten, kam er wieder zu sich, war aber einige Zeit so verwirrt, daß er nicht wußte, wo er sich befand. Er stand auf und tappte herum, bis ihm das Bewußtsein vollkommen zurückkehrte und er sich erinnerte, daß er in einer Katakombe sei; aber er konnte nicht begreifen, warum er allein und in der Finsternis war. Es fiel ihm dann ein, daß er einige Kerzen und einen Feuerzeug bei sich trage. Er machte davon Gebrauch und fühlte sich sehr erleichtert, wieder Licht zu sehen; allein er hatte sich von der Treppe, an die er sich nicht mehr erinnerte, entfernt, lief in entgegengesetzter Richtung weiter und verwickelte sich immer tiefer in das unterirdische Labyrinth.

Er war überzeugt, daß er, ehe seine Kräfte erschöpft oder die Kerzen ausgebrannt wären, zu irgend einem Ausgang kommen müsse; aber nach und nach begann er ernstlich besorgt zu werden. Von seinen Kerzen war eine um die andere ausgebrannt, und seine Kräfte fingen zu schwinden an, denn er hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen, und nachdem er offenbar stundenlang herumgeirrt war, fand er sich auf derselben Stelle wieder. Zuerst hatte er nachlässig um sich geschaut und gleichgültig die Inschriften auf den Gräbern gelesen; als aber seine Kräfte und seine Hoffnungen auf Erlösung immer mehr schwanden, da fingen diese hehren Denkmäler des Todes an, in einer Sprache zu seiner Seele zu sprechen, die sie nicht von sich weisen, noch mißverstehen konnte. „Beigesetzt in Frieden," war der Bewohner des einen Grabes, „ruhend in Christus," der eines anderen, und selbst die tausend Namenlosen rings umher schliefen in stiller Ruhe, und jedem war das Siegel der mütterlich sorgenden Kirche an seinem Ruheplatze aufgedrückt. Und drinnen harrten die Gebeine auf den Schall der Engelsposaune, um zu einer glücklichen Auferstehung erweckt zu werden. Und er konnte in einigen Stunden tot sein, wie sie; er zündete seine letzte Kerze an und sank dann auf einen Haufen Schutt nieder; würden wohl auch ihn fromme Hände in Frieden beisetzen, wie diese? Auf dem kalten Boden, allein und

verlassen, sollte er sterben, unbemitleidet, unbetrauert, unbekannt. Hier sollte er modern und in Stücke zerfallen, und wenn nach Jahren seine Gebeine, des christlichen Begräbnisses entbehrend, gefunden würden, so mochte man vielleicht vermuten, daß es die verfluchten Überreste eines Apostaten seien, der sich in den Katakomben verirrt hatte, und selbst diese Gebeine mochten aus diesem geweihten Boden hinausgeworfen werden, wie er aus der Gemeinschaft der Kirche.

Das Ende kam schnell heran, wie er zu fühlen glaubte; sein Kopf schwindelte, sein Herz pochte. Die Kerze wurde schon so kurz, daß er sich die Finger verbrannte, und sie auf einen Stein neben sich stellen mußte. Sie hätte noch drei Minuten länger brennen mögen, aber ein vom Gewölbe herabsickernder Tropfen fiel darauf und löschte sie aus. So ängstlich suchte er noch diese weiteren drei Minuten Licht von diesem kleinen Stümpchen auszunutzen, so begierig war er, nur noch einen Blick auf die Außenwelt zu werfen, damit er nicht auf die Innenwelt schauen müßte, daß er Stein und Stahl herauszog und sich eine Viertelstunde lang abmühte, durch den Zunder, der von seinem eigenen Angstschweiße feucht geworden war, Feuer zu erhalten. Als er endlich den Rest der Kerze angezündet hatte, heftete er, anstatt sich im Scheine des Lichtes umzusehen, seine Augen stier auf die Flamme und wartete, bis sie das Stümpchen verzehrt haben würde, als ob sie der Zauber wäre, an welchem sein Leben hing, und dieses mit ihr erlöschen müßte. Bald verglühte der letzte Funke wie ein Glühwurm und erstarb.

War auch er gestorben? dachte er. Warum nicht? Vollkommene, ewige Finsternis war über ihn gekommen. Er war für immer ausgeschlossen von der Verbindung mit den Lebendigen, sein Mund sollte keine Speise mehr kosten, sein Ohr keinen Ton mehr hören, seine Augen kein Licht mehr schauen. Er war in der Gesellschaft der Toten, nur war sein Grab viel größer als ihres, aber demungeachtet war es eben so finster und einsam und für ewig geschlossen. Was ist der Tod anders?

Nein, es konnte noch nicht der Tod sein. Auf den Tod folgte ja noch etwas; aber eben dies sollte kommen.

Der Wurm begann an seinem Gewissen zu nagen und wuchs zusehends zu einer Viper an, und wand sich um sein Herz. Er versuchte an angenehme Dinge zu denken und vor seine Seele traten die stillen Stunden in der Villa bei Chromatius und Polycarp, ihre freundlichen Worte und ihre letzte Umarmung; aber aus diesem schönen Bilde fuhr ein vernichtender Blitz hervor; er hatte sie verraten, er hatte von ihnen gesprochen — mit wem? — Mit Fulvius und Corvinus. Die unglückliche Saite war berührt, wie der krankhafte Nerv eines Zahnes, von welchem der Schmerz sich gerade nach dem Centrum des Gehirns zieht. Das Trinkgelage, das unehrliche Spiel, die schändliche Heuchelei, der gemeine Verrat, der unaufrichtige Abfall, die schrecklichen Frevel am Heiligsten in den letzten Tagen, der mörderische Angriff an diesem Morgen — all dies trat vor ihn. Es waren Dämone, die Hand in Hand in der Finsternis ihn umtanzten, jauchzend, lachend, spottend, weinend, ächzend, die Zähne knirschend. Feuerfunken, die durch sein geschwächtes Gehirn aus seinen Augen flogen, schienen von flammenden Fackeln in ihren Händen zu sprühen. Er sank nieder und bedeckte seine Augen.

„Ich muß doch tot sein!“ sprach er bei sich selbst, „denn der höllische Pfuhl kann nichts Schlimmeres haben, als dies.“

Sein Herz war zu schwach zur Wut, es erlag der Ohnmacht der Verzweiflung. Seine Kraft nahm schnell ab, als es ihm plötzlich vorkam, wie wenn er in der Ferne einen Ton hörte. Er hielt es für eine Täuschung, aber eine ferne Harmonie traf wieder an sein Ohr. Er richtete sich auf, der Gesang wurde immer deutlicher, und tönte wie ein Chor lieblicher Engelsstimmen, aber in einer anderen Sphäre, so daß er zu sich sagte: „Wer hätte gedacht, daß der Himmel der Hölle so nahe wäre? Oder begleiten sie den furchtbaren Richter, welcher sich naht, um über mich Gericht zu halten?“

Und nun zeigte sich ein schwacher Lichtschimmer, so fern

wie die Töne, und die Worte der Melodie waren deutlich zu verstehen:

„In pace, in idipsum, dormiam et requiescam.“ *)

„Diese Worte sind nicht für mich; sie mögen bei der Beerdigung eines Märtyrers passen, aber nicht auf das Begräbnis eines Verworfenen.“

Das Licht nahm zu, es glich der Morgendämmerung, die in den Tag übergeht, drang in die Galerie und durchzog dieselbe, indem es wie in einem Spiegel eine Erscheinung zeigte, die zu deutlich war, um nicht wirklich zu sein. Zuerst kamen Jungfrauen in langen Gewändern und mit Lampen in der Hand, dann vier, die in ihrer Mitte eine in ein weißes Leintuch gehüllte Gestalt trugen, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, nach ihnen der jugendliche Akolythe Tarcisius, welcher ein Rauchfaß trug, von Weihrauch dampfend, und hinten nach anderen Geistlichen folgte der ehrwürdige Papst selbst, von Reparatus und einem anderen Diakon begleitet, Diogenes und seine Söhne mit trauernden Mienen und viele andere, unter welchen er Sebastian unterscheiden konnte, schlossen den Zug. Da viele auch Lampen oder Kerzen trugen, so schienen die Gestalten sich in einer sie begleitenden Atmosphäre des mildesten Lichtes zu bewegen.

Als sie an ihm vorüberzogen, sangen sie den nächsten Vers des Psalmes:

„Quoniam Tu Domine singulariter in spe constituisti me.“ **)

„Dies,“ rief er, sich erhebend, „dies ist für mich.“

Mit diesem Gedanken hatte er sich auf seinen Knieen aufgerichtet, und wie durch einen Strahl der Gnade kehrten Worte, die er früher gehört, wie ein Echo zu ihm zurück, Worte, die zu dem Augenblick paßten, Worte, die er — er fühlte es — aus-

---

*) „Ich schlafe darüber in Frieden und ruhe.“ Ps. 4, 9.

**) „Denn Du, Herr, hast mich sonderlich festgestellt in der Hoffnung.“ Ps. 4, 10.

sprechen mußte. Er kroch vorwärts, matt und schwach, die Galerie entlang, durch welche die Leichenprozession zog, und folgte ihr unbemerkt von ferne. Sie trat in ein Gemach, und es wurde hell darin, so daß ein Gemälde des guten Hirten in vollem Glanze auf ihn herabschaute; aber er wollte die Schwelle nicht überschreiten, sondern blieb davor stehen, auf die Brust klopfend und um Gnade betend.

Der Leichnam wurde sanft auf den Boden gelegt, man sang andere Psalmen und Hymnen und las Gebete vor, alles in dem heiteren Tone der Hoffnung, womit die Kirche immer vom Tode gesprochen hat. Endlich wurde die Leiche unter einem Bogen in das für sie bereitete Grab gelegt. Während dies geschah, näherte sich Torquatus einem der Zuschauer und flüsterte ihm die Frage zu:

„Wessen Leiche ist dies?"

„Es ist," erwiderte dieser, „die Beisetzung der seligen Cäcilia, welche heute morgen in diesem Kirchhofe in die Hände der Soldaten fiel und deren Seele Gott zu sich nahm."

„Dann bin ich ihr Mörder!" rief er mit dumpfem Stöhnen aus, und zu den Füßen des Papstes hinwankend, fiel er vor ihm nieder. Es dauerte einige Zeit, ehe er seine Gefühle ausdrücken konnte. Endlich fand er die Worte wieder, die er sich vorgenommen hatte zu sprechen, und sagte:

„Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und gegen Dich, und bin nicht würdig, Dein Kind zu heißen." Der Papst hob ihn freundlich auf, und drückte ihn an seine Brust mit den Worten:

„Sei willkommen, mein Sohn, in Deines Vaters Hause, wer Du auch sein magst; aber Du bist schwach und matt und bedarfst der Ruhe."

Sogleich wurde für eine Erfrischung gesorgt, allein Torquatus wollte nicht ruhen, bis er seine ganze Schuld und sein heutiges Verbrechen bekannt hatte; denn es war noch der Abend desselben Tages. Alle freuten sich über die Rückkehr des verlorenen Sohnes, über das Wiederfinden des verirrten Schafes.

Agnes warf den letzten zärtlichen Blick auf das Leichentuch

der blinden Jungfrau, schaute dann zum Himmel auf, und es deuchte ihr, als sehe sie die Selige zu den Füßen ihres Bräutigams sitzen und lächelnd mit weit geöffneten Augen eine Hand voll Blumen auf das Haupt des Büßers herabwerfend, die erste Frucht ihrer Fürbitte im Himmel.

Diogenes und seine Söhne trugen Sorge für Torquatus. In einem christlichen Hause in der Nähe verschaffte man ihm eine bescheidene Wohnung, damit er nicht im Bereiche der Versuchung oder der Verfolgung wäre, und er wurde in die Klasse der Büßenden aufgenommen, wo Jahre der Sühne, welche durch die Fürbitte der Bekenner, d. h. der künftigen Märtyrer abgekürzt werden konnten, ihn in den vollen Wiedergenuß der Vorrechte, um die er sich gebracht hatte, wieder einsetzen sollten.*)

Neunzehntes Kapitel.

Doppelte Rache.

Sebastians Besuch in dem Kirchhofe hatte nicht allein den Zweck, die Reliquien der ersten Märtyrin hierherzubringen, sondern auch, sich mit dem Papste Marcellinus wegen dessen Sicherheit zu beraten. Sein Leben war zu wertvoll für die Kirche, als daß es so früh geopfert werden durfte, und Sebastian wußte, wie eifrig man ihm nachstellte. Torquatus bestätigte dies, indem er

*) Das Bußsystem der ersten Kirche wird ausführlicher in einem Buche, das die zweite Periode der Kirchengeschichte — die Kirche der Basiliken — enthält, beschrieben werden. Es ist wohl bekannt, besonders aus den Schriften des heiligen Cyprian, daß jene, welche sich in der Verfolgung schwach zeigten und öffentlicher Buße unterworfen waren, eine Abkürzung ihrer Bußzeit, d. h. einen Ablaß, erhielten durch die Fürbitte der Bekenner oder der um des Glaubens willen Eingekerkerten.

Fulvius' Plane mitteilte und die Ursache seiner Anwesenheit bei der Dezemberordination. Die gewöhnliche päpstliche Residenz bot somit keinen sicheren Aufenthalt mehr und ein kühner Gedanke hatte sich des mutigen Kriegers bemächtigt, „des Beschützers der Christen", wie er in den Akten von der kirchlichen Autorität genannt wurde; er wollte nämlich den Oberhirten da unterbringen, wo niemand ihn vermuten, niemand sich träumen lassen werde, ihn aufzusuchen, — in dem Palast der Cäsaren selbst.*)

In einer Verkleidung verließ der heilige Bischof die Katakombe und wurde von Sebastian und Quadratus in die Gemächer einer vornehmen christlichen Dame, Namens Irene, gebracht, welche in einem abgelegenen Teile des Palastes wohnte, wo ihr Gemahl ein Hofamt hatte.

Am anderen Morgen in der Frühe erschien Sebastian bei Pankratius. „Mein lieber Knabe," sprach er, „Du mußt Rom augenblicklich verlassen und nach Kampanien gehen. Ich habe Pferde für Dich und Quadratus bereit, und es ist keine Zeit zu verlieren."

„Und warum, Sebastian?" erwiderte der Jüngling mit betrübtem Gesichte und thränenschwerem Auge. „Habe ich etwas Unrechtes gethan oder zweifelst Du an meiner Standhaftigkeit?"

„Keines von beiden, ich versichere Dich dessen; aber Du hast mir versprochen, Dich in allen Stücken von mir leiten zu lassen, und ich hatte Deinen Gehorsam nie notwendiger, als eben jetzt."

„Sag' mir, warum, guter Sebastian, ich bitte Dich!"

„Es muß noch ein Geheimnis bleiben."

„Was, noch ein zweites Geheimnis?"

„Es ist das nämliche Geheimnis wie das frühere, das zur selben Zeit offenbar werden soll; aber ich kann Dir sagen, was Du thun sollst, und dies wird Dich hoffentlich zufrieden stellen. Corvinus hat Befehl erhalten, Chromatius mit allen, die bei ihm weilen, festzunehmen; sie sind noch jung im Glauben, wie uns

*) Dies wird in den oben angeführten Akten erzählt.

das traurige Beispiel des Torquatus gezeigt hat. Ferner soll Corvinus, was noch schlimmer ist, Deinen alten Lehrer Cassianus zu Fundi grausam ums Leben bringen. Ich wünsche nun, daß Du seinem Boten (vielleicht geht er selbst) vorauseilst und unsere Freunde warnest."

Pankratius blickte wieder heiter auf; er sah, daß Sebastian ihm vertraute. „Dein Wunsch ist Grund genug für mich," sagte er lächelnd; „aber ich würde ans Ende der Welt gehen, um meinen guten Cassianus oder jeden anderen Mitchristen zu retten."

Er hatte bald seine Reisevorbereitungen getroffen, nahm von seiner Mutter herzlich Abschied, und noch ehe Rom aus dem Schlafe erwacht war, trabten er und Quadratus, jeder mit einem reichlich versehenen Sattelranzen, auf ihren gewaltigen Rossen über die Kampania von Rom hin, um die weniger besuchte und mehr sichere lateinische Straße zu erreichen.

Da Corvinus beschlossen hatte, die Expedition nach Kampanien in seiner eigenen Hand zu behalten, als ein ehrenvolles, Gewinn versprechendes und zugleich angenehmes Geschäft, so wurde dieselbe um einen Tag verschoben, damit er sich erst von den Schmerzen auf seinem Rücken erholen und die geeigneten Vorkehrungen treffen könnte. Er hatte einen Wagen gemietet und eine Schar numidischer Läufer gedungen, welche mit einem Wagen in vollem Galoppe gleichen Schritt halten konnten; allein er war zwei Tagreisen hinter den beiden Christen zurück, wiewohl er natürlich auf der kürzeren und mehr betretenen appischen Straße reiste.

Als Pankratius auf der „Villa der Statuen" ankam, fand er die kleine Gemeinde bereits in Aufregung durch die Gerüchte von der Publikation des Ediktes, welche dahin gedrungen waren. Er wurde von allen aufs wärmste bewillkommt, und Sebastians Warnungsbrief mit tiefer Ehrfurcht aufgenommen. Gebet und Beratung folgten dem Durchlesen desselben, und verschiedene Beschlüsse wurden gefaßt. Marcus und Marcellianus waren mit ihrem Vater Tranquillinus bereits zur Ordination nach Rom

gegangen. Nicostratus, Zoë und andere reisten ihnen nun nach. Chromatius, welchem die Marterkrone nicht bestimmt war, obgleich er am 11. August von der Kirche mit seinem Sohne Tiburtius gefeiert wird, fand für einige Zeit eine Zuflucht in Fabiolas Villa, wozu man sich die Erlaubnis der Besitzerin erwirkt hatte, ohne daß sie den Grund wußte, weshalb Chromatius auf ihrer Villa zu verweilen wünschte. Die „Villa der Statuen" endlich wurde einigen treuen Dienern anvertraut, auf die man sich vollständig verlassen konnte.

Als die beiden Reisenden sich und ihren Pferden eine gute Rast gegönnt hatten, ritten sie auf demselben Wege, den Torquatus unlängst gemacht hatte, nach Fundi, wo sie in einem unansehnlichen Wirtshause außerhalb der Stadt am römischen Wege einkehrten. Pankratius fand bald seinen alten Lehrer, welcher ihn herzlich begrüßte. Er teilte ihm seine Botschaft mit und drang in ihn, zu fliehen oder sich wenigstens zu verbergen.

„Nein," sagte der gute Mann, „das thue ich nicht. Ich bin schon alt und meines unfruchtbaren Geschäftes müde. Ich und mein Diener sind die einzigen zwei Christen in der Stadt. Die besten Familien haben allerdings ihre Kinder in meine Schule geschickt, weil sie wußten, daß dieselben doch so sittlich streng gehalten werden, als es das Heidentum gestattet; allein ich habe nicht einen einzigen Freund unter meinen Schülern gerade wegen dieser Strenge. Sie besitzen nicht einmal die natürliche Bildung römischer Heiden; es sind rohe Landburschen, und ich glaube sogar, es giebt einige unter den älteren, die sich kein Gewissen daraus machen würden, mir das Leben zu nehmen, wenn sie es ungestraft thun könnten."

„Was für ein trauriges Leben müßt Ihr führen, Cassianus! Habt Ihr denn keinen Eindruck auf sie gemacht?"

„Wenig oder gar keinen, lieber Pankratius. Und wie kann ich's auch, wenn ich mit ihnen jene gefährlichen Erdichtungen der römischen und griechischen Litteratur lesen muß? Nein, ich habe

durch meine Worte wenig ausgerichtet, vielleicht, daß mein Tod mehr für sie thun kann."

Pankratius fand alles Zureden vergeblich und würde am liebsten mit seinem alten Lehrer gemeinschaftlich den Tod erlitten haben, hätte er nicht Sebastian versprochen, sein Leben während der Reise nicht aufs Spiel zu setzen; allein er beschloß, in der Nähe der Stadt zu bleiben und den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten.

Corvinus kam mit seinen Leuten in der Villa des Chromatius an und drang früh am Morgen plötzlich durch das Thor ein. Er fand das Haus leer, suchte es durch und durch, entdeckte aber weder eine Person, noch ein Buch oder ein Zeichen von Christentum. Enttäuscht und voll Unruhe blickte er um sich, und da er einen Diener im Garten arbeiten sah, so fragte er ihn, wo sein Herr sei.

„Herr nicht sagen Sklaven, wohin er geht," war die Antwort, in einem schlechten Latein.

„Du hast mich zum besten. Welchen Weg ging er mit seinen Gefährten?"

„Durch jenes Thor."

„Und dann?"

„Schaut jenen Weg," antwortete der Diener; „Ihr seht Thor? Ganz wohl; Ihr seht nicht mehr; ich hier arbeiten, ich sehen auch nicht mehr als Thor."

„Wann gingen sie fort? Das wirst Du doch sagen können."

„Nachdem die Zwei kamen von Rom."

„Was für zwei? Immer zwei, scheint's."

„Ein guter Jüngling, sehr hübsch, singt so schön. Der andere, sehr dick, sehr stark, ach sehr! Seht Ihr dort jenen jungen Baum ausgerissen mit der Wurzel? Er that das so leicht, als ich meinen Spaten aus dem Boden ziehe."

„Es sind richtig wieder jene zwei!" rief Corvinus voll Wut aus. „Wieder hat der feige Bube meine Plane durchkreuzt und meine Hoffnungen vernichtet. Er soll dafür büßen."

Sobald er ein wenig ausgeruht hatte, setzte er seine Reise wieder fort, fest entschlossen, alle seine Wut an seinem alten Lehrer auszulassen, falls nicht der, welchen er als seinen bösen Genius ansah, ihm auch hier wieder zuvorgekommen war. Auf dem ganzen Wege beschäftigte er sich mit Racheplänen gegen Lehrer und Mitschüler, und es freute ihn höllisch, daß wenigstens einer zu Fundi war, als er dort ankam. Er zeigte dem Statthalter den Befehl zur Verhaftung und Bestrafung des Cassianus, als eines höchst gefährlichen Christen; allein dieser Beamte, ein humaner Mann, bemerkte ihm, daß einer solchen Vollmacht gegenüber das gewöhnliche gerichtliche Verfahren überflüssig sei, Corvinus möge selbst handeln. Er bot ihm den Beistand eines Scharfrichters und anderes Erforderliche an, was Corvinus ablehnte, denn er war bereits mit hinlänglichen Strafmitteln versehen, doch nahm er einen öffentlichen Diener mit sich.

Er ging auf das Schulhaus zu, als eben die Schüler dort versammelt waren, verschloß die Thüre und machte Cassianus, der ihm mit offenen Armen und freundlichem Gesichte zum Gruße entgegentrat, den Vorwurf eines Verschwörers gegen den Staat und eines verräterischen Christen. Ein lautes Geschrei erhob sich aus dem Knabenhaufen, und am Tone, am Aussehen der Schreier merkte Corvinus sofort, daß viele seinesgleichen darunter sein mochten, — junge Bären mit Hyänenherzen.

„Buben," rief er aus, „liebt ihr eueren Lehrer Cassianus? Er war einst auch meiner, und ich hab' ihm noch manches heimzuzahlen."

Ein Geheul der Verwünschung erscholl von den Bänken.

„Dann habe ich gute Nachrichten für euch; hier ist die Erlaubnis von dem göttlichen Kaiser Maximian, daß ihr mit ihm thun könnt, was euch beliebt."

Ein Hagel von Büchern, Schreibtafeln und anderen Schulrequisiten wurde gegen den Lehrer geschleudert, welcher unbeweglich mit gekreuzten Armen vor seinem Verfolger stand. Dann drangen sie von allen Seiten zu einem rohen Angriffe drohend auf ihn ein.

„Halt, halt!“ rief Corvinus aus, „wir müssen systematischer zu Werke gehen.“ Er hatte sich in Gedanken in seine eigene Schulzeit zurückversetzt, in jene Tage, an die man sich mit sanfteren Gefühlen zu erinnern pflegt, als sie gewöhnlich die Gegenwart erweckt. Aber wo andere nur das Bild fröhlicher, glücklicher Stunden finden, suchte er in seinem Gedächtnisse nach etwas, was ihm damals am meisten zur Genugthuung gereicht hätte und was er nun vielleicht der hoffnungsvollen Jugend, die ihn umstand, gewähren könnte; allein er konnte nichts finden, was ihm ein größerer Genuß gewesen wäre, als seinem Lehrer jeden strafenden Rutenstreich heimzuzahlen, und ihm jedes Wort des Tadels, das er empfangen, in Blut auf seinen Leib zu schreiben. Köstlicher Gedanke, der sich nun verwirklichen sollte!

Es ist ferne von uns, die Gefühle des freundlichen Lesers durch die Beschreibung der grausamen und satanischen Martern zu verletzen, womit die heidnischen Verfolger unsere christlichen Vorfahren quälten. Wenige Beispiele sind schrecklicher und dabei besser beglaubigt, als das des Märtyrers Cassianus.

Gebunden in die Mitte dieser jungen Tiger gestellt, wurde er ihrer bübischen Grausamkeit als langsames Opfer überlassen. Einige schrieben, wie uns der christliche Dichter Prudentius erzählt, mit den stählernen Spitzen, womit man die Schrift auf wächserne Tafeln einzugraben pflegte, ihre Aufgaben auf ihn; andere fügten mit dem Scharfsinne einer frühreifen Brutalität seinem zerfleischten Leibe jede erdenkliche Qual zu. Blutverlust und heftige Pein erschöpften ihn endlich, und er fiel auf den Boden nieder, ohne wieder aufstehen zu können.

Ein Jubelgeschrei folgte, neue Schändlichkeiten wurden verübt, und der Trupp junger Teufel zerstreute sich, um sich zu Hause ihrer Heldenthaten zu rühmen. Christen ein anständiges Begräbnis zu geben, kam den Verfolgern nie in den Sinn, und Corvinus, welcher seine Augen an dem Schauspiele seiner Rache geweidet und seine willigen Werkzeuge zu ihren Grausamkeiten angeleitet hatte, ließ den sterbenden Mann, wo er lag, damit er

unbeachtet sein Leben aushauche. Sein treuer Diener jedoch hob ihn auf, legte ihn auf sein Bett und gab, wie es verabredet war, Pankratius Nachricht, welcher sich bald an seiner Seite befand, während sein Gefährte Anstalten zu ihrer Abreise traf. Der Jüngling entsetzte sich bei dem Anblicke seines alten Lehrers und nicht minder, als er hörte, welche ausgesuchten Martern dieser bestanden hatte; aber er erbaute sich auch an dessen Geduld, denn nicht ein Wort des Vorwurfes war ihm entschlüpft, und Gebet allein hatte seine Gedanken und seine Zunge beschäftigt.

Cassianus erkannte seinen lieben Zögling, lächelte ihn an und drückte seine Hand in der seinigen, konnte aber nicht sprechen; nachdem er noch bis zum Morgen gelitten, gab er sanft seinen Geist auf. Die letzten Ehren eines christlichen Begräbnisses wurden ihm in der Stille in dem Hause erwiesen, welches ihm gehörte. Dann eilte Pankratius weg, mit schwerem Herzen und nicht geringem Zorn über den herzlosen Wilden, welcher ein solches Trauerspiel ersonnen hatte und ohne Gewissensbisse Zeuge davon war. In letzterer Beziehung täuschte er sich jedoch; denn kaum hatte Corvinus seine Rache gesättigt, als er die ganze Schmach und Schande seiner That fühlte; er fürchtete, sie möchte seinem Vater zu Ohren kommen, welcher Cassianus immer geschätzt hatte; er fürchtete den Unwillen der Eltern, deren Kinder er an diesem Tage eigentlich demoralisiert und zu einem Verbrechen verführt hatte, welches nicht viel weniger, als ein Vatermord war. Er befahl seine Pferde anzuspannen; aber man sagte ihm, sie müßten noch einige Stunden ausruhen. Dies vermehrte sein Mißbehagen, und er setzte sich zum Trinken nieder, um seine Sorge zu betäuben und sich die Zeit zu vertreiben.

Endlich brach er auf, und nachdem er unterwegs ein paar Stunden Rast gemacht hatte, fuhr er durch die Nacht dahin. Der Weg, von anhaltendem Regen aufgeweicht, lief zwischen zwei Reihen von Bäumen an dem großen Kanale hin, welcher die pontinischen Sümpfe entwässert.

Corvinus hatte beim Anhalten wieder getrunken und war

erhitzt von Wein, Unruhe und Gewissensbissen. Der langsame Schritt seiner ermatteten Rosse brachte ihn auf, und er trieb sie wütend mit der Peitsche an. Während die Hiebe auf sie niederfielen, hörten sie das Getrabe anderer Pferde schnell hinter sich herkommen, und raseten davon mit nicht zu zügelnder Eile. Die Diener blieben bald zurück, und die durchgehenden Pferde galoppierten zwischen den Bäumen auf dem schmalen Pfade neben dem Kanale hin, indem sie den Wagen entsetzlich hin- und herrissen. Als die hinterher kommenden Reiter das heftige Dröhnen und Rasseln von Hufen und Rädern und das Geschrei der dem Wagen nacheilenden Diener hörten, gaben sie ihren Pferden die Sporen und sprengten vorwärts. Sie waren kaum an den Dienern vorbei, als sie ein Krachen und ein Geräusch im Wasser hörten. Eines der Räder war gegen einen Baumstamm gestoßen, der Wagen umgefallen und sein halbbetrunkener Lenker kopfüber ins Wasser gestürzt. Im Augenblicke waren Pankratius und sein Begleiter von den Pferden gesprungen und befanden sich am Rande des Kanals.

Bei dem schwachen Scheine des aufgehenden Mondes und am Tone der Stimme erkannte der Jüngling den im trüben schlammigen Strome kämpfenden Corvinus. Es war nicht tief an der Stelle, aber das hohe Ufer war naß und schlüpfrig, und so oft der Verunglückte hinaufzuklimmen versuchte, glitt sein Fuß aus und er fiel mitten ins Wasser zurück. Er war von diesem kalten Bade bereits beinahe erstarrt und erschöpft.

„Es würde ihm recht geschehen, wenn man ihn seinem Schicksale überließe,“ brummte der rauhe Centurio.

„Still, Quadratus! Wie könnt Ihr so reden? Haltet mich bei der Hand! So!“ sagte der Jüngling, indem er sich über das Ufer lehnte und seinen Feind am Arme ergriff, als derselbe eben einen verdorrten Strauch, woran er sich hielt, loslassen mußte und erschöpft in den Strom zurückfallen wollte; es wäre sein letzter Fall gewesen. Sie zogen ihn heraus und legten ihn auf die Straße, ein bemitleidenswerter Anblick sogar für seinen größten

Feind. Sie rieben seine Schläfe und Hände, und er begann eben wieder Leben zu zeigen, als seine Diener herankamen. Diesen übergaben sie ihn zur Pflege und händigten ihnen auch seine Börse ein, welche ihm aus dem Gürtel gefallen war, als er aus dem Kanal gezogen wurde. Pankratius aber setzte sich in den Besitz seines eigenen Messers, welches mit herausgefallen war und das Corvinus als Beweisstück bei sich trug, um ihn zu überführen, daß er das Edikt herabgeschnitten habe. Als Corvinus wieder zum Bewußtsein kam, gaben seine Diener vor, sie hätten ihn aus dem Wasser gezogen, aber seine Börse müsse darin verloren gegangen sein. Sie trugen ihn nach einer nahen Bauernhütte, richteten den Wagen wieder her, und hielten mit seinem Gelde ein tüchtiges Zechgelage, während er schlief.

So waren an einem Tage zwei Handlungen der Rache vollzogen worden — die eines Heiden und die eines Christen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die öffentlichen Arbeiten.

Wenn schon vor dem Edikte christliche Gefangene unter harten Mühen und im Schweiße ihres Angesichtes die Thermen des Diokletian bauten, so wird es nicht überraschen, daß ihre Anzahl und ihre Leiden mit der wachsenden Wut einer höchst grausamen Verfolgung noch mehr zunahmen. Man erwartete den Kaiser selbst zur Einweihung seines Lieblingswerkes und verdoppelte daher die Zahl der Arbeiter, um die Vollendung desselben zu beschleunigen. Lange Reihen aneinander gefesselter, vermeintlicher Verbrecher kamen jeden Tag aus dem Hafen von Luna, aus Sardinien und selbst aus der Krimm oder dem Chersones an, wo man sie in den Steinbrüchen und Bergwerken beschäftigt hatte, und wurden nun zu den schwereren Arbeiten des Baues verwendet. Baumaterial

herbeizuschaffen, Steine und Marmor zu sägen und zuzuhauen, Mörtel anzumachen und die Mauern aufzubauen — das waren die Arbeiten, die man den wegen ihrer Religion Verurteilten auferlegte; viele von ihnen waren an ein so gemeines Geschäft gar nicht gewöhnt. Für ihre Mühe empfingen sie denselben Lohn wie die Maultiere und Ochsen, die ihre Beschäftigung teilten. Wenig Besseres als einen Stall zum Schlafen, gerade hinreichende Nahrung, um die Kräfte zu erhalten und die notwendige Kleidung, um sich vor der Ungunst des Wetters zu schützen — dies war alles, was sie zu erwarten hatten. Fesseln an den Knöcheln, schwere Ketten, um ihr Entweichen zu verhindern, vermehrten noch ihre Leiden, und Aufseher, um so willkommener, je rücksichtsloser sie waren, bewachten jeden Gang mit der Peitsche oder dem Stock in der Hand, stets bereit, die Mühe der Arbeit durch Qual noch zu erhöhen, entweder um ihre eigene Grausamkeit an Wehrlosen auszulassen oder um ihren noch grausameren Herren zu gefallen.

Allein die Christen in Rom widmeten diesen heiligen Bekennern, welche von ihnen hoch verehrt wurden, besondere Sorgfalt. Ihre Diakone besuchten sie, indem sie die Wächter bestachen, und junge Leute wagten sich kühn unter dieselben, um nahrhaftere Speise, oder wärmere Kleidung an sie zu verteilen, oder ihnen die Mittel zu geben, um sich von ihren Aufsehern eine bessere Behandlung zu erkaufen. Sie pflegten sich dann auch ihrem Gebete zu empfehlen, indem sie die Ketten und die Wunden küßten, welche diese heiligen Bekenner um Christi willen an sich trugen.

Diese Versammlung von Leuten, die verurteilt waren, weil sie ihrem göttlichen Meister treu dienten, war auch noch zu einem anderen Zwecke nützlich. Wie der Fischteich, worin der üppige Lucullus seine Lampreten zum Schmause mästen ließ; wie die Käfige, worin seltene Vögel, die Ställe, in welchen wohlgenährtes Schlachtvieh zum Opfer oder Feste eines kaiserlichen Jahrtages aufbewahrt wurden; wie die Höhlen neben dem Amphitheater,

worin man wilde Bestien zur Schaustellung in den öffentlichen Spielen unterhielt, ebenso waren die öffentlichen Bauten die Vorratskammern, aus denen man zu jeder Zeit das Material zu einer blutigen Hekatombe nehmen oder womit die Begierde des Volkes nach grausamen Schauspielen bei Gelegenheit eines Festes befriedigt werden konnte; denn die christlichen Bauleute waren das Futter für die reißenden Tiere, so oft das römische Volk sich an jenen wilden Gelüsten zu weiden wünschte.

Eine solche Gelegenheit nahte eben heran. Die Verfolgung war bis jetzt noch ohne Bedeutung geblieben, hatte gezögert, keine wichtige Person war noch festgenommen, der fehlgeschlagene Angriff am ersten Tage war noch nicht ganz verschmerzt und man erwartete etwas Großartigeres. Das Volk verlangte mehr Unterhaltung, und der herannahende kaiserliche Geburtstag gab Gelegenheit hierzu. Die wilden Bestien, welche Sebastian und Pankratius gehört hatten, brüllten noch immer nach ihrer Beute. Man möchte glauben, das „Christianos ad leones“ sei von ihnen so ausgelegt worden, als ob die Christen ihnen mit Recht gehörten.

An einem Nachmittage gegen Ende Dezember ging Corvinus nach den Bädern Diokletians, von Catulus begleitet, welcher für geeignete Kämpfer im Amphitheater ein geübtes Auge hatte, ungefähr wie auf einem Jahrmarkte ein gewandter Händler für das Vieh. Er rief nach Rabirius, dem Oberaufseher der Verurteilten, und sagte zu ihm:

„Rabirius, ich komme auf Befehl des Kaisers, um eine hinreichende Anzahl der verruchten Christen, die Du unter Dir hast, für die Ehre des Kämpfens im Amphitheater bei Gelegenheit des kommenden Festes auszuwählen.“

„Ich kann keine entbehren,“ antwortete der Aufseher, „ich muß die Bauten in der gegebenen Frist vollenden, und dies kann ich nicht, wenn es mir an Händen dazu fehlt.“

„Da kann ich nicht helfen; andere werden die Stelle jener ersetzen, die wir Dir nehmen. Du mußt Catulus und mich durch

Dein Revier führen, und uns die wählen lassen, welche uns zusagen."

Obwohl Rabirius über dieses Ansinnen brummte, so gab er doch nach, und führte sie in einen gewaltigen Hof, der eben erst überwölbt war. Man trat durch eine kreisförmige Vorhalle ein, welche wie das Pantheon von oben sein Licht erhielt. Diese führte nach einem der kürzeren Arme einer kreuzförmigen weiten Halle mit einer Reihe geringerer, aber immerhin noch hübscher Gemächer. An jedem Winkel der Halle, wo die Arme einander durchschnitten, sollte ein gewaltiger Granitpfeiler aus einem Block aufgerichtet werden. Zwei standen bereits an ihrem Platze, einer war mit Seilen umschnürt, die um eine Winde liefen, und sollte morgen aufgestellt werden.

Eine Anzahl Leute war eifrig beschäftigt, die letzten Vorbereitungen hierzu zu treffen. Catulus gab Corvinus einen Wink und deutete mit dem Daumen auf zwei schöne Jünglinge, welche, nach Sklavenart bis zum Gürtel entblößt, wahre Prachtexemplare athletischer Formen waren.

„Diese zwei muß ich haben, Rabirius," sagte der Aufseher über die wilden Tiere, „sie sind wie für meinen Zweck geschaffen. Gewiß sind es Christen, denn sie arbeiten so freudig."

„Ich kann sie für den Augenblick unmöglich entbehren. Sie sind mir sechs Mann wert, oder wenigstens ein paar Pferde. Wartet, bis die schwere Arbeit gethan ist, und dann stehen sie zu Eueren Diensten."

„Wie heißen sie, damit ich sie aufnotiere? Und vergiß nicht, sie gut zu halten."

„Sie heißen Largus und Smaragdus; es sind junge Leute von guter Familie, aber sie arbeiten wie Plebejer, und werden nicht ungern mit Euch gehen."

„Sie sollen ihren Wunsch haben," sagte Corvinus aufgeräumt. Und so geschah es auch später.

Während sie ihren Gang durch die Bauten fortsetzten, wählten sie noch eine Anzahl anderer Gefangener aus; bei manchen der-

selben erhob zwar Rabirius Einreden, aber gewöhnlich vergebens. Endlich kamen sie zu einem jener Gemächer, welche die südliche Seite des längeren Armes der Halle begrenzten. In einem derselben sahen sie eine Gruppe Gefangener, die nach ihrer Arbeit ruhten. Den Mittelpunkt bildete ein alter Mann von höchst ehrwürdigem Äußeren, mit einem langen, weißen Bart, der auf seine Brust herabfiel, und von freundlichem Angesichte. Es war der Bekenner Saturnin, nun in seinem achtzigsten Jahre stehend, und doch mit zwei schweren Ketten belastet. Auf beiden Seiten waren die jüngeren Gefangenen Cyriacus und Sisinnius, von welchen berichtet wird, daß sie bei ihrem Tagewerk, einer auf jeder Seite des Greises, ihm die Fesseln trugen. Ja, man erzählt, daß sie eine besondere Lust daran fanden, neben ihrem eigenen Arbeitsteil ihren schwächeren Brüdern zu helfen und die Arbeit für sie zu thun;*) ihre Zeit war noch nicht gekommen, denn beide wurden, ehe sie die Märtyrerkrone empfingen, unter dem nächsten Pontifikate zu Diakonen geweiht.

Mehrere andere Gefangene lagen auf dem Boden zu den Füßen des alten Mannes, während er, auf einem Marmorblocke sitzend, mit freundlichem Ernste zu ihnen redete und ihre Aufmerksamkeit so fesselte, daß sie ihre Leiden zu vergessen schienen. Was mochte er ihnen wohl sagen? Vergalt er etwa dem Cyriacus seine außerordentliche Menschenliebe damit, daß er ihm sagte, zum Andenken daran würde ein Teil des unermeßlichen Gebäudes, das sie eben mühsam aufrichten wollten, unter seiner Anrufung Gott geweiht und ein Titel werden, und ein berühmter Name würde die Reihe der Kardinäle dieses Titels schließen?**) Oder berichtete er ihnen eine andere noch herrlichere Vision: wie dies kleine

---

*) Siehe Piazza, über die Kirche Santa Maria degli Angeli, in seinem Werke über die Stationen Roms.

**) Der letzte Kardinal des erloschenen Titels von St. Cyriacus, welche Kirche aus einem Teil dieser Bäder gebildet wurde, war Kardinal Bembo.

Oratorium unter der Leitung des gewaltigsten Künstlergenies, das die Welt je sehen sollte, von einem herrlichen Tempel zu Ehren der Engelskönigin umschlossen werden würde, welcher diese ganze stolze Halle mit ihrem Vorhofe umfassen sollte?*) Welcher Gedanke hätte für diese armen gedrückten Gefangenen tröstlicher sein können, als der, daß sie nicht sowohl für den Luxus eines heidnischen Volkes oder die verschwenderische Pracht eines nichtswürdigen Kaisers Bäder aufrichteten, sondern vielmehr eine der stattlichen Kirchen aufbauten, worin der wahre Gott angebetet und die jungfräuliche Mutter, die ihn im Fleische gebar, andächtig verehrt wird?

Corvinus sah die Gruppe aus der Ferne; er hielt still und fragte den Aufseher nach den Namen der Gefangenen. Derselbe nannte sie, und fügte dann hinzu: „Ihr könnt jenen Alten nehmen, wenn Ihr wollt, denn mit seiner Arbeit verdient er nicht einmal sein Essen.“

„Danke schön,“ versetzte Corvinus; „er würde eine hübsche Figur im Amphitheater machen. Mit so alten, abgelebten Geschöpfen, die ein einziger Streich von der Tatze eines Bären oder Tigers umbringt, ist dem Volke nicht gedient. Es will junges Blut fließen und die Fülle des Lebens im Kampfe gegen Wunden und Streiche sehen, ehe der Tod dem Schauspiele ein Ende macht. Aber da ist ja einer, den Ihr nicht genannt habt, sein Gesicht ist von uns abgewandt, er trägt nicht die Gefangenenkleidung und hat auch keine Fesseln, — wer ist das?“

„Ich kenne seinen Namen nicht,“ antwortete Rabirius; „aber es ist ein feiner Jüngling, der sich viel unter den Gefangenen aufhält, sie tröstet und ihnen zuweilen sogar bei ihrer Arbeit

---

*) Michel Angelo. Die prachtvolle Kirche St. Maria degli Angeli wurde von ihm aus der im Texte beschriebenen Centralhalle und dem herumlaufenden Vestibulum hergestellt. Der Fußboden wurde später erhöht; so wurden die Pfeiler kürzer und das Gebäude um einige Fuß niederer.

hilft. Er zahlt natürlich gut für die Erlaubnis dazu, und daher ist es nicht unsere Sache, Fragen an ihn zu stellen."

„Aber meine Sache ist es!" rief Corvinus heftig aus und trat näher hinzu. Seine Stimme traf das Ohr des Fremden, und er wandte sich um. Da sprang Corvinus auf ihn mit dem wilden Blicke und der Behendigkeit eines Tigers, hielt ihn fest und rief jubelnd aus: „Fesselt ihn sogleich! Diesmal wenigstens, Pankratius, sollst Du mir nicht entwischen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Gefängnis.

Wenn ein Christ in unseren Tagen genauer kennen zu lernen wünscht, was seine Vorfahren in den drei Jahrhunderten der Verfolgung für den Glauben erduldeten, so möchten wir nicht, daß er sich mit dem Besuche der Katakomben begnüge, wie wir sie ihm zu schildern unternahmen, und so erfahre, was für ein Leben sie führen mußten, sondern wir möchten ihm raten, jene unvergänglichen Erinnerungen, die Akten der Märtyrer zu durchlesen, die ihm zeigen werden, wie sie zu sterben verstanden. Wir kennen nächst Gottes heiligem Worte keine so rührenden, so lieblichen, tröstlichen Schriften, die so sehr geeignet sind, den Glauben und die Hoffnung zu stärken, als diese ehrwürdigen Denkmäler. Und wenn unser Leser keine hinreichende Muße hat, viel über diesen Gegenstand zu lesen, so möge er sich wenigstens mit einem dieser Dokumente beschäftigen, die echten Akten der heiligen Perpetua und Felicitas. Allerdings werden sie von dem Gelehrten am liebsten in ihrem einfachen, afrikanischen Latein gelesen, aber wir hoffen, daß uns bald irgend jemand eine gediegene Übersetzung dieser und einiger anderer ähnlicher Dokumente der ersten Christen liefern wird. Diejenigen, welche wir oben hervorgehoben haben,

sind die nämlichen, welche bereits der heilige Augustin kannte, und niemand vermag sie ohne Rührung zu lesen. Wenn der Leser die krankhafte Empfindlichkeit und die überspannte Aufregung, die ein moderner französischer Schriftsteller in dem erdichteten Tagebuch eines zum Tode verurteilten Verbrechers bis zur Stunde der Hinrichtung zu schildern versuchte, mit dem kunstlosen Pathos und der entzückenden Wahrhaftigkeit vergleichen wollte, welche eine ähnliche Erzählung der Vivia Perpetua, einer zarten einundzwanzigjährigen Frau, durchdringt, so würde er keinen Anstand nehmen, zu erklären, um wie viel natürlicher, anmutiger und fesselnder die schlichten Erzählungen des Christentums sind, als die kühnsten Gebilde der Poesie. Und wenn unser Geist sich gedrückt fühlt, oder die kleinlichen Verfolgungen unserer Zeit unser schwaches Herz geneigt machen, zu murren, so können wir nichts Besseres thun, als uns zu jener wirklich goldenen, weil wahrhaften Legende wenden oder zur Geschichte der edlen Märtyrer von Vienne oder Lyon oder zu den vielen noch vorhandenen Erzählungen, um unseren Mut durch die Betrachtung dessen zu stählen, was Kinder und Frauen, Katechumenen und Sklaven, ohne zu murren, für Christum duldeten.

Allein wir sind von unserer Erzählung abgekommen. Pankratius und etliche zwanzig andere wurden gefesselt und aneinander gekettet durch die Straßen zum Gefängnis geführt. Während man sie so hinschleppte, hilflos daherwankend, wurden sie von den Wächtern, die sie führten, unbarmherzig geschlagen, und einige Personen, die nahe vorüberkamen, teilten Faustschläge und Fußtritte an sie aus, während die Entfernten sie mit Steinen oder Kot bewarfen oder ihnen empörende Schimpfworte zuriefen.*) Endlich erreichten sie das Mamertinische Gefängnis und wurden hineingestoßen zu anderen bereits hier befindlichen Opfern beiderlei Geschlechtes, die ihren Tod erwarteten. Pankratius hatte, während

---

*) Siehe die Erzählung des heiligen Pothinus, Ruinart I. p. 145.

man ihm Handfesseln anlegte, gerade noch Zeit, einen der Söldner zu bitten, seine Mutter und Sebastian von dem Geschehenen zu benachrichtigen, indem er ihm seine Börse in die Hand drückte.

Ein Gefängnis im alten Rom war nicht der Ort, wohin ein armer Mann sich gesehnt hätte, um da besseres Essen und eine angenehmere Wohnung zu finden als daheim. Zwei oder drei dieser Kerker sind noch vorhanden, und eine kurze Beschreibung des eben erst erwähnten wird unserem Leser einen Begriff davon geben, was es hieß, Bekenner zu werden, abgesehen vom Martertum.*)

Das Mamertinische Gefängnis besteht aus zwei viereckigen unterirdischen Kammern, eine unter der anderen, mit nur einer einzigen runden Öffnung in der Mitte jeden Gewölbes, wodurch allein Licht, Luft, Nahrung, Geräte und die Gefangenen selbst hineinkommen konnten. Wenn der obere Stock voll war, so können wir uns denken, wie viel Luft und Licht den unteren erreichen konnte, und einen anderen Weg gab es nicht. In den aus großen Steinblöcken zusammengefügten Mauern waren oder sind vielmehr Ringe befestigt, um die Gefangenen anzuschließen, aber viele wurden auf den Boden und ihre Füße in den Stock gelegt. Die erfinderische Grausamkeit der Verfolger erhöhte oft noch die Unbequemlichkeit des Liegens auf dem feuchten Steinpflaster, indem sie dies einzige Bett, welches den verstümmelten Gliedern und zerfleischten Rücken der gemarterten Christen vergönnt war, mit Scherben bestreuten. Daher hören wir von einer Gesellschaft von Märtyrern in Afrika, mit den heiligen Saturnin und Dativus an der Spitze, die alle durch ihre Leiden im Gefängnisse umkamen, und die Akten der Märtyrer von Lyon belehren uns, daß viele neue Ankömmlinge im Kerker

*) Bekenner wurden die Christen genannt, welche aus Anlaß ihres Bekenntnisses Strafe zu erdulden hatten, ohne das Leben lassen zu müssen. Erst der Tod für seinen Glauben erhob den Bekenner zum Märtyrer.

infolge der unmenschlichen Behandlung starben, ehe sie noch irgend eine Folter erduldet hatten, wogegen einige, welche so grausam gemartert dahin zurückkehrten, daß ihre Wiederherstellung hoffnungslos schien, ohne ärztlichen oder anderen Beistand daselbst wieder genasen.*) In solchen Zeiten erkauften sich die Christen den Zutritt zu diesen Wohnungen des Schmerzes, aber nicht der Verzweiflung und suchten durch geistige und leibliche Erquickung die Lage ihrer geliebten Brüder zu lindern.

Die römische Gerechtigkeitspflege verlangte wenigstens die äußeren Formen eines Prozesses, und deshalb wurden die Christen aus ihren Kerkern vor den Richterstuhl geführt, wo man sie einem Verhöre unterwarf, von welchem höchst merkwürdige Beispiele in den prokonsularischen Akten der Märtyrer aufbewahrt sind, in demselben Wortlaut, wie sie von dem Sekretär oder Registrator des Gerichtshofes eingetragen wurden.

Als man den neunzigjährigen Bischof von Lyon, Pothinus, fragte: „Wer ist der Gott der Christen?" so gab er mit einfacher Würde zur Antwort: „Wenn Du würdig bist, wirst Du es erfahren."**) Manchmal pflegte der Richter mit seinen Gefangenen sich in einen wissenschaftlichen Streit einzulassen, und zog dabei notwendig den kürzeren, obgleich der Verhörte selten weiter ging, als daß er einfach sein christliches Glaubensbekenntnis wiederholte. Oft, wie es bei einem gewissen Ptolemäus der Fall war und der heilige Justin so schön erzählt, oder bei der heiligen Perpetua, begnügte sich der Richter mit der einfachen Frage: „Bist Du ein Christ?" und auf eine bejahende Antwort schritt er sofort zur Verkündigung des Todesurteils.

Pankratius und seine Gefährten standen vor dem Richter; es fehlten nur noch drei Tage zu dem Munus oder den Spielen, wo sie mit den wilden Tieren kämpfen sollten.

„Was bist Du?" fragte er einen.

---

*) Ruinart I. p. 145.

**) „Si dignus fueris, cognosces." Ibid.

„Ich bin ein Christ mit der Hilfe Gottes," war die Antwort.

„Und wer bist Du?" sagte der Präfekt zu Rusticus.

„Ich bin zwar ein Sklave Cäsars," erwiderte der Gefangene; „aber da ich ein Christ wurde, so hat Christus mich frei gemacht, und durch seine Gnade und Barmherzigkeit bin ich derselben Hoffnung teilhaftig geworden, wie alle, die Du hier siehst."

Hierauf wandte sich der Richter an einen Priester, Lucian, ehrwürdig durch seine Jahre und seine Tugenden, und redete ihn so an: „Wohlan, sei den Göttern und den kaiserlichen Befehlen gehorsam!"

„Niemand," versetzte der Greis, „kann getadelt und verurteilt werden, welcher den Vorschriften Jesu Christi, unseres Erlösers, gehorcht."

„Mit welchen wissenschaftlichen Studien beschäftigst Du Dich?"

„Ich habe jede Wissenschaft zu durchdringen versucht und verschiedene Studien getrieben, aber endlich wurde ich ein Anhänger der Lehren des Christentums, obgleich sie denjenigen nicht gefallen, welche den Irrtümern falscher Lehren folgen."

„Elender, findest Du denn ein Vergnügen an dieser Gelehrsamkeit?"

„Das größte, weil ich den Christen in der rechten Lehre folge."

„Und was ist dies für eine Lehre?"

„Die rechte Lehre, welche wir Christen heilig halten, ist der Glaube an einen einzigen Gott, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, und das Bekenntnis des Herrn Jesu Christi, als des Sohnes Gottes, wie er vor alters von den Propheten verkündet wurde, und welcher kommen wird, die Menschheit zu richten. Er ist der Prediger und der Lehrer des Heiles für jene, die unter ihm lernen wollen. Ich freilich, ein bloßer Mensch, bin zu schwach, über seine unendliche Gottheit etwas Großes zu sagen, dies kommt den Propheten zu." *)

---

*) Siehe die Akten des heiligen Justin, Ruinart I. p. 129.

„Du bist, wie mir scheint, ein Lehrer des Irrtums für andere, und verdienst, strenger gestraft zu werden, als die übrigen. Man lege diesen Lucian in den Stock und strecke seine Füße aus bis zum fünften Loch.*) — Und ihr zwei Weiber, was ist euer Name und Stand?"

„Ich bin eine Christin, und habe keinen anderen Bräutigam, als Christum. Mein Name ist Secunda," versetzte die eine.

„Ich bin eine Witwe, Namens Rufina, und bekenne denselben heiligen Glauben," fügte die andere hinzu.

Ähnliche Fragen stellte er an die anderen, von denen er ähnliche Antworten erhielt; nur ein Elender wurde, zum Kummer der übrigen, schwankend, und erbot sich den Göttern zu opfern. Hierauf wandte sich der Präfekt an Pankratius mit den Worten: „Und nun, frecher Bube, der Du die Kühnheit hattest, das Edikt der göttlichen Kaiser herabzureißen, selbst für Dich soll Gnade walten, wenn Du den Göttern opfern willst. Zeige sogleich Deinen Gehorsam und Deinen Verstand, denn Du bist noch ein Knabe."

Pankratius bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und gab ruhig zur Antwort: „Ich bin ein Diener Christi; ihn bekenne ich mit dem Munde, halte ihn fest in meinem Herzen und bete ihn unaufhörlich an. Die Jugend, die Du an mir siehst, hat die Weisheit des Alters, wenn sie nur Einen Gott anbetet; aber Euere Götter und ihre Anbeter sind dem ewigen Verderben bestimmt."**)

„Schlagt ihn aufs Maul für seine Lästerung, und streicht ihn mit Ruten!" rief der Richter voll Zorn aus.

„Ich danke Dir," versetzte der edle Jüngling sanftmütig, „daß

---

*) Dies wird als die äußerst mögliche Ausdehnung angegeben.

**) So antwortete Alexander, ein Sohn der heiligen Felicitas, dem Richter. Siehe die Akten der heiligen Felicitas, §. 3, bei Ruinart I, 56.

ich so etwas von derselben Strafe dulde, die meinem Herrn auferlegt ward."*)

Der Präfekt sprach sodann das Urteil in der üblichen Form: „Lucian, Pankratius, Rusticus und die übrigen, und die Weiber Secunda und Rufina, die sich alle als Christen bekannt haben und sich weigern, dem Kaiser zu gehorchen und die Götter Roms anzubeten, sollen den wilden Tieren im Amphitheater des Flavius preisgegeben werden."

Der Pöbel heulte vor Lust und Zorn, und begleitete die Bekenner mit dieser rauhen Musik ins Gefängnis zurück; aber allmählich machte die Würde ihres Ganges und die Ruhe ihrer strahlenden Züge das Volk betroffen. Einige aus der Menge behaupteten, sie müßten sich mit köstlichen Salben eingerieben haben, denn man glaubte einen Wohlgeruch wahrzunehmen, der von ihnen auszugehen schien.**)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die heilige Wegzehrung.

Einen vollständigen Gegensatz zu der Wut und dem Gezänk draußen bildete das Schauspiel innerhalb des Gefängnisses. Friede, Heiterkeit und Freude herrschten hier, und die rauhen Steinwände und Gewölbe hallten von dem Psalmengesange wieder, wobei Pankratius Vorsänger war, und wo „ein Abgrund dem anderen

*) Siehe die Akten der heiligen Perpetua, §. 18, bei Ruinart I, 220.

**) Dies wird in den Akten der Märtyrer von Lyon, §. 10, und in den Akten der heiligen Perpetua erwähnt. Ruinart I, 146 und 219.

rief";*) denn die Gefangenen in dem unteren Kerker antworteten denen droben im Wechselgesange der Psalmen, welche die Umstände ihnen naturgemäß eingaben.

Am Vorabende des Kampfes mit den wilden Tieren, d. h. des Tages, wo die Gefangenen von diesen zerrissen werden sollten, wurde ihnen immer größere Freiheit gestattet. Die Freunde der erkorenen Opfer wurden zum Besuche zugelassen, und die Christen benutzten diese Erlaubnis und strömten zahlreich dem Gefängnisse zu, um sich dem Gebete der Bekenner Christi zu empfehlen. Am Abend wurden die Gefangenen herausgeführt, um das sogenannte freie Mahl zu genießen, d. h. eine reichliche und sogar üppige Mahlzeit auf Staatskosten. Die Tafel war von Heiden umgeben, welche neugierig das Benehmen und die Mienen der Kämpfer des morgigen Tages beobachteten; allein sie konnten weder die polternde Prahlerei, noch die Mutlosigkeit und Bitterkeit gewöhnlicher Verbrecher bemerken. Für die Christen war es wirklich eine Agape oder ein Liebesmahl, denn sie aßen mit ruhiger Freude bei heiterer Unterhaltung. Pankratius tadelte jedoch ein paarmal die fühllose Neugier und die rohen Bemerkungen des Haufens mit den Worten: „Werdet ihr euch denn nicht morgen an uns satt genug sehen können? Heute seid ihr unsere Freunde, morgen unsere Feinde. Prägt euch indessen unsere Gesichter recht fest ein, damit ihr sie am großen Tage des Gerichtes wieder erkennt." Sie zogen sich auf diesen Verweis hin zurück, und nicht wenige wurden dadurch zur Bekehrung geführt.**)

Allein während die Verfolger so für die Leiber ihrer Opfer ein Mahl bereiteten, hatte die mütterliche Kirche für die Seelen ihrer Kinder eine viel köstlichere Speise bereitet. Die Diakone hatten beständig bei ihnen verweilt, besonders Reparatus, welcher gerne ihr Los geteilt hätte; aber seine Pflicht verbot ihm dies

---

*) Ps. 41, 8.

**) Vgl. die Akten der heiligen Perpetua, §. 17, Ruinart I, 219.

für den Augenblick. Nachdem so gut als möglich für ihre zeitlichen Bedürfnisse gesorgt war, hatte er deshalb mit dem frommen Priester Dionysius, welcher noch im Hause der Agnes weilte, verabredet, gegen Abend hinreichende Gaben vom Brote des Lebens zu senden, um früh am Morgen des Kampfes die Helden Christi zu stärken. Obgleich die Diakone die konsekrierten Elemente von der Hauptkirche nach den übrigen Kirchen trugen, wo sie nur von den Titularen ausgeteilt wurden, so war doch der Dienst, dieselben den Märtyrern ins Gefängnis oder zu den Sterbenden zu bringen, den unteren Kirchendienern anvertraut. An diesem Tage, wo die bevorstehende Hinschlachtung so vieler christlicher Opfer die feindlichen Leidenschaften des heidnischen Roms unzewöhnlich aufregte, war es gefährlicher, als gewöhnlich, diese Pflicht zu erfüllen; denn wie man durch die Geständnisse des Torquatus wußte, hatte Fulvius alle Diener des Heiligtums sorgfältig aufgezeichnet und seinen zahlreichen eifrigen Spionen eine genaue Beschreibung derselben gegeben. Daher konnten sie sich kaum bei Tage hinauswagen, wenn sie nicht gut verkleidet waren.

Das geweihte Brot war bereit, und der Priester blickte sich vom Altare aus, worauf es lag, um, wer es wohl am sichersten überbringen könnte. Ehe noch ein anderer hervortreten konnte, kniete bereits der junge Akolythe Tarcisius zu seinen Füßen. Mit seinen ausgestreckten Händen und mit einem Gesichte, das in seiner lieblichen Unschuld dem eines Engels glich, schien er um die Gunst zu bitten, die heilige Gabe in Empfang zu nehmen.

„Du bist zu jung, mein Kind,“ sprach der freundliche Priester, voll Bewunderung über den Anblick, der sich ihm darbot.

„Meine Jugend, heiliger Vater, wird mein bester Schutz sein; verweigert mir diese große Ehre nicht.“ Die Thränen standen dem Knaben in den Augen, und seine Wangen glühten vor stiller Rührung, als er diese Worte sprach. Sehnsüchtig streckte er seine Hände aus, und sein Verlangen war so voll Inbrunst und Zuversicht, daß man ihm seine Bitte nicht abschlagen konnte.

Der Priester nahm die heiligen Mysterien, sorgfältig in ein leinenes Tuch und dann noch in eine äußere Hülle eingewickelt, und legte sie in seine Hand mit den Worten: „Vergiß nicht, Tarcisius, was für ein Schatz Deiner Sorgfalt anvertraut ist. Vermeide auf Deinem Wege die öffentlichen Plätze und erinnere Dich, daß heilige Dinge nicht den Hunden überliefert und die Perlen nicht den Schweinen vorgeworfen werden dürfen. Du wirst Gottes geweihte Gaben sicher bewahren?“

„Eher will ich sterben, als sie verraten,“ antwortete der Knabe, als er das ihm anvertraute himmlische Pfand in den Busen seiner Tunika steckte und mit heiliger Freude sich auf den Weg machte. Es lag ein für seine Jahre ungewöhnlicher Ernst auf seinem Gesichte, als er leichten Schrittes die Straßen dahinging, indem er die öffentlichen Plätze ebenso sorgfältig vermied, als die versteckten Gassen.

Indem er sich dem Thore eines großen Gebäudes nahte, sah die Herrin desselben, eine reiche, kinderlose Dame, ihn herankommen. Seine Schönheit und Anmut machte tiefen Eindruck auf sie, als er mit auf der Brust gefalteten Händen dahineilte. „Halt' einen Augenblick, liebes Kind,“ sprach sie, und stellte sich ihm in den Weg, „sag' mir Deinen Namen, und wo Deine Eltern wohnen.“

„Ich bin Tarcisius, ein Waisenknabe,“ versetzte er, indem er lächelnd aufblickte; „ich habe keine Heimat, außer einer, von der zu hören Dir vielleicht nicht angenehm sein würde.“

„Dann komm' in mein Haus und ruhe aus, ich wünsche mehr mit Dir zu sprechen. Ach, wenn ich ein Kind hätte, wie Du.“

„Jetzt nicht, edle Dame, jetzt nicht; ich habe eine feierliche und heilige Pflicht übernommen und darf keinen Augenblick zögern, sie zu erfüllen.“

„Dann versprich mir, morgen zu kommen; dieses ist mein Haus.“

„Wenn ich noch lebe, will ich kommen,“ versetzte der Knabe

mit begeistertem Blicke, so daß er ihr fast wie ein Bote aus höherer Sphäre erschien. Sie blickte ihm nach, und nach einiger Überlegung beschloß sie, ihm zu folgen. Bald jedoch hörte sie Lärm und fürchterliches Geschrei, weshalb sie ihre Schritte anhielt, bis es aufgehört hatte. Dann ging sie wieder weiter.

Inzwischen eilte Tarcisius mit Gedanken, die auf Höheres gerichtet waren, als auf eine Beerbung der reichen Dame, fort, und kam bald an einen offenen Platz, wo Knaben, die eben aus der Schule kamen, ihr Spiel begannen.

„Wir brauchen just noch einen, um das Spiel voll zu machen; wo werden wir den herbekommen?" sagte einer von ihnen.

„Vortrefflich!" rief ein anderer aus, „da kommt Tarcisius, den ich schon eine Ewigkeit nicht gesehen habe. Er war stets ein vortrefflicher Spielgenosse. Komm', Tarcisius!" setzte er hinzu, indem er ihn am Arme ergriff, „wohin so eilig? nimm an unserem Spiele teil."

„Ich kann jetzt nicht, Petilius, ich kann wirklich nicht; ich habe ein Geschäft von großer Wichtigkeit zu besorgen."

„Aber Du mußt!" rief der andere aus, welcher soeben gesprochen hatte, ein streitsüchtiger, starker Junge, und hielt ihn fest. „Ich dulde keinen Widerspruch, wenn ich einmal etwas verlange. Komm' und spiele sogleich mit uns!"

„Ich bitte euch," sagte der arme Knabe flehentlich, „laßt mich gehen."

„Nichts dergleichen," versetzte der andere; „was ist das, was Du so sorgfältig in Deinem Busen zu tragen scheinst? Ein Brief vermutlich; nun, der wird nicht verderben, wenn er auf eine halbe Stunde sein Nest verläßt. Gieb ihn mir, ich will ihn beiseite legen, während wir spielen." Und damit griff er nach dem hochwürdigen Gute.

„Nie, nie!" erwiderte das Kind mit zum Himmel erhobenen Augen.

„Ich will es sehen," fuhr der andere heftig fort; „ich will wissen, was dies für ein wunderbares Geheimnis ist," und damit

fing er an, ihn unsanft hin und herzustoßen. Ein Haufen Leute aus der Nachbarschaft versammelte sich bald um die Streitenden und man fragte begierig, was es gäbe. Sie sahen einen Knaben, welcher mit verschränkten Armen und übernatürlich scheinender Kraft jeder Anstrengung widerstand, welche der viel stärkere und größere Knabe machte, um zu untersuchen, was jener trage. Ohrfeigen, Stöße, Faustschläge, Fußtritte schienen keine Wirkung zu haben. Er ertrug sie alle ohne Murren, oder ohne einen Versuch zu machen, sie zu vergelten, aber sein Heiligtum verteidigte er hartnäckig.

„Was ist's? Was kann es sein?“ begann einer den anderen zu fragen, als eben Fulvius vorbeiging und zu dem Haufen trat, welcher die Kämpfenden umstand. Er erkannte sogleich Tarcisius, den er bei der Ordination gesehen hatte, und da man an ihn, als an einen besser gekleideten Mann, dieselbe Frage stellte, versetzte er im Weggehen verächtlich: „Was das ist? Es ist nur ein christlicher Esel, welcher die Mysterien trägt.“*)

Dies war genug. Während Fulvius selbst eine so unbedeutende Beute verachtete, kannte er die Wirkung seiner Worte wohl. Die heidnische Neugier, die Mysterien der Christen enthüllt zu sehen, und ihr Verlangen, sie zu verhöhnen, war erwacht, und allgemein wurde die Forderung laut, Tarcisius solle hergeben, was er trage. „Nie, so lang ich lebe!“ war seine einzige Antwort. Ein schwerer Schlag von der Faust eines Schmiedes warf ihn beinahe nieder, während das Blut aus der Wunde floß. Schlag folgte auf Schlag, bis er, mit Wunden bedeckt, die Arme noch immer fest über der Brust gekreuzt, zu Boden fiel. Der Pöbel drang auf ihn ein und war gerade im Begriff, ihm das Allerheiligste zu entreißen, als die Unholde sich von einer Riesenfaust rechts und links auf die Seite gestoßen fühlten. Einige flogen weit über den Platz hin, andere wurden im Kreise gedreht, sie wußten nicht wie, bis sie da niederfielen, wo sie waren,

---

*) „Asinus, portans mysteria,“ ein lateinisches Sprichwort.

und die, welche noch auf ihren Füßen standen, zogen sich vor einem großen athletischen Offizier zurück, dem Urheber dieser Verwirrung. Kaum hatte er den Platz gesäubert, als er sich auf die Kniee niederließ und mit Thränen in den Augen den verwundeten, ohnmächtigen Knaben so zärtlich aufhob, wie es nur eine Mutter hätte thun können, und mit der zartesten Stimme ihn fragte: „Bist Du schwer verletzt, Tarcisius?“

„Sorge Dich nicht um mich, Quadratus,“ gab der Knabe zur Antwort, indem er die Augen aufschlug und lächelte; „ich trage die heiligen Mysterien; für diese sorge.“

Der Krieger nahm den Knaben mit tiefster Ehrfurcht in die Arme; er trug ja nicht nur die Reliquien eines jugendlichen Märtyrers, sondern den König und Herrn der Märtyrer selbst und das göttliche Opfer unseres ewigen Heiles. Der Kopf des Kindes lehnte sich vertrauensvoll an den Nacken des stämmigen Kriegers, aber seine Arme hielten noch immer sorgsam die anvertraute Gabe fest, und sein wackerer Träger fühlte in der geheiligten doppelten Bürde keine Last. Niemand hielt ihn an, bis ihm eine Dame begegnete und verwundert auf ihn blickte. Sie kam näher und schaute genauer auf die Last des Kriegers. „Ist's möglich?“ rief sie erschrocken aus, „ist dies Tarcisius, den ich vorhin erst so schön und lieblich gesehen habe? Wer hat dies gethan?“

„Edle Dame,“ versetzte Quadratus, „sie haben ihn gemordet, weil er ein Christ war.“

Die Dame blickte dem Kinde einen Augenblick ins Gesicht. Es schlug die Augen nach ihr auf, lächelte und starb. Aus diesem Blicke leuchtete ihr das Licht des Glaubens entgegen; sie ging hin und ward ebenfalls eine Christin.

Der ehrwürdige Dionysius konnte vor Weinen kaum sehen, als er die Hände des Kindes emporhob und aus seinem Busen noch unverletzt das Allerheiligste hervornahm, und es schien jetzt, da es den Schlaf der Märtyrer schlief, noch mehr einem Engel zu gleichen, als vor kaum einer Stunde, wo es noch am Leben

war. Quadratus selbst trug den Knaben nach dem Kirchhofe des Callistus, wo er unter der bewundernden Teilnahme der älteren Gläubigen begraben wurde. Später verfaßte der heilige Papst Damasus eine Grabschrift auf ihn, die niemand lesen kann, ohne zu der Überzeugung zu gelangen, daß der Glaube an die wirkliche Gegenwart unseres Herrn in der heiligen Eucharistie damals derselbe war, wie jetzt:

„Tarcisium sanctum Christi sacramenta gerentem,
Cum male sana manus peteret vulgare profanis;
Ipse animam potius voluit dimittere caesus
Prodere quam canibus rapidis coelestia membra.“*)

Tarcisius wird in dem römischen Martyrologium unterm 15. August erwähnt, an welchem Tage sein Gedächtnis in der Katakombe des Callistus gefeiert ward; von da wurden seine Reliquien später nach der Kirche des heiligen Sylvester auf dem Campo übertragen, wie eine alte Inschrift besagt.

Die Nachricht von diesem Vorfalle erreichte die Gefangenen erst nach ihrem Mahle, und vielleicht war die Befürchtung, daß sie der geistlichen Speise entbehren sollten, wonach sie sich zur Stärkung sehnten, das einzige, was die Heiterkeit ihrer Seele trüben konnte.

In diesem Augenblicke trat Sebastian ein; er bemerkte sogleich, daß es eine betrübende Neuigkeit geben müsse, und ahnte

---

*) „Christi geheimnisvolle Gaben, die der heilige Tarcisius trug, suchte der Pöbel zu entweihen; er wollte aber lieber sein Leben lassen, als tollen Hunden die himmlischen Glieder preisgeben.“ Carmen XVIII. — Siehe auch Baronius' Noten zu dem Martyrologium. Die Worte „(Christi) coelestia membra“ auf die heilige Eucharistie angewandt, liefern einen jener zufälligen, aber höchst schlagenden Beweise für den Glauben an die Gegenwart Christi im heiligen Sakramente.

ebenso schnell, was es war, denn Quadratus hatte ihn bereits von allem unterrichtet. Er ermunterte deshalb die Bekenner Christi und versicherte sie, daß sie ihrer so sehnlichst erwarteten Speise nicht beraubt werden sollten. Dann flüsterte er dem Diakon Reparatus einige Worte zu, welcher sogleich mit einem freudigen Blicke des Einverständnisses hinauseilte.

Da Sebastian den Wächtern bekannt war, so hatte er täglich im Gefängnisse frei ein- und ausgehen und den Bewohnern desselben unermüdliche Sorgfalt widmen können. Aber jetzt war er gekommen, um von seinem teuersten Freunde Pankratius, welcher nach ihm verlangt hatte, den letzten Abschied zu nehmen. Beide gingen auf die Seite, und der Jüngling begann:

„Nun, Sebastian, erinnerst Du Dich noch des Abends, als wir die wilden Tiere von Deinem Fenster aus brüllen hörten, und nach den vielen weiten Arkaden des Amphitheaters blickten, wie wenn sie für den Triumph der Christen offen ständen?"

„Ja, mein lieber Knabe, ich erinnere mich sehr wohl noch dieses Abends, und es schien mir, als ob Dein Herz damals das Schicksal ahnte, welches Dich morgen erwartet."

„So war es allerdings; ich fühlte die innere Gewißheit, daß ich einer von den ersten sein würde, welche die Wut dieser brüllenden Tiere stillen sollten; aber nun, da die Zeit gekommen ist, kann ich mich kaum einer so unaussprechlichen Ehre würdig glauben. Was kann ich auch gethan haben, Sebastian, nicht sie zu verdienen, sondern nur als der Gegenstand einer so großen Gnade auserwählt zu sein?"

„Du weißt, Pankratius, daß nicht der, welcher danach strebt, sondern Gott, der Gnädige, es ist, welcher die Wahl trifft. Aber sage mir, Lieber, was Du jetzt empfindest im Hinblick auf Deine glorreiche Bestimmung am morgenden Tag?"

„Die Wahrheit zu sagen, es deucht mich so herrlich, so über alle meine Erwartung, daß es mir zuweilen eher eine Vision, als eine Gewißheit zu sein scheint. Klingt es Dir nicht beinahe unglaublich, daß ich, der ich diese Nacht noch in einem kalten

finsteren und schrecklichen Gefängnisse bin, schon morgen, ehe die Sonne noch einmal untergeht, die Töne der Engelsharfen hören, in der Schar der weißgekleideten Heiligen einhergehen, den Wohlgeruch himmlischen Weihrauches einatmen und aus dem krystallhellen Wasser des Lebensstromes trinken soll? Klingt es nicht wie etwas, das man von einem anderen liest oder hört, wovon man aber kaum zu denken wagt, daß man es in wenigen Stunden an sich selbst erleben soll?"

„Fühlst Du nicht noch mehr, als was Du beschrieben hast, Pankratius?"

„O ja, weit mehr; weit mehr, als man ohne Vermessenheit aussprechen kann. Daß ich, ein eben erst der Schule entlassener Knabe, der für Christum noch nichts gethan hat, soll sagen dürfen: Morgen werde ich Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen und Ihn anbeten und von Ihm eine Palme und eine Krone empfangen und eine zärtliche Umarmung, — dies, ich fühle es, gleicht so sehr einer schönen Hoffnung, daß mich der Gedanke erschreckt, es werde nun bald nicht länger eine bloße Hoffnung sein. Und doch, Sebastian," fuhr er begeistert fort, indem er beide Hände seines Freundes ergriff, „ist es wahr, es ist wirklich so!"

„Und noch mehr, Pankratius."

„Ja, Sebastian, noch mehr. Die Augen, jetzt noch auf die Gesichter der Menschen gerichtet, zu schließen, und sie wieder zu öffnen im vollen Glanze des göttlichen Angesichtes; sie zu schließen vor Tausenden von Gesichtern, die mit Haß, Verachtung und Wut von jeder Stufe des Amphitheaters herabblicken, und sie dann sogleich aufzuschlagen vor jener Geistessonne, deren Glanz blenden oder versengen würde, wenn nicht ihre Strahlen uns umgeben, umfangen und begrüßen würden; mit einem Mal in den glühenden Ocean der Gnade und Liebe des göttlichen Herzens sich zu versenken ohne Furcht vor Vernichtung — gewiß, Sebastian, es klingt mir wie Vermessenheit, zu sagen, daß morgen — nein, horch! der Wächter ruft vom Kapitol die Mitternacht — daß ich heute noch, heute all dies genießen soll."

„Glücklicher Pankratius," rief der Krieger aus, „Du fühlst schon einige Stunden voraus die künftigen Entzückungen."

„Und weißt Du, teurer Sebastian," fuhr der Jüngling fort, wie wenn er die Unterbrechung nicht bemerkte, „es kommt mir so gut und gnädig von Gott vor, daß er mir solch einen Tod gewährt. Denn wie viel lieber muß einer in meinem Alter dem Tode ins Angesicht sehen, wenn dieser allem, was häßlich ist auf Erden, ein Ende macht, dem Anblick reißender Tiere und boshafter Menschen, die kaum weniger schrecklich sind als jene und dem gierigen Gebrüll beider. Wie viel schwerer würde es sein, von dem letzten zärtlichen Blick einer Mutter, wie die meine, zu scheiden, und das Ohr vor der Klage ihrer himmlischen Stimme zu schließen! Wohl werde ich sie sehen und ihre Stimme hören zum letzten Male, wie wir ausgemacht haben, morgen vor dem Kampfe; aber ich weiß, sie wird mich nicht mutlos machen."

Eine Thräne hatte sich in das Auge des tief gerührten Knaben gestohlen; aber er zerdrückte sie und sagte in heiterem Tone: „Aber, Sebastian, Du hast Dein Versprechen nicht erfüllt, Dein doppeltes Versprechen, mir die Geheimnisse zu sagen, die Du vor mir verbargst. Dies ist die letzte Gelegenheit dazu; so laß mich denn jetzt alles wissen."

„Erinnerst Du Dich wohl noch, was es für Geheimnisse waren?"

„O, ganz gut, denn sie haben mich sehr beunruhigt. Einmal in jener Nacht, da in Deinen Gemächern die Versammlung stattfand, sagtest Du, Du habest einen starken Beweggrund, welcher Dein glühendes Verlangen zügle, für Christum zu sterben, und erst unlängst wolltest Du mir den Grund nicht angeben, warum Du mich so eilig nach Kampanien schicktest, und dieses letztere Geheimnis sagtest Du, stehe mit dem anderen in Verbindung. Aber wie, begreife ich nicht."

„Und doch machen beide Geheimnisse nur eines aus. Ich hatte versprochen, treu über Deine Wohlfahrt zu wachen; es war eine Pflicht der Freundschaft und Liebe, die ich auf mich nahm.

Ich sah Dein heftiges Verlangen nach dem Martertum; ich kannte den heißen Eifer Deines jugendlichen Herzens und befürchtete, Du möchtest Dich durch eine allzu kecke That bloßstellen, die, wenn auch nur wie ein Hauch einen feingeschliffenen Stahl, die Reinheit Deiner Sehnsucht trüben oder auch nur ein einziges Blatt Deiner Palme vorübergehend beflecken möchte. Deshalb beschloß ich, mein eigenes sehnliches Verlangen zu unterdrücken, bis ich Dich außer Gefahr sehen würde. War dies recht?"

„O, es war zu gütig von Dir, teurer Sebastian! es war wahrhaft edelmütig! Aber wie hängt dies mit meiner Reise zusammen?"

„Hätte ich Dich nicht aus Rom weggeschickt, so wärest Du festgenommen worden, weil Du das Edikt herabrissest, oder auch wegen der beleidigenden Rede gegen den Richter vor seinem Tribunal. Man hätte Dich verurteilt und Du würdest allerdings für Christum gelitten haben; aber in Deinem Urteile wäre ein bürgerliches Verbrechen, Empörung gegen den Kaiser, als Grund genannt worden. Dann, mein lieber Knabe, würdest Du als Staatsverbrecher hingerichtet worden sein; selbst die Heiden würden mit Auszeichnung auf Dich gedeutet haben, als auf einen tapferen, kühnen Jüngling, und eine vorübergehende Wolke des Stolzes hätte vielleicht in Deinem Todeskampfe die Reinheit Deines Herzens trüben können; jedenfalls wäre Dir die Schmach erspart worden, welche das besondere Verdienst und den besonderen Ruhm bildet, einfach deshalb zu sterben, weil man ein Christ ist."

„Ganz wahr, Sebastian," sagte Pankratius errötend.

„Aber als ich Dich," fuhr der Krieger fort, „bei Ausübung einer edlen Handlung der christlichen Liebe an den Bekennern Christi ergriffen sah, als ich sah, wie Du an einen Galeerensklaven gekettet, einem gemeinen Verbrecher gleich, durch die Straßen geschleppt wurdest; als ich Dich mit Steinen geworfen und verhöhnt sah, wie die übrigen Gläubigen; als ich über Dich und die übrigen das Urteil aussprechen hörte, weil Du ein Christ

bist, und sonst wegen nichts — da fühlte ich meine Aufgabe vollendet; ich würde nicht einen Finger erhoben haben, um Dich zu retten."

„Wie gottähnlich war Deine Liebe gegen mich — so weise, so edelmütig und so selbstlos!" schluchzte Pankratius, indem er sich an den Hals des Kriegers warf. Dann fuhr er fort: „Versprich mir noch, daß Du an diesem Tage bis an mein Ende Dich in meiner Nähe halten und mein letztes Vermächtnis an meine Mutter sicher besorgen willst."

„Ich verspreche Dir's und wenn es mein Leben kosten sollte! Wir werden nicht lange getrennt sein, Pankratius."

Der Diakon zeigte nun an, daß alles bereit sei, das heilige Opfer im Kerker selbst darzubringen. Die beiden Freunde schauten um sich und Pankratius war wirklich erstaunt. Der heilige Priester Lucian lag auf dem Boden ausgestreckt, und seine Glieder waren grausam in die catasta oder in den Stock gespannt, so daß er sich nicht erheben konnte. Auf seiner Brust hatte Reparatus drei leinene Tücher, wie sie für den Altar erforderlich sind, ausgebreitet; auf ihnen lag das ungesäuerte Brot und stand der Kelch mit Wein und Wasser, welchen der Diakon mit der Hand festhielt. Das Haupt des bejahrten Priesters wurde aufrecht gehalten, während er die gebräuchlichen Gebete las und die vorgeschriebenen Ceremonien der Opferung und Konsekration verrichtete. Da nahte jeder andächtig und mit Thränen der Dankbarkeit und empfing aus seiner geweihten Hand die geheimnisvolle Speise.*)

Welch ein bewunderungswürdiger und herrlicher Beweis von der Macht, welche die Kirche Gottes besitzt, sich in alle Umstände zu schicken und anzupassen! So fest bestimmt ihre Gesetze sind, so findet doch ihre sinnreiche Liebe auch im Abweichen von den-

*) Eine solche Feier der heiligen Mysterien von einem Priester Lucian zu Antiochia wird in seinen Akten erwähnt. (S. Ruinart, tom. III. pag. 182, Note.)

selben immer Mittel, ihre Grundsätze zu beweisen, ja, selbst die Ausnahme stellt nur eine höhere Anwendung derselben dar. Hier war ein Diener Gottes und ein Ausspender seiner Geheimnisse, welcher jetzt das Vorrecht genoß, mehr zu sein, als andere Priester gleich ihm, den er vorstellte — Priester und Altar zugleich. Die Kirche schrieb vor, daß das heilige Opfer nur über den Reliquien der Märtyrer dargebracht werden sollte; hier durfte ein Märtyrer durch eine besondere Gnade es über seinem eigenen Leibe darbringen. Noch lebend lag er zu den Füßen Gottes. Noch hob sich die Brust und noch schlug das Herz unter den göttlichen Geheimnissen, aber dies war nur ein Teil von der Handlung des opfernden Dieners; sein Selbst war bereits tot und das Opfer des Lebens, wenn auch nicht in der äußeren Thätigkeit, war in ihm vollbracht. Es war nur Christi Leben inner- und außerhalb des Heiligtums dieser Brust.*) Wurde jemals die heilige Wegzehrung für Märtyrer würdiger bereitet?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf.

Der Morgen brach heiter und frostig an, und die Sonne, an den vergoldeten Zierraten der Tempel und anderer öffentlicher Gebäude glitzernd, schien dieselben in einen festtäglichen Glanz zu kleiden. Auch das Volk strömte bald durch die Straßen in seinem festlichsten Anzuge und im reichsten Schmuck. Die Massen wandten sich dem flavischen Amphitheater zu, das jetzt besser unter dem Namen Kolisäum bekannt ist. Jeder richtet seine Schritte nach der auf der Nummer seines Billets angezeigten Arkade, und so

---

*) „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Gal. 2. 10.

saugt das gewaltige steinerne Ungeheuer nach und nach jenen Lebensstrom in sich, welcher bald seine ovalen übereinandergebauten Stufenreihen beseelt und belebt, bis sein Inneres ringsum mit menschlichen Gesichtern angefüllt ist, und seine Mauern durch die Bewegung der lebendigen Masse hin und her zu wogen scheinen. Nachdem diese Masse mit Blut gesättigt und von Wut entflammt sein wird, wird sie sich wieder auflösen und in einer dichten, ununterbrochenen Flut durch die vielen Eingänge hinauswogen, durch welche sie eintrat. Der Name Vomitoria, den diese Zugänge führten, konnte nicht passender sein, denn nie ergoß sich ein schmutzigerer Strom der Hefe und Pest der Menschheit aus einem Behälter, als der römische Pöbel, welcher, trunken vom Blute der Märtyrer, durch die Öffnungen des prachtvollen Amphitheaters hervorströmte.

Der Kaiser kam zu den Spielen, von seinem ganzen Hofe begleitet, mit aller Pracht, die einem kaiserlichen Feste geziemte, und, begierig wie nur irgend einer seiner Unterthanen, den grausamen Spielen beizuwohnen und seine Augen an dem Blutbade zu weiden. Sein Thron stand auf der östlichen Seite des Amphitheaters, wo ein großer Raum, das sogenannte pulvinar, für den kaiserlichen Hof bereitgehalten und reich verziert war.

Verschiedene Spiele folgten aufeinander, und schon mancher getötete oder verwundete Gladiator hatte den weißen Sand mit seinem Blute bespritzt, als das Volk, nach einem wilderen Schauspiele begierig, nach den Christen und den wilden Tieren zu brüllen begann. Es ist deshalb Zeit, an unsere Gefangenen zu denken.

Ehe die Bürger aus ihren Behausungen aufbrachen, hatte man die Christen aus dem Gefängnisse nach einem festen Gemache, dem sogenannten spoliatorium, gebracht, wo man ihnen die Fesseln und Ketten abnahm. Man machte einen Versuch, sie festlich als heidnische Priester und Priesterinnen zu kleiden, aber sie widersetzten sich, indem sie behaupteten, da sie sich widerstandslos zum Kampfe hätten führen lassen, so schicke es sich nicht, sie

in einer Verkleidung auftreten zu lassen, die sie verabscheuten. In den ersten Stunden des Tages blieben sie beisammen, einander ermutigend und das Lob Gottes singend, trotz dem Geheule, das ihre Stimmen von Zeit zu Zeit übertäubte. Während sie so beschäftigt waren, trat Corvinus ein, und redete mit übermütiger Siegesmiene Pankratius so an:

„Dank den Göttern! der Tag ist gekommen, den ich schon lange gewünscht habe. Es war ein mühseliges, zähes Ringen zwischen uns, wer oben bleiben sollte. Ich habe aber gewonnen."

„Wie sagst Du, Corvinus? wann und wo hab' ich mit Dir gestritten?"

„Immer und überall. Du hast mich in meinen Träumen geplagt, Du tanztest vor mir her wie ein Irrlicht, und ich versuchte umsonst, Dich festzuhalten. Du warst mein Quälgeist, mein böser Genius. Ich habe Dich gehaßt, Dich den Göttern der Unterwelt geweiht, Dich verflucht und verabscheut, und jetzt ist der Tag meiner Rache gekommen."

„Mir scheint's," erwiderte Pankratius lächelnd, „dies sieht keinem Kampfe gleich; es war alles nur auf einer Seite, denn ich habe nichts dergleichen gegen Dich gethan."

„Nicht? Meinst Du, daß ich Dir glaube, da Du immer wie eine Viper auf meinem Pfade gelegen bist, um mich zu beißen und zu vernichten?"

„Wo? frage ich."

„Überall, in der Schule, im Hause der Agnes, auf dem Forum, in der Katakombe, in meines Vaters Gerichtshofe, in der Villa des Chromatius; ja überall."

„Nicht auch an einem anderen Orte, den Du ungenannt läßt? Als Dein Wagen die appische Straße dahinbrauste, hörtest Du da nicht Reiter hinter Dir einhergetrabt kommen, die Dich einzuholen suchten?"

„Elender!" rief der Sohn des Präfekten wütend aus, „so war es also Dein verfluchtes Pferd, das, absichtlich vorwärts getrieben, die meinigen scheu machte und mir beinahe den Tod brachte?"

„Nein, Corvinus, höre mich ruhig an. Es ist das letzte Mal, daß wir miteinander sprechen. Ich reiste mit einem Gefährten ruhig nach Rom zurück, nachdem ich unserem Lehrer Cassianus die letzten Ehren erwiesen hatte" (Corvinus stampfte mit dem Fuße, denn er hatte dieses bis jetzt noch nicht gewußt), „da hörte ich das Geklapper eines Wagens, mit dem die Pferde durchgingen, und dann gab ich allerdings meinem Pferde die Sporen, und es war gut für Dich, daß ich es that."

„Wieso?"

„Weil ich Dich gerade noch zur rechten Zeit erreichte, als Deine Kraft beinahe erschöpft, Dein Blut durch den wiederholten Fall in das kalte Wasser des Kanals fast erstarrt und Dein bereits gelähmter Arm seinen letzten Halt losgelassen hatte; Du warst im Begriffe, zum letzten Male rückwärts ins Wasser zu fallen. Ich sah Dich, ich erkannte Dich, da ich Dich festhielt, während Dir bereits das Bewußtsein geschwunden war. Ich hatte den Mörder eines mir höchst teuren Mannes in meiner Hand. Die göttliche Gerechtigkeit schien ihn erreicht zu haben; nur mein Wille war zwischen ihm und seinem Verderben. Es war mein Tag der Rache, und ich habe sie vollkommen befriedigt."

„Ha, und wie denn?"

„Indem ich Dich herauszog und aufs Ufer legte, und Dir die Schläfe rieb, bis Dein Puls wieder zu schlagen anfing; dann übergab ich Dich, den vom Tode Geretteten, Deinen Dienern."

„Du lügst!" schrie Corvinus, „meine Diener sagten mir, daß sie mich herauszogen."

„Und gaben sie Dir auch mein Messer zugleich mit Deiner Börse aus Leopardenfell, die ich auf dem Boden fand, nachdem ich Dich herausgezogen hatte?"

„Nein, sie sagten, die Börse sei im Kanal verloren gegangen. Es war wirklich eine Börse aus Leopardenfell, das Geschenk einer afrikanischen Zauberin. Was sagst Du von dem Messer?"

„Hier ist's, sieh' es an, es ist noch rostig vom Wasser; Deine Börse gab ich Deinen Sklaven, mein eigenes Messer behielt ich

für mich zurück; schau' es noch einmal an! Glaubst Du mir jetzt? War ich immer eine Viper auf Deinem Pfade?"

Zu gemein, um anzuerkennen, daß er in dem Kampfe der Besiegte sei, fühlte Corvinus sich vor seinem ehemaligen Schulkameraden nur herabgewürdigt und gedemütigt. Er schien sich im innersten Herzen zu schämen, fühlte sich krank, hing den Kopf und wankte zur Thüre. Er verfluchte die Spiele, den Kaiser, die lärmende Menge, die brüllenden Tiere, seine Pferde und den Wagen, seine Sklaven, seinen Vater, sich selbst — alles und jedermann, nur nicht einen — Pankratius konnte er um sein Leben nicht verfluchen.

Er hatte die Thüre erreicht, als der Jüngling ihn zurückrief. Er wandte sich um und schaute ihn mit einem ehrfurchtsvollen, fast liebenden Blicke an. Pankratius legte die Hand auf seinen Arm und sprach:

„Corvinus, ich habe Dir aus freien Stücken vergeben; aber dort oben ist einer, der nur dem Reuigen vergiebt. Suche Verzeihung bei ihm, sonst sage ich Dir an diesem Tage voraus, daß, was immer für einen Tod ich sterbe, Du eines Tages eines ähnlichen sterben wirst."

Corvinus schlich sich hinweg und ließ sich an diesem Tage nicht mehr sehen. Er verzichtete auf das Schauspiel, woran sich seine verdorbene Phantasie schon Tage lang im voraus geweidet und wonach er sich schon seit Monaten gesehnt hatte. Als das Fest vorüber war, fand ihn sein Vater vollständig betrunken; es war das einzige Mittel, das er kannte, um sein Gewissen zu betäuben.

Als Corvinus die Gefangenen verließ, trat der lanista oder Fechtmeister ein und holte sie zum Kampfe ab. Sie umarmten einander eilig und nahmen Abschied für diese Welt. Sie traten in die Arena in der Mitte des Amphitheaters, dem kaiserlichen Sitze gegenüber, und mußten zwischen zwei Reihen venatores oder Jäger durchgehen, welche die wilden Tiere zu besorgen hatten. Jeder war mit einer schweren Peitsche bewaffnet, womit er jedem

Gefangenen beim Vorbeigehen einen Schlag versetzte. Dann wurden sie einzeln oder in Gruppen vorgeführt, wie das Volk es wünschte, oder wie es die Leiter des Schauspiels für gut fanden. Zuweilen stellte man das bestimmte Opfer auf ein erhöhtes Podium, damit es besser gesehen werden konnte, oder man band es auch an einen Pfosten, damit es um so hilfloser sei. Ein Hauptvergnügen bestand darin, einen weiblichen Gefangenen in ein Netz einzuwickeln und ihn so von einem wilden Stiere hin- und herschleifen, stoßen oder durchbohren zu lassen.*) Das erste Zusammentreffen mit einem wilden Tiere endigte oft schon die Laufbahn des Märtyrers, während manchmal drei oder vier nacheinander losgelassen wurden, ohne daß das Opfer eine tödliche Wunde empfing. Es wurde dann zu weiteren Martern einstweilen nach dem Gefängnisse zurückgeführt oder nach dem spoliatorium gebracht, wo die Schüler der Gladiatoren sich damit belustigten, ihm den Garaus zu machen.

Doch wir müssen uns begnügen, unseren jugendlichen Helden Pankratius auf seinen letzten Schritten zu begleiten. Als er durch den Korridor ging, welcher zum Amphitheater führte, sah er Sebastian an der Seite stehen, mit einer dicht in ihren Mantel gehüllten und verschleierten Dame. Sogleich erkannte er sie, blieb vor ihr stehen, kniete nieder, ergriff ihre Hand und küßte sie zärtlich. „Segne mich, teuere Mutter," sprach er, „in dieser auch von Dir ersehnten Stunde."

„Sieh', mein Kind, den Himmel an," erwiderte sie, „und blicke dorthin, wo Christus mit seinen Heiligen Dich erwartet. Kämpfe den guten Kampf um Deiner Seele willen, und zeige Dich treu und fest in der Liebe Deines Erlösers.**) Erinnere

*) Siehe die Akten der Märtyrer von Lyon, Ruinart, vol. I. p. 152 (wo man den Bericht von dem Martertum eines fünfzehnjährigen Jünglings findet), und die der heiligen Perpetua und Felicitas, p. 221.

**) Siehe die Akten der heiligen Felicitas und ihrer sieben Söhne, Ruinart, vol. I. p. 55.

Dich auch an den, dessen kostbare Reliquie Du an Deinem Halse trägst."

„Der Wert derselben soll in Deinen Augen verdoppelt werden, meine süße Mutter, ehe einige Stunden vorüber sind."

„Vorwärts, vorwärts, keine solche Dummheiten!" schrie der Lanista, und versetzte Pankratius einen Schlag mit seinem Stocke.

Lucina zog sich zurück, während Sebastian die Hand ihres Sohnes drückte und ihm ins Ohr flüsterte: „Mut, teurer Knabe, Gott segne Dich! Ich werde dicht hinter dem Kaiser stehen, sende mir einen letzten Blick dorthin — und gieb mir Deinen Segen."

„Ha! ha! ha!" erschallte es höhnisch hinter ihm. War es das Lachen eines Dämons? Er schaute sich um und konnte nur noch sehen, wie ein flatternder Mantel hinter einem Pfeiler verschwand. Wer mochte es wohl gewesen sein? Sebastian konnte es nicht erraten. Es war Fulvius, welcher durch diese Worte das letzte Glied in einer Kette von Beweisen gefunden hatte, an der er schon lange arbeitete — daß Sebastian in Wirklichkeit ein Christ sei.

Pankratius stand bald in der Mitte der Arena, der letzte aus der gläubigen Schar. Man hatte ihn aufgespart, in der Hoffnung, daß der Anblick von anderer Leiden seine Standhaftigkeit erschüttern möchte, aber das Gegenteil war der Fall. Er blieb da stehen, wo man ihn hingestellt hatte, und sein noch zarter Leib stach gegen die gebräunten und sehnigen Glieder der Schergen, die ihn umgaben, lebhaft ab. Sie ließen ihn jetzt allein, und wir können ihn nicht besser beschreiben, als Eusebius, als Augenzeuge, einen nur wenige Jahre älteren Jüngling schildert:

„Stellt euch einen zarten Jüngling vor, der sein zwanzigstes Jahr noch nicht erreicht hat. Ohne Fesseln stand er da, seine Hände in Gestalt eines Kreuzes ausgestreckt, eifrigst zu Gott betend, mit einem festen, furchtlosen Herzen. Mit keinem Schritte wich er von dem Platze, wo er stand, während Bären und

Leoparden, Wut und Tod schnaubend, auf ihn losstürzten, um seine Glieder in Stücke zu zerreißen. Und doch, ich weiß nicht wie, schien ihr Rachen von einer göttlichen, geheimnisvollen Macht geschlossen, und sie zogen sich alle zurück."*) So wie jener Jüngling, stand auch unser jugendlicher Held da. Der Pöbel wollte rasend werden, als er sah, wie ein wildes Tier nach dem anderen ihn umkreiste, brüllend und die Seiten mit dem Schweife peitschend, während er wie in einen Zauberkreis gestellt schien, dem sie nicht zu nahen wagten. Ein wütender Stier, der auf ihn losgelassen wurde, stürzte mit gesenktem Nacken wie toll vorwärts, hielt dann plötzlich still, wie wenn er mit dem Kopfe gegen eine Wand gerannt wäre, scharrte den Boden und wirbelte unter schrecklichem Gebrüll den Staub auf.

„Reize ihn, Du Feigling!" überbrüllte der zornige Kaiser den Stier.

Pankratius erwachte wie aus einer Verzückung, und lief, die Arme bewegend, seinem Feinde entgegen;**) aber das wilde Tier kehrte sich um, als ob es einen Löwen auf sich zukommen sah, und stürzte dem Eingange zu, wo es auf seinen Wärter traf und ihn hoch in die Luft schleuderte. Alle gerieten außer Fassung, nur der wackere Jüngling nicht, welcher seine betende Stellung wieder angenommen hatte. Da rief einer aus der Menge: „Er hat einen Talisman um seinen Hals, er ist ein Zauberer!" Die ganze Volksmasse stimmte in den Ruf ein, bis der Kaiser Stillschweigen gebot, und dem Jüngling zurief: „Nimm dies Amulett von Deinem Halse, und wirf es von Dir, oder man wird es Dir herabreißen!"

„Majestät," versetzte der Jüngling mit einer wohlklingenden

---

*) Hist. Eccles. lib. VIII. c. 7.

**) Euseb. ibid. Siehe auch den Brief des heiligen Ignatius an die Römer in seinen Akten, ap. Ruinart, voll. I. p. 40.

Stimme, die lieblich durch das totenstille Amphitheater drang, „es ist kein Zauber, was ich trage, sondern ein Andenken meines Vaters, der an eben diesem Platze dasselbe glorreiche Bekenntnis ablegte, das ich nun in Demut wiederhole: ich bin ein Christ, und aus Liebe zu Jesu Christo, dem Gottmenschen, gebe ich freudig mein Leben hin. Nehmt mir nicht dies einzige Vermächtnis, das ich, reicher jetzt, als da ich es empfing, einem anderen vermacht habe. Versucht es noch einmal; ein Panther gab meinem Vater die Krone, vielleicht wird auch mir ein Panther dieselbe verschaffen."

Einen Augenblick herrschte Totenstille, die Menge schien besänftigt, gewonnen. Die liebliche Gestalt des heldenhaften Jünglings, sein von Begeisterung verklärtes Angesicht, der Wohlklang seiner Stimme, die Unerschrockenheit seiner Rede und seine edle Selbstaufopferung für seine Sache hatten auf den feigen Haufen Eindruck gemacht. Pankratius fühlte es, und sein Herz bebte mehr vor ihrer Gnade, als vor ihrer Wut; er hatte sich von diesem Tage den Himmel versprochen; sollte er sich getäuscht sehen? Thränen traten in seine Augen, als er die Arme noch einmal in Gestalt eines Kreuzes vorstreckte und in einem Tone, der in jedes Herz drang, laut ausrief:

„Heute, ja heute, geliebtester Erlöser, ist der gehoffte Tag Deiner Ankunft. Zögere nicht länger; genug hast Du an mir Deine Macht denen gezeigt, die nicht an Dich glauben; erzeige nun Deine Barmherzigkeit an mir, der an Dich glaubt!"

„Der Panther!" schrie eine Stimme; „der Panther!" antworteten zwanzig; „der Panther!" donnerten Hunderttausend in einem Chore gleich dem Brausen einer Lawine.*) Wie durch Zaubergewalt erhob sich ein Käfig mitten aus dem Sande, und als er oben war, fiel eine Seitenwand desselben nieder und be-

---

*) Das Amphitheater konnte einhundertfünfzigtausend Menschen fassen.

freite den Gefangenen der Wüste.*) Mit einem graziösen Sprunge gewann der schöne Panther seine Freiheit, und obgleich durch Finsternis, Einsperrung und Hunger in Wut versetzt, schien er doch fast zu spielen, als er geräuschlos auf dem Sande herumhüpfte und lustige Sprünge machte. Endlich ward er seiner Beute ansichtig. Seine ganze Katzenschlauheit und Grausamkeit schien zurückzukehren und die vorsichtigen und heimtückischen Bewegungen seiner in eine sammetweiche Haut gehüllten Glieder zu beseelen. Das ganze Amphitheater war so stille, wie wenn es eine Eremitenzelle gewesen wäre, während aller Augen das langsame Heranschleichen des schlauen Tieres an sein Opfer mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten. Pankratius stand noch an demselben Platze, das Gesicht gegen den Kaiser gerichtet, aber augenscheinlich so in höhere Gedanken versunken, daß er die Bewegungen seines Feindes nicht gewahrte. Der Panther hatte sich um ihn herumgeschlichen, als ob er es verschmähte, ihn anders als von vorne anzugreifen. Auf seine Brust niedergekauert, schob er sachte eine Pfote nach der anderen hervor, maß die Entfernung seines Sprunges und lag dann einige Augenblicke in zögernder Unschlüssigkeit. Ein tiefes, knurrendes Geheul, ein blitzschneller Sprung durch die Luft, und man sah ihn wie einen Blutigel sich mit den Hinterfüßen auf der Brust und mit den Fängen und Vorderklauen an der Kehle des Märtyrers festklammern.

Einen Augenblick noch stand Pankratius aufrecht, brachte seine rechte Hand an seinen Mund, und lächelnd zu Sebastian aufblickend, schickte er ihm mit einer lieblichen Bewegung seines Armes den letzten Gruß von seinen Lippen, und — fiel nieder. Die Adern an seinem Halse waren durchbissen, und der Schlummer des Martyrtums schloß sogleich seine Augenlider. Sein warmes Blut erweichte den Schwamm, den ihm Lucina mit dem ver-

*) Dies war eine gewöhnliche Überraschung. Die unterirdische Einrichtung dazu fand sich in dem Koliseum.

trockneten Blute seines Vaters um den Hals gehängt hatte, und vermischte sich mit diesem. Das Opfer der Mutter war angenommen.*)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der christliche Krieger.

Der Leib des jungen Märtyrers wurde in Frieden an der aurelianischen Straße in dem Kirchhofe beigesetzt, welcher bald seinen Namen trug. Wie wir bereits bemerkten, wurde auch das nahe Thor nach ihm benannt. Als die Kirche den Frieden erlangte, wurde eine Basilika über seinem Grabe errichtet und noch heute steht sie zu seiner Ehre.

Die Wut der Verfolgung nahm nun zu und forderte täglich mehr Opfer. Viele, deren Namen in unserer Geschichte vorkamen, besonders die Gemeinde auf der Villa des Chromatius, starben bald den Martyrtod. Das erste Opfer war Zoë, der Sebastian die Sprache wieder gegeben hatte. Sie wurde von einem heidnischen Haufen überfallen, als sie am Grabe des heiligen Petrus betete, vor Gericht gebracht und mit dem Kopf über ein rauchendes Feuer gehangen, bis sie starb. Ihr Ehemann wurde mit drei anderen der Genossenschaft ergriffen, wiederholt gemartert und enthauptet. Tranquillinus, der Vater des Marcellus und Marcellianus, welcher nach Zoës Krone verlangte,

---

*) Der Märtyrer Saturus, von Leoparden zerrissen und im Begriffe zu sterben, richtete an den Soldaten Pudens, der noch nicht Christ war, Worte der Ermahnung; dann bat er ihn um den Ring an seinem Finger, tauchte ihn in sein Blut und gab ihn zurück, „indem er ihm das Erbteil dieses Pfandes und das Andenken an sein Blut hinterließ.“ Ap. Ruinart, vol. I. pag. 223.

betete öffentlich am Grabe des heiligen Paulus, er wurde festgenommen und sogleich gesteinigt. Seine Zwillingssöhne erlitten ebenfalls einen grausamen Tod. Die Verräterei des Torquatus, welcher das Äußere seiner früheren Genossen genau beschrieben hatte, namentlich den edlen Tiburtius, der jetzt enthauptet wurde,*) kam den Verfolgern sehr zu statten.

Sebastian bewegte sich mitten in diesem Gemetzel, nicht wie ein Baumeister, der sein Werk durch einen Sturm zerstört, noch wie ein Hirte, der seine Herde von Räubern fortgetrieben sieht; sondern er fühlte sich wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde, der nur den Sieg im Auge hat, indem er jeden, der sein Leben hingiebt, um zum Gewinnen der Schlacht beizutragen, für ebenso glorreich hält, wie er selbst bereit ist, sein eigenes zu opfern, wenn es als Siegespreis gefordert werden sollte. Jeder Freund, der vor ihm fiel, löste ein Band, das ihn an die Erde knüpfte, und ward zu einem neuen Gliede an der Kette zum Himmel, — eine Sorge weniger hienieden und ein Verlangen mehr nach oben. Oft weilte er einsam an den Orten, wo er mit Pankratius gewesen war, indem er sich den heiteren Frohsinn, die schönen Gedanken und die unbewußte Tugend des liebenswürdigen, freundlichen Jünglings ins Gedächtnis rief; aber nie fühlte er sich weiter von ihm getrennt, als damals, da er ihn nach Kampanien schickte. Er hatte sein Pfand eingelöst, und nun sollte die Reihe an ihn selbst kommen. Er wußte es wohl, er fühlte die Gnade des Martyrtums seine Brust schwellen, und in ruhiger Gewißheit erwartete er seine Stunde. Seine Vorbereitung dazu war einfach; alles, was er von Wert besaß, verteilte er an die Armen, nachdem er seinen Grundbesitz durch Verkauf der Gefahr der Konfiskation entzogen hatte.

Fulvius hatte seinen schönen Anteil an der christlichen Beute geerntet; aber im ganzen sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht.

---

*) Sein Gedächtnis wird am 11. August gefeiert, mit seinem Vater Chromatius, wie bereits erwähnt wurde.

Er war zwar nicht genötigt gewesen, den Kaiser, den er vermied, um Unterstützung zu bitten, aber er hatte auch nichts beiseite gelegt und wurde nicht reich. Vielmehr hatte er, um seine Helfershelfer zu bezahlen, Schulden machen müssen. Jeden Abend mußte er das vorwurfsvolle und höhnische Verhör des Eurotas über den Erfolg des Tages bestehen. Nun aber eröffnete er seinem finsteren Herrn — denn ein solcher war Eurotas für ihn geworden, — daß er im Begriffe stehe, auf ein höheres Wild Jagd zu machen: auf des Kaisers Lieblingsoffizier, welcher in seinem Dienste ein großes Vermögen erworben haben müsse.

Er durfte nicht lange auf die Gelegenheit dazu warten. Am 9. Januar wurde Hof gehalten, welchem natürlich alle beiwohnten, die um Gnade zu bitten oder den kaiserlichen Zorn zu fürchten hatten. Fulvius war auch anwesend und fand wie gewöhnlich eine kühle Aufnahme. Nachdem er stillschweigend die Flüche, welche das kaiserliche Ungeheuer murmelte, über sich hatte ergehen lassen, trat er keck vor, ließ sich auf ein Knie nieder und redete ihn so an:

„Majestät, Euere Gottheit hat mir oft vorgeworfen, daß ich durch meine Entdeckungen Euere Huld und freigebigen Unterstützungen nur armselig vergelte; aber jetzt habe ich das abscheulichste Komplott und die niederträchtigste Undankbarkeit entdeckt, und dieses berührt Euere göttliche Person unmittelbar."

„Was meinst Du, Bursche?" fragte der Tyrann ungeduldig; „sprich sogleich, oder ich laß Dir die Worte mit einem eisernen Haken aus der Kehle ziehen."

Fulvius erhob sich, und mit der Hand auf Sebastian deutend, sagte er in bittersüßem Tone: „Sebastian ist ein Christ."

Der Kaiser fuhr wütend von seinem Throne auf. „Du lügst, Schurke! Du sollst Deine Worte beweisen oder stückweise eines Todes sterben, wie kein Christenhund ihn je erduldete."

„Ich habe Beweis genug hier," versetzte er, indem er ein Pergament hervorzog und dasselbe knieend überreichte.

Der Kaiser hatte bereits eine zornige Antwort auf den Lippen,

als zu seinem Erstaunen Sebastian in edler Haltung vor ihn trat und in der ruhigsten Weise sprach: „Mein kaiserlicher Herr, ich will Euch alle Mühe des Beweises ersparen. Ich bin ein Christ und rühme mich dieses Namens.“

Maximian war ein roher, obgleich tüchtiger Krieger, und ohne alle Erziehung, kaum konnte er sich, wenn er in ruhigem Gemütszustande war, ordentlich lateinisch ausdrücken, in der Leidenschaft nun gar war seine Sprache aus abgebrochenen Sätzen zusammengesetzt und mit allen möglichen gemeinen Wörtern vermischt. In diesem Zustande befand er sich jetzt, und ergoß über Sebastian einen Strom, worin er ihm alle Verbrechen vorwarf und ihm alle Schimpfnamen gab, die sich in seiner wohlversehrten Vorratskammer von Schmähungen fanden. Die beiden Verbrechen jedoch, die er am stärksten betonte, waren Undankbarkeit und Verrat. „Er habe,“ sagte er, „eine Natter an seinem Busen genährt, einen Skorpion, einen bösen Dämon, und er wundere sich nur, daß er noch am Leben sei.“

Der christliche Offizier hielt den Sturm so unerschrocken aus, als er jemals auf dem Schlachtfelde dem Feinde gegenüber gestanden hatte.

„Hört mich an, mein kaiserlicher Gebieter!“ versetzte er, „vielleicht zum letzten Male. Ich habe gesagt, ich sei ein Christ, und damit habt Ihr das beste Pfand Euerer Sicherheit gehabt.“

„Wie meinst Du das, Undankbarer?“

„Ich meine so, edler Kaiser! wenn Ihr eine Leibgarde von Männern um Euch haben wollt, die bereit ist, ihren letzten Blutstropfen für Euch zu verspritzen, so geht nach den Gefängnissen und erlöst die Christen aus dem Stocke auf dem Fußboden und aus den Fesselringen an den Mauern; sendet nach den Gerichtshöfen und befreit die verstümmelten Bekenner von der Folter und dem Roste; erlasset Euere Befehle nach dem Amphitheater und entreißt die Verstümmelten, die noch leben, den Rachen der Tiger, stellet ihre menschliche Gestalt wieder her, soweit es noch möglich ist, gebt ihnen Waffen in die Hand, und schart sie um

Euch, und in dieser verstümmelten und mißgestalten Schar wird mehr Treue, mehr Anhänglichkeit und Mut für Euch wohnen, als in allen Eueren dacischen und pannonischen Legionen. Ihr habt ihnen die Hälfte ihres Blutes genommen, und willig werden sie die andere Hälfte für Euch geben."

„Thorheit und Unsinn!" versetzte der Wilde höhnisch, „ich möchte mich lieber mit Wölfen umgeben, als mit Christen. Deine Verräterei ist mir Beweis genug."

„Und was würde mich je verhindert haben, als Verräter zu handeln, wenn ich einer gewesen wäre? Hatte ich nicht Tag und Nacht Zutritt bei Euerer kaiserlichen Person, und habe ich mich als Verräter gezeigt? Nein, Kaiser, nie ist Euch jemand treuer gewesen, als ich; aber ich habe noch einem anderen und höheren Herrn zu dienen, einem, der uns beide richten wird, und seinen Gesetzen muß ich mehr gehorchen, als den Eurigen."

„Aber warum hast Du, wie ein Feigling, Deine Religion geheim gehalten? Vielleicht um dem bitteren Tode zu entgehen, den Du verdient hast?"

„Nein, Majestät, ich bin ebensowenig ein Feigling, als ein Verräter. Niemand weiß besser, als Ihr selbst, daß ich keines von beiden bin. So lange ich meinen Brüdern von Nutzen sein konnte, weigerte ich mich nicht, mitten unter ihrem Blutbade und in meinen Trübsalen weiterzuleben; aber die Hoffnung ist endlich in mir erstorben, und ich danke Fulvius von ganzem Herzen, daß er durch seine Anklage mir die schwere Wahl ersparte, entweder den Tod zu suchen oder ein solches Leben auszuhalten."

„Ich will diese Wahl für Dich entscheiden. Der Tod ist Dein Urteil, und ein langsamer soll es sein; aber," setzte er in gedämpfterem Tone hinzu, wie wenn er mit sich selbst spräche, „dies darf nicht bekannt werden, alles muß in der Stille geschehen oder die Verräterei wird um sich greifen. Hier, Quadratus, nimm Deinen christlichen Tribun in Haft! Hörst Du, Tölpel? Warum regst Du Dich nicht?"

„Weil ich auch ein Christ bin."

Ein zweiter Ausbruch der Wut und eine neue Flut der gemeinsten Schimpfreden schloß mit dem Befehle, daß der wackere Centurio sogleich zur Hinrichtung geführt werde; aber mit Sebastian sollte anders verfahren werden.

„Hyphax soll hierher kommen!" brüllte der Tyrann. In einigen Minuten trat ein hochgewachsener, halbnackter Numidier herein. Ein Bogen von gewaltiger Länge, ein bunt bemalter Köcher voll Pfeile und ein kurzes, breites Schwert bildeten zugleich den Schmuck und die Waffen des Hauptmanns der afrikanischen Schützen. Er stand aufrecht vor dem Kaiser, wie eine schöne Bronzestatue, mit Augen, die wie Emaille glänzten.

„Hyphax, ich habe für morgen früh ein Geschäft für Dich; es muß aber gut gethan werden," sagte der Kaiser.

„Sehr wohl, Majestät!" erwiderte der schwarze Häuptling mit einem Grinsen, das eine Reihe glänzend weißer Zähne zeigte.

„Du siehst hier den Hauptmann Sebastian?" Der Neger verneigte sich bejahend. „Er ist ein Christ geworden."

Wäre Hyphax in seiner Heimat gewesen, und hätte er plötzlich auf eine verborgene Natter oder ein Skorpionnest getreten, er würde sich nicht mehr entsetzt haben, als bei der Nachricht, einem Christen so nahe zu sein — einem, der jeden Greuel anbetete, jeden Unsinn glaubte, jede Schändlichkeit und jeden Frevel beging!

Maximian fuhr fort, und Hyphax nickte taktmäßig bei jedem Absatz seiner Rede und begleitete dies Nicken mit einem Lächeln, oder was er für ein Lächeln hielt — es war kaum ein menschliches. „Du wirst Sebastian in Dein Quartier nehmen und morgen früh — nicht diesen Abend, wohlgemerkt, denn ich weiß, daß ihr um diese Zeit alle trunken seid — aber morgen früh, wenn ihr euerer Hände wieder sicher seid, dann bindet ihr ihn an einen Baum im Haine des Adonis und schießt ihn langsam tot. Langsam! vergiß das nicht; ich will keinen euer Meisterschüsse mitten durchs Herz oder Hirn, sondern eine Masse von Pfeilen,

bis er von Schmerz und Blutverlust erschöpft stirbt, verstanden? Nimm ihn sogleich fort und beobachte Stillschweigen, verstehst Du?"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Befreiung.

Trotzdem man die Sache geheim zu halten suchte, verbreitete sich doch bald unter allen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, die Neuigkeit, daß Sebastian als Christ entlarvt worden sei und morgen totgeschossen werden solle; aber auf niemand machte die doppelte Neuigkeit einen solchen Eindruck, als auf Fabiola.

„Sebastian ein Christ!" sprach sie bei sich selbst; „der edelste, reinste, weiseste unter den vornehmen Römern, ein Glied jener gemeinen, einfältigen Sekte? Unmöglich! Und doch scheint es Thatsache!"

„Bin ich denn getäuscht worden? War er nicht, was er schien? War er ein gemeiner Betrüger, welcher Tugend heuchelte, aber insgeheim ein lockerer Mensch? Unmöglich!"

Dies war in der That unmöglich! Sie hatte sichere Beweise davon. Er wußte, daß er ihre Hand und ihr Vermögen hätte haben können, wenn er um sie anhielt, und doch hatte er höchst edelmütig, selbstlos und zart gegen sie gehandelt. Er war, was er schien, davon war sie überzeugt — nicht vergoldet, sondern Gold.

Aber wie ließ sich diese Erscheinung erklären, daß ein Christ alles sein sollte, was gut, tugendhaft, liebenswürdig ist?

Eine Lösung des Rätsels kam Fabiola nie in den Sinn, daß er nämlich all dies war, eben weil er ein Christ war; sie sah eben das Problem nur in anderer Form: wie konnte er all dies sein, trotzdem daß er ein Christ war?

Vergeblich suchte sie sich dies zu erklären. Dann kam ihr wieder der Gedanke: „Vielleicht hatte doch der gute alte Chromatius recht und das Christentum ist nicht das, was ich mir darunter vorstellte; ich hätte mehr darüber nachforschen sollen. Ich bin überzeugt, Sebastian that nie die schrecklichen Dinge, die man den Christen zuschreibt; und doch beschuldigt sie jedermann derselben."

Konnte es nicht vielleicht eine mehr verfeinerte Form dieser Religion geben und eine gröbere, gerade so, wie es bei ihrer eigenen Sekte, dem Epikuräismus, eine gemeine, materielle Richtung gab, die sich im Schlamme der Sinnlichkeit wälzte, und eine andere verfeinerte, skeptische und mehr durchgeistigte? Sebastian konnte zu der höheren Klasse gehören und den Aberglauben und die Laster der gemeinen Christen verachten und verabscheuen. Eine solche Annahme mochte möglich sein, aber Fabiola vermochte trotzdem nicht zu begreifen, wie jener edle Krieger irgendwie zu jenem verhaßten Geschlechte gehören konnte. Und doch war er bereit, für den Glauben der Christen zu sterben! Von Zoë und den übrigen hatte sie noch nichts gehört, denn sie war erst den Tag vorher von einer Reise zurückgekehrt, die sie nach Campanien unternommen hatte, um die Angelegenheiten ihres Vaters zu ordnen.

Wie schade, dachte sie, daß sie mit Sebastian nicht mehr über solche Gegenstände gesprochen hatte! Aber jetzt war es zu spät, morgen früh sollte er sterben. Der Gedanke fuhr ihr wie ein scharfer Pfeil durchs Herz. Es war ihr, als ob sie einen persönlichen Verlust zu erleiden hätte, als ob Sebastians Schicksal irgend ein durch ein geheimes Band eng mit ihr verbundenes Wesen treffen sollte.

Ihre Gedanken wurden immer düsterer und trauriger, als sie mitten in der hereinbrechenden Dunkelheit dabei verweilte. Plötzlich wurde sie durch den Eintritt einer Sklavin mit einem Lichte gestört. Es war Afra, die schwarze Dienerin, welche kam, um ihrer Herrin das Abendessen aufzutragen, das sie allein zu

nehmen wünschte. Während sie damit beschäftigt war, sagte sie: „Habt Ihr schon die Neuigkeit gehört, Herrin?"

„Was für eine Neuigkeit?"

„Nun, daß Sebastian morgen früh mit Pfeilen totgeschossen werden wird. Wie schade, er war ein so hübscher, junger Mann!"

„Schweige, Afra, wenn Du mir darüber nicht nähere Nachricht geben kannst!"

„O natürlich, meine Herrin, und meine Nachricht ist wirklich erstaunlich. Wißt Ihr, daß er zu jenen elenden Christen gehört hat?"

„Sei stille, ich bitte Dich, und sprich nicht über Sachen, die Du nicht verstehst."

„Gewiß nicht, wenn Ihr es so haben wollt; ich vermute, sein Schicksal ist Euch ebenso gleichgültig wie mir. Er ist nicht der erste Offizier, den meine Landsleute erschossen haben. Sie haben viele getötet und einige auch gerettet, aber dies war natürlich nur Zufall."

Es lag ein besonderer Nachdruck auf diesen letzten Worten, welcher dem scharfen Ohre und Verstande Fabiolas nicht entging. Sie schaute zum ersten Male auf, und heftete ihre Augen durchdringend auf das dunkelfarbige Gesicht des Mädchens. Dieses zeigte nicht die geringste Veränderung in Miene und Wesen und stellte eine Flasche Wein auf den Tisch, als wenn sie nichts gesagt hätte. Endlich redete Fabiola sie an: „Afra, was meintest Du vorhin?"

„O nichts, nichts; was kann eine arme Sklavin meinen? Oder was kann sie gar thun?"

„Komm', komm', Du meintest mit Deinen Worten etwas, was ich wissen muß."

Die Sklavin kam um den Tisch herum nahe zu dem Ruhebett, auf welchem Fabiola lag, blickte sich überall vorsichtig um und flüsterte dann: „Wünschet Ihr Sebastians Leben gerettet?"

„Gewiß!" rief Fabiola, indem sie fast von dem Sitze aufsprang.

Die Dienerin legte die Finger auf die Lippen, und sprach: „Es wird viel kosten."

„Nenne den Preis."

„Einhundert Sestertia*) und meine Freiheit."

„Ich nehme Deine Bedingungen an; aber welche Sicherheit giebst Du mir?"

„Ihr sollt an Euer Versprechen nur gebunden sein, wenn er vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung noch am Leben ist."

„Zugegeben; und was verlangst Du für eine Bürgschaft?"

„Ich habe Euer Wort, Herrin!"

„Gut, Afra, gehe — und verliere keinen Augenblick."

„Es hat keine Eile," erwiderte die Sklavin, indem sie ruhig die Vorbereitungen zum Nachtessen vollendete.

Sie ging dann sogleich nach dem Palaste in das mauritanische Quartier, um den Hauptmann aufzusuchen.

„Was willst Du, Jubala," fragte er, „zu dieser Stunde? Es ist heute Nacht kein Fest."

„Ich weiß es, Hyphax; aber ich habe ein wichtiges Geschäft mit Dir."

„Was betrifft es?"

„Dich, mich selbst und Deinen Gefangenen."

„Dort ist er," sagte der Barbar, und deutete mit dem Finger über den Hof, auf den seine Thüre hinausführte. „Man sollte nicht glauben, daß er morgen früh erschossen wird. Sieh', wie fest er schläft; er könnte nicht besser schlafen, wenn er morgen zur Hochzeit ginge."

„Wie ich und Du, Hyphax, es nächster Tage beabsichtigen."

„Ei, nicht so rasch; es sind zuerst gewisse Bedingungen zu erfüllen."

„Nun, und welche?"

„Einmal Deine Freilassung; ich kann keine Sklavin heiraten."

„Das ist im reinen."

---

*) Ungefähr sechzehntausend Mark.

„Zweitens eine Aussteuer, eine gute Aussteuer, wohlgemerkt, denn ich brauchte nie notwendiger Geld, als jetzt."

„Dafür ist auch gesorgt. Wie viel erwartest Du?"

„Gewiß nicht weniger als dreihundert Pfund."*)

„Ich bringe Dir zwölftausend."

„Vortrefflich! Woher bekamst Du all dies Geld? Wen hast Du beraubt? Wen hast Du vergiftet, meine bewunderungswürdige Priesterin? Warum sollen wir bis übermorgen warten? Laß uns morgen Hochzeit machen oder heute noch, wenn es Dir gefällt."

„Sei jetzt ruhig, Hyphax! das Geld ist rechtmäßig erworben, aber es sind auch erst Bedingungen zu erfüllen. Ich sagte, ich komme, um auch über den Gefangenen zu sprechen."

„Gut; aber was hat er mit unserer bevorstehenden Hochzeit zu thun?"

„Sehr viel."

„Was denn?"

„Er darf nicht sterben."

Der Hauptmann sah sie mit einer Mischung von Wut und Einfalt an. Er schien auf dem Punkte, gewaltsam Hand an sie zu legen; aber sie stand unerschrocken und unbeweglich vor ihm und schien ihn durch den Zauber ihres Auges zu beherrschen, wie eine Schlange ihres Heimatlandes einen Geier.

„Bist Du wahnsinnig?" rief er endlich aus. „Du könntest ebensogut meinen Kopf fordern. Hättest Du des Kaisers Gesicht gesehen, als er seinen Befehl erließ, so würdest Du gemerkt haben, daß er hier nicht mit sich spassen lasse."

„Bah! bah! Natürlich wird der Gefangene tot scheinen und für tot ausgegeben werden; aber vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung muß er noch leben."

„Und wenn er wieder zu sich kommt?"

„Seine Mitchristen werden schon Sorge tragen, ihn zu verbergen."

---

*) Etwa sechstausend Mark.

„Sagtest Du, er solle noch vierundzwanzig Stunden leben? Ich wünschte, Du hättest zwölf gesagt."

„Aber ich weiß, daß Du das genau berechnen kannst; laß ihn meinetwegen in der fünfundzwanzigsten Stunde sterben."

„Es ist unmöglich, Jubula, unmöglich; er ist eine zu wichtige Person."

„Nun gut, dann hat unser Handel also ein Ende. Das Geld wird nur unter dieser Bedingung gegeben. Du hast mich um sechshundert Pfund gebracht!" Damit wandte sie sich, um zu gehen.

„Halt, halt," sagte Hyphax eifrig, denn der Teufel der Habsucht war Herr über ihn; „freilich wird die Hälfte des Geldes an meine Leute daraufgehen, die ich bestechen und traktieren muß."

„Nun, ich habe zwei weitere hundert Pfund in Vorrat."

„Wirklich! meine Prinzessin, meine Zauberin, mein reizender Dämon? Aber das wird zu viel für meine Schlingel sein; wir wollen ihnen die Hälfte geben und die andere Hälfte unserem Heiratsgute zulegen, nicht wahr?"

„Wie es Dir beliebt, wenn nur die Sache nach meiner Vorschrift geschieht."

„Der Handel ist also abgemacht. Er soll vierundzwanzig Stunden leben, und nachher halten wir eine prächtige Hochzeit."

Sebastian ahnte nichts von diesen sauberen Unterhandlungen wegen seiner Rettung; denn wie Petrus zwischen zwei Wächtern schlummerte er fest an der Mauer des Hofes. Ermüdet von seinem Tagewerk, hatte er heute das seltene Glück, sich bald zur Ruhe begeben zu können, und das Marmorpflaster war als Bett gut genug für einen Soldaten. Nach einigen Stunden der Ruhe wachte er erfrischt auf, und nun, wo alles stille war, erhob er sich leise und fing mit ausgestreckten Armen zu beten an.

Das Gebet eines Märtyrers ist keine Vorbereitung zum Tode, denn sein Tod bedarf keiner Vorbereitung. Der Soldat, welcher sich plötzlich für einen Christen erklärt, beugt sein Haupt nieder und vermischt sein Blut mit dem des Bekenners, zu dessen Hin-

richtung er gekommen war, oder der Freund,*) welcher den zum Tode gehenden Märtyrer begrüßt, wird ergriffen, und ihm willig Gesellschaft leistend, ist er ebenso zum Martyrtum bereit, als der, welcher im Gefängnis monatelang im Gebete zubrachte. Der Märtyrer betet daher nicht um Vergebung begangener Sünden, denn er hat das Bewußtsein jener vollkommenen Liebe, welche die Furcht austreibt, eine innere Gewißheit jener höchsten Gnade, die mit der Sünde unverträglich ist.

Sebastian betete auch nicht um Mut oder Stärke, denn Feigheit und Angst waren ihm unbekannt. Es verstand sich für ihn von selbst, daß er dem Tode für seinen himmlischen Herrn an jedem Orte und zu jeder Stunde eben so freudig begegnen müsse, als er demselben auf dem Schlachtfelde für seinen irdischen Herrn ins Angesicht gesehen hatte.

Sein Gebet bis zum Morgen war vielmehr ein freudiger Hymnus zum Ruhm und Preis des Königs der Könige, ähnlich dem Lobliede, welches die Seraphim mit strahlenden Augen und unter rastlosem Flügelschlage in unaufhörlicher Anbetung dem Herrn darbringen.

Wenn er dann zu den Sternen aufblickte am heiteren Himmel, so forderte er sie gleichsam wie wachsame Posten auf, die Losung zum Lobe Gottes mit ihm auszutauschen, während der Nachtwind in den blätterlosen Zweigen der Bäume im nahen Haine des Adonis rauschte. Bald sollte er diese Zweige über sich rauschen hören zu dem scharfen Schwirren der flüchtigen Pfeile, die ihr Ziel nicht verfehlten. Er opferte sich freudig ihren scharfen Spitzen, welche zischend, wie die Zungen der

---

*) Als Felix zum Tode geführt wurde, begegnete ihm ein Christ. Dieser rief, als er ihn erkannte, laut aus, auch er sei ein Christ, und küßte den Felix. Er wurde mit Felix hingerichtet, und da die Christen seinen Namen nicht wußten, so nannten sie ihn Adauctus, „den Zugesellten," quod sancto martiri Felici adauctus sit ad coronam. Röm. Brevier, 30. Aug.

Schlangen, sein Blut trinken sollten. Er brachte sich als ein Opfer zur Ehre Gottes und zur Besänftigung seines Zornes dar. Er opferte sich besonders für die bedrängte Kirche und betete, daß sein Tod ihre Leiden mildern möchte.

Dann erhoben sich seine Gedanken höher, von der irdischen zur himmlischen Kirche; wie der Adler schwang er sich von der höchsten Spitze des Berges zur Sonne auf. Die Wolken sind hinweggerollt und der blaue gestickte Schleier des Morgens ist zerrissen, wie der Vorhang des Heiligtums, und er blickt hinein in seine enthüllte Tiefe, weit, weit hinein über die Chöre der Heiligen und die Legionen der Engel, wie Stephan die innerste Herrlichkeit schaute. Und nun schwieg sein Hymnus; Harmonien drangen zu ihm, zu süß und göttlich, um den Mißton einer irdischen Stimme zu dulden; sie verlangten keine Antwort, denn sie trugen den Himmel in seine Seele, und was konnte er dafür zurückgeben? — Es war wie eine Quelle des reinsten Entzückens, es glich mehr einem Strome von Licht als von Wasser, der von den Füßen des Lammes floß und sich in sein Herz ergoß, das die Gabe nur schweigend aufnehmen konnte. Aber in den glänzenden Fluten, die auf ihn zuströmten, konnte er bald das Angesicht des einen, bald das des anderen der glücklichen Freunde sehen, die vor ihm hingegangen waren; es war, als ob sie aus diesen lebendigen Wassern tränken, sich darin badeten und freudig auf- und untertauchten.

Sein Angesicht glühte wie von dem Wiederschein der Vision; und die Morgenröte, die eben aufging, traf sein Gesicht, als er mit gekreuzten Armen dastand, dem Osten zugewandt, so daß er dem Hyphax, als dieser die Thüre öffnete und ihn erblickte, wie ein Gegenstand göttlicher Verehrung erschien.

Sebastian erwachte wie aus einer Verzückung, während im Ohre des Hyphax der metallene Klang der Sesterzien tönte, die er gewinnen wollte. Er las aus seiner hundert Mann starken Schar fünf tüchtige Schützen aus, die einen Pfeil im Fluge mit einem noch schnelleren zersplittern konnten, rief sie ins Zimmer,

nannte ihnen ihre Belohnung, wobei er aber seinen eigenen Anteil verhehlte, und ordnete an, wie sie mit Sebastian verfahren sollten. Für den Leichnam hatten die Christen insgeheim bereits eine bedeutende Summe geboten, und zwei Sklaven sollten draußen warten, um denselben in Empfang zu nehmen. Unter seinen eigenen Leuten konnte er sich auf Stillschweigen verlassen.

Sebastian wurde in den nahen Hof des Palastes geführt, welcher die Quartiere dieser afrikanischen Schützen von seiner eigenen Wohnung trennte. Dieser Hof war mit Baumreihen bepflanzt und dem Adonis geweiht. Freudig schritt er inmitten seiner Henker einher, gefolgt von der ganzen Schar, die allein zuschauen durfte, wie bei einem gewöhnlichen Bogenschießen. Der Offizier wurde entblößt und an einen Baum gebunden, während die fünf auserwählten Schützen kaltblütig ihren Stand ihm gegenüber nahmen. Es war gewiß eine trostlose Todesart; kein teilnehmender Freund in der Nähe, nicht ein christlicher Mitbruder, um den Gläubigen sein Lebewohl zu bringen oder ihnen sein standhaftes Ende zu berichten. In der Mitte des dichtgedrängten Amphitheaters zu stehen vor hunderttausend Zeugen der christlichen Standhaftigkeit, die ermutigenden Blicke vieler zu sehen und die geflüsterten Segensworte teurer Freunde zu hören, hatte etwas Tröstliches und Begeisterndes; wenigstens kam zu der mächtigeren Stütze der Gnade die schwache Hilfe menschlicher Teilnahme hinzu. Sogar das wilde Jauchzen der Menge erhob den natürlichen Mut wie das Geschrei des Jägers den Hirsch, der nicht mehr weiter kann, nur zum Widerstande kräftigt. Aber diese Totenstille beim Grauen des Tages im abgeschlossenen Hofe; so mit fühlloser Gleichgültigkeit angebunden zu werden, wie ein Bündel Heu oder eine ausgestopfte Figur, um nach dem Befehle des Tyrannen als Zielscheibe zu dienen; diese Einsamkeit mitten unter einer Horde schwarzer Wilden, deren Sprache schon fremd und unverständlich war, die aber ohne Zweifel ihre rohen Spässe machten und lachten, wie Leute, die sich auf den Genuß eines bevorstehenden Spieles freuen — all dies trug mehr den Charakter

eines Überfalls durch Banditen im finsteren Walde als den eines offenen, glorreichen Bekenntnisses des Namens Christi; es sah eher einem Meuchelmorde, als dem Martyrtume ähnlich.

Aber Sebastian bekümmerte sich um all dies nicht. Engel schauten über die Mauer auf ihn und die aufgehende Sonne, die sein Auge blendete, ihn aber für die Bogenschützen zu einem um so deutlicheren Ziele machte, konnte nicht glänzender auf ihn scheinen, als das Angesicht des Einzigen, der von den Leiden Zeuge war, die er um seinetwillen duldete.

Der erste Mohr zog seinen Bogenstrang ans Ohr und ein Pfeil zitterte im Fleische Sebastians. Ein Schütze machte dem anderen Platz und Beifallsgeschrei begleitete jeden Schuß der geschickt sein Ziel traf, doch so, daß er dem kaiserlichen Befehle gemäß jeden edleren Teil des Leibes vermied. So ging das Spiel fort unter Lachen, Schreien und Spotten, ohne ein Fünkchen Gefühl für die nun niedersinkende, von Blut überströmte Gestalt;*) alle hatten dabei Spaß, nur nicht der Märtyrer, für den alles bitterer Ernst war — der entsetzliche Schmerz jeder neuen Wunde, die Erschöpfung, die einschneidenden, knotigen Bande, die zusammengezogene Stellung des Leibes! Aber fest war sein Herz, ungebeugt der Geist, unerschütterlich der Glaube, unerschöpflich die Geduld, unersättlich die Liebe, für seinen Erlöser zu leiden. Inbrünstig war sein Gebet, während das Auge zum Himmel gerichtet war und das Ohr auf den Willkommengruß der himmlischen Pförtner lauschte, wenn sie die Thore öffnen würden.

Es war gewiß ein schrecklicher Tod; doch der Tod wäre nicht das ärgste gewesen. Allein dieser Erlöser kam nicht, die goldenen Thore blieben verschlossen, der Märtyrer, zu noch größerer Ehre schon auf Erden bestimmt, wurde nicht plötzlich vom Tode zum Leben gerufen, sondern sank bewußtlos in den Schoß der Engel

*) „Membraque picta cruore novo." Prud. περιστεφ. III. 29.

Als seine Peiniger sahen, daß das festgesetzte Maß voll war, zerschnitten sie die Stricke, die ihn fesselten, und Sebastian fiel erschöpft und allem Anscheine nach tot auf den blutigen Teppich, den er sich selbst auf das Pflaster ausgebreitet hatte. Lag er nicht da, einem edlen Krieger gleich, wie er jetzt, in Marmor gemeißelt, unter seinem Altar liegt in der ihm geweihten Kirche? Wir wenigstens können ihn uns nicht schöner vorstellen, und wir lieben nicht nur jene Kirche, sondern auch jene alte Kapelle, die in der Mitte des zerstörten Palastes steht, um die Stelle zu bezeichnen, wo er fiel.*)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Wiederbelebung.

Die Nacht war weit vorangerückt, als Afra zum Hause ihrer Gebieterin zurückkehrte, nachdem sie ganz zu ihrer Zufriedenheit ihren Heiratsvertrag in Ordnung gebracht hatte. Es war eine kalte Winternacht, daher hatte sie sich wohl eingehüllt und war nicht in der Laune, sich unterwegs aufzuhalten. Aber die Nacht war dennoch lieblich und der Mond schien wie mit silberner Hand das weiche Gewand der meta sudans**) zu streicheln. Die Sklavin blieb eine Weile davor stehen und nach einigen Augenblicken brach sie in ein lautes Gelächter aus, wie wenn irgend eine lächerliche Erinnerung sich an jenes schöne Kunstwerk knüpfte. Sie wollte eben ihren Weg weiter fortsetzen, als sie sich rauh am Arme gefaßt fühlte.

---

*) Diese Kapelle steht zwischen den Triumphbögen des Titus und Konstantin auf dem palatinischen Hügel. Die Familie Barberini hat dieselbe unlängst wieder herstellen lassen.

**) Die oben beschriebene Fontäne.

„Wenn Du nicht gelacht hättest," sagte eine Stimme in bitterem Tone, „so würde ich Dich nicht erkannt haben; aber dies Hyänengelächter ist unverkennbar. Horch, die wilden Bestien, Deine afrikanischen Vettern, geben darauf Antwort aus dem Amphitheater. Worüber lachtest Du denn?"

„Über Dich."

„Warum über mich?"

„Ich dachte eben an unsere letzte Zusammenkunft auf diesem Platze, und wie Du Dich selbst zum Narren gemacht hast."

„Wie artig von Dir, Afra, an mich zu denken, besonders da ich eben nicht an Dich dachte, sondern an Deine Landsleute in jenen Zellen."

„Höre auf mit Deiner Unverschämtheit und nenne die Leute bei ihrem rechten Namen. Ich bin nicht mehr länger Afra, die Sklavin, wenigstens werde ich es in einigen Stunden nicht mehr sein, sondern Jubala, das Weib des Hyphax, des Hauptmanns der mauritanischen Schützen."

„Ein sehr respektabler Mann, ohne allen Zweifel, wenn er außer seinem Kauderwälsch noch eine Sprache reden könnte; aber die wenigen Stunden bis zu Deiner Hochzeit werden wohl für unser Geschäft hinreichen. Du hast Dich, wie mir scheint, in dem, was Du soeben sagtest, geirrt. Nicht wahr, Du hast bei unserer letzten Zusammenkunft mich für den Narren gehalten? Was ist aus Deinen schönen Versprechungen geworden und aus meinem noch schöneren Golde, das ich bei dieser Gelegenheit hergab? Es war gutes Geld, Deine Versprechungen aber, fürchte ich, sind nichts als eitel Staub gewesen."

„Ohne Zweifel; denn ein Sprichwort in meiner Heimat sagt: Der Staub an des weisen Mannes Kleidern ist besser, als das Gold in des Thoren Gürtel. Aber wir wollen zur Sache kommen. Glaubtest Du wirklich an die Macht meines Zaubers und meiner Tränke?"

„Allerdings that ich es; oder sollten sie eitel Trug sein?"

„Nicht ganz; Du siehst, wir sind des Fabius losgeworden, und

die Tochter ist im Besitze des Vermögens. Dies war der erste Schritt, der notwendig geschehen mußte."

„Was? Willst Du damit sagen, daß Deine Zaubereien den Vater beseitigt haben?" fragte Corvinus erstaunt und fuhr erschrocken zurück.

Es war nur ein plötzlicher Einfall Afras, aber sie benützte den Vorteil des damit erzielten Eindruckes und sagte: „Gewiß, was sonst? Es ist mir ein Leichtes, jeden zu beseitigen, der im Wege steht."

„Gute Nacht, gute Nacht!" sagte er in großer Angst.

„Halt einen Augenblick," versetzte sie, etwas gnädiger. „Corvinus, ich gab Dir an jenem Abend zwei Ratschläge, die all Dein Gold wert sind. Dem einen hast Du zuwider gehandelt, den anderen nicht befolgt."

„Wieso?"

„Sagte ich Dir nicht, Du solltest die Christen nicht hetzen, sondern sie in Deinen Netzen fangen? Fulvius hat das Zweite gethan und etwas dabei gewonnen. Du thatest das Erste, und was hast Du geerntet?"

„Nichts als Ärger, Schande und Schläge."

„Dann war mein erster Rat gut, befolge den zweiten."

„Wie war dieser?"

„Wenn Dich die Beute der Christen reich genug gemacht, solltest Du Dich mit Deinen Schätzen Fabiola anbieten. Sie hat bis jetzt jedes Anerbieten kalt zurückgewiesen, aber ich habe eine Beobachtung gemacht. Nicht ein einziger ihrer Bewerber war reich; jeder Verschwender strebte nach ihrem Vermögen, um seine Verhältnisse zu verbessern; verlaß Dich darauf, derjenige, welcher den Preis gewinnen will, muß mit dem Satze kommen, daß zweimal zwei vier ist. Verstehst Du mich?"

„Ganz gut; aber woher sollen meine zwei kommen?"

„Höre mich an, Corvinus, denn dies ist unsere letzte Unterredung, und ich habe Dich eigentlich gern, als einen, der herzhaft, erbarmungslos und fühllos hassen kann." Sie trat ihm näher und

flüsterte: „Ich weiß von Eurotas, aus dem ich alles herauslocken kann, daß Fulvius einige herrliche christliche Prisen in Aussicht hat, namentlich aber eine. Komm' hierher in den Schatten und ich will Dir sagen, wie Du ihm sicher seinen Schatz abfangen kannst. Überlaß ihm die Ausführung des kalten Mordes, der notwendig aber etwas beschwerlich sein wird, und dann tritt zwischen ihn und die Beute; er würde Dir jeden Tag denselben Streich spielen."

Sie flüsterte noch einige Minuten eifrig mit ihm. Endlich brach er in den lauten Ruf aus: „Vortrefflich!" Was für ein Wort aus solchem Munde!

Wie hatte sich doch in kurzer Zeit das Blatt gewendet! Als diese zwei verruchten Wesen das letzte Mal an demselben Orte zusammentrafen, auf anderer Verderben sinnend, wurde das Fenster über ihnen von zwei tugendhaften Jünglingen eingenommen, die gleich guten Geistern ihr schändliches Gewebe zu vernichten trachteten. Sie sind nicht mehr da: der eine schläft in seinem Grabe, der andere schlummert dem Tage seiner Hinrichtung entgegen. Der Tod kommt uns wie eine heilige Macht vor, wenn wir sehen, wie sehr er es vorzieht, lieber die Guten in seine Gesellschaft aufzunehmen, als die Schlechten. Er pflückt die Blumen ab, und läßt dem Unkraut sein giftiges Leben, bis es zu seiner Zeit verdorrt.

In dem Augenblicke aber, als die beiden aufschauten, war das Fenster von zwei anderen Personen besetzt.

„Das ist Fulvius," sagte Corvinus, „welcher soeben ans Fenster getreten ist."

„Und der andere ist sein böser Dämon Eurotas," setzte die Sklavin hinzu. Beide beobachteten und lauschten aufmerksam von ihrem dunklen Standorte aus.

Fulvius kam eben wieder ans Fenster mit einem Schwerte in der Hand, das er sorgfältig umdrehte, das Heft im hellen Mondlichte genau betrachtend. Endlich warf er es mit einem Fluche weg und rief aus: „Nach allem ist es nur Messing."

Eurotas trat hervor, ein allem Anscheine nach reiches Schwertgehänge in der Hand, und untersuchte es ebenfalls sorgfältig. „Lauter falsche Steine! Ich schätze den ganzen Kram auf keine fünfzig Pfund. Du hast damit nicht viel profitiert, Fulvius."

„Immer nur Vorwürfe, Eurotas, und doch hat dieser elende Gewinn das Leben eines der liebsten Offiziere des Kaisers gekostet."

„Und wahrscheinlich wirst Du von seinem Herrn keinen Dank dafür ernten." — Eurotas sollte recht haben. —

Am anderen Morgen wurden die Sklaven, welche den Leib Sebastians in Empfang nahmen, von einer dunkelfarbigen, weiblichen Gestalt überrascht, die ihnen im Vorbeigehen zuflüsterte: ‚Er ist noch am Leben.'

Anstatt ihn deshalb nach den Katakomben zu tragen, brachten sie ihn nach der Wohnung der Irene. Die frühe Morgenstunde und der Umstand, daß der Kaiser den Abend vorher nach seinem Lieblingspalaste auf dem Lateran gegangen war, erleichterte dies Unternehmen. Sogleich schickte man nach Dionysius, welcher Sebastians Wunden sämtlich für heilbar erklärte, weil nicht ein einziger Pfeil ein Lebensorgan berührt hatte; allein es hatte ein so fürchterlicher Blutverlust stattgefunden, daß voraussichtlich Wochen vergehen mußten, ehe der Patient sich wieder werde bewegen können.

Während der nächsten vierundzwanzig Stunden fragte Afra fast stündlich nach dem Befinden Sebastians. Als die bestimmte Frist vorbei war, führte sie Fabiola nach Irenens Wohnung, damit diese sich selbst überzeuge, daß er, wenn gleich schwach, noch atme. Ihre Freilassung aus der Sklaverei wurde nun vollzogen, ihre Mitgift ausbezahlt, und bald hallte der ganze Palatinische Berg und das Forum von dem tollen Lärm und den abscheulichen Gebräuchen der Vermählungsfeier Afras mit Hyphax wieder.

Fabiola erkundigte sich nach Sebastian mit so zarter Besorgnis, daß Irene nicht zweifelte, sie sei eine Christin. Das erste Mal begnügte sie sich, an der Thüre Nachricht zu empfangen und in die Hände der Wirtin Sebastians für die Kosten seiner Ver-

pflegung eine große Summe zu legen; aber nach zwei Tagen, als sein Zustand sich besserte, wurde sie höflich eingeladen einzutreten, und zum ersten Male in ihrem Leben befand sie sich mit Wissen im Schoße einer christlichen Familie.

Irene war die Witwe des Castulus, eines der Bekehrten aus der Schar des Chromatius. Ihr Ehemann hatte soeben den Tod erlitten, aber sie blieb noch unbeachtet in den Zimmern, die er im Palaste bewohnt hatte. Zwei Töchter lebten bei ihr und als Fabiola näher mit ihnen bekannt wurde, fand sie einen auffallenden Unterschied in ihrem Benehmen. Die eine hielt offenbar Sebastians Anwesenheit für eine Zudringlichkeit, und nahte sich ihm selten oder nie. Ihr Betragen gegen ihre Mutter war rauh und hochmütig, alle ihre Gedanken gehörten der Alltäglichkeit an, sie war selbstsüchtig, leichtsinnig und voreilig. Die andere, etwas jüngere Schwester war das gerade Gegenteil — so sanftmütig, so gefühlvoll, so besorgt um andere, so ehrerbietig gegen ihre Mutter, so freundlich und aufmerksam gegen den armen Patienten. Irene selbst war das Muster einer christlichen Matrone aus den mittleren Ständen. Fabiola fand sie weder geistreich oder witzig, noch hochgebildet, aber stets ruhig, thätig, mitfühlend und ehrbar. Die heidnische Dame hatte nie eine Haushaltung gesehen, wo es so einfach, mäßig und geordnet zuging. Nichts störte den Frieden derselben als der Charakter der älteren Schwester. In einigen Tagen schon wußte man, daß Fabiola keine Christin war, aber dies änderte nichts in ihrer Behandlung. Dagegen machte sie eine Entdeckung, die für sie sehr demütigend war, — daß nämlich die ältere Tochter noch eine Heidin sei. Alles, was Fabiola sah, machte einen günstigen Eindruck auf sie und verminderte ihr Vorurteil. Für den Augenblick jedoch waren alle ihre Gedanken auf Sebastian gerichtet, dessen Wiederherstellung langsam vor sich ging. Sie schmiedete mit Irene Plane, ihn nach der campanischen Villa zu schaffen, wo sie Muße haben würde, sich mit ihm über Religion zu unterhalten; aber ein unüberwindliches Hindernis trat diesem Vorhaben entgegen.

Wir wollen unserem Leser die Gefühle Sebastians nicht schildern. Eifrig nach dem Martyrtum gestrebt zu haben, darum gebetet und alle Peinen desselben erduldet zu haben, darin in den Augen der Welt gestorben zu sein, diese Welt abgeschüttelt zu haben, und jetzt doch wieder in ihr zu erwachen, nicht als Märtyrer, sondern als gewöhnlicher Pilgersmann auf dem Wege zur Seligkeit, die er vielleicht noch verlieren konnte, — dies war sicherlich eine größere Prüfung, als das Martyrtum selbst. Er glich einem Manne, welcher mitten in einer stürmischen Nacht einen reißenden Strom zu übersetzen versucht und, nachdem er stundenlang gekämpft und sein Schiff hin- und hergewendet hat, um hinüberzukommen, sich wieder an derselben Seite landen sieht, von welcher er ausfuhr. So auch mochte es dem heiligen Paulus zu Mute sein, welcher wieder zur Erde zurückgesandt und den Faustschlägen Satans ausgesetzt wurde, nachdem er die geheimnisvollen Worte vernommen, die nur ein Geist aussprechen kann.*) Dennoch entschlüpfte ihm kein Murren, keine Klage. Er betete still den göttlichen Willen an, in der Hoffnung, daß derselbe ihm das Verdienst eines doppelten Martyrtums vorbehalten habe. Nach dieser zweiten Krone sehnte er sich so eifrig, daß er jeden Vorschlag, zu fliehen oder sich zu verbergen, verwarf.

„Ich habe jetzt," sprach er voll Erhabenheit, „das Vorrecht eines Märtyrers erworben, kühn zu den Verfolgern zu sprechen. Davon will ich am ersten Tage Gebrauch machen, wo ich mein Bett verlassen kann. Pflegt mich deshalb wohl, damit es um so bälder geschieht."

---

*) 2. Kor. 12, 3—7.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die zweite Krone.

Das Komplott, welches die schwarze Sklavin dem Corvinus verraten hatte, war dasselbe, welches uns bereits aus dem Gespräche zwischen Fulvius und Eurotas bekannt ist. Aus den arglosen Äußerungen der blinden Märtyrin schöpfte Fulvius die Gewißheit, daß Agnes eine Christin sei, und nun glaubte er, zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben; entweder konnte er Agnes durch Drohungen dahin bringen, eine Ehe mit ihm einzugehen, oder er konnte sie vernichten, und durch die Konfiskation einen guten Anteil an ihrem Reichtume gewinnen. Diesen Weg zu wählen, darin bestärkten ihn die Spöttereien und Vorwürfe des Eurotas. Inzwischen schrieb er ihr, weil er die Hoffnung aufgab, eine zweite Unterredung zu erlangen, einen ehrerbietigen aber dringenden Brief, worin er ihr seine uneigennützige Anhänglichkeit an ihre Person schilderte und sie bat, seine Bewerbung anzunehmen. Erst zum Schlusse gab er einen ganz schwachen Wink, daß die Pflicht ihm vielleicht vorschreiben könnte, einen anderen Weg einzuschlagen, wenn seine demütige Bitte nichts ausrichte.

Darauf erhielt er eine ruhige, höfliche, aber entschieden abschlägige Antwort, eine hoffnungslose Zurückweisung; noch mehr, der Brief setzte in klaren Worten auseinander, daß die Schreibende schon mit dem fleckenlosen Lamme vermählt sei und von einem vergänglichen Wesen keine Ausdrücke persönlicher Anhänglichkeit annehmen könne. Diese Antwort härtete sein Herz gegen das Mitleid, aber er war entschlossen, klug zu verfahren.

Inzwischen faßte Fabiola, da sie Sebastian fest entschlossen sah, nicht zu fliehen, den romantischen Gedanken, ihn wider seinen Willen zu retten, indem sie von dem Kaiser Verzeihung für ihn

auswirken wollte. Sie kannte die unergründliche Schlechtigkeit des menschlichen Herzens nicht, und dachte, der Tyrann werde eine Weile toben, aber kein zweites Todesurteil fällen. Ein Funke von Mitleid und Gnade, meinte sie, müsse noch n. seiner Brust wohnen, und ihre dringenden Bitten und Thränen würden diesen edlen Funken herauslocken, wie die Hitze den verborgenen Balsam aus hartem Holze. Sie suchte daher schriftlich um eine Audienz nach, und weil sie die Habsucht des Kaisers kannte, so wagte sie es, wie sie sich ausdrückte, ihm einen kleinen Beweis von ihrer und ihres verstorbenen Vaters treuer Anhänglichkeit zu geben. Es war dies ein Ring mit Juwelen von seltener Schönheit und unschätzbarem Werte. Das Geschenk wurde angenommen, aber zugleich erhielt sie den Bescheid, sie solle sich mit ihrer Bittschrift wie die übrigen Bittsteller am zwanzigsten des Monats im Palaste einfinden und warten, bis der Kaiser auf seinem Wege zum Opfer die große Treppe herabkomme. So entmutigend diese Antwort war, so beschloß sie doch, alles zu wagen und ihr Bestes zu thun.

Der bestimmte Tag kam, und Fabiola in ihrem schwarzen Anzuge, den sie als Bittende und zugleich als Trauernde um ihren verstorbenen Vater trug, nahm ihre Stellung in einer Reihe von viel unglücklicheren Geschöpfen, als sie selbst war, ein, unter Müttern, Kindern und Schwestern, welche für teure Angehörige, die in Gefängnissen oder Bergwerken schmachteten, um Gnade flehen wollten. Sie fühlte die schwache Hoffnung, die sie noch genährt hatte, bei dem Anblicke so großen Elends in sich ersterben; noch schwächer wurde der letzte Funke derselben bei jedem Schritte, den der Tyrann die Marmortreppe herab machte, wiewohl sie ihren Brillantring an seiner gemeinen Hand funkeln sah. Denn auf jeder Stufe riß er einem bekümmerten Supplikanten ein Papier aus der Hand, überblickte es verächtlich und zerriß es entweder oder warf es auf den Boden. Nur hie und da händigte er eine Bittschrift seinem Sekretär ein, einem Manne, der kaum weniger gebieterisch auftrat, als er selbst.

Es war nun beinahe die Reihe an Fabiola; der Kaiser war nur noch zwei Stufen von ihr entfernt, und ihr Herz schlug heftig, nicht aus Furcht vor dem Tyrannen, sondern aus Angst um Sebastians Schicksal. Sie würde gebetet haben, hätte sie gewußt, wie oder zu wem. Maximian streckte eben seine Hand aus, um ein ihm dargebotenes Papier zu nehmen, als er zurücktrat und sich umwandte, indem er sich laut beim Namen rufen hörte. Fabiola blickte ebenfalls auf, denn sie kannte die Stimme.

Ihr gegenüber, hoch in der weißen Marmorwand, hatte sie ein offenes Fenster bemerkt, welches einem finsteren Gange Licht gab, der zu Irenes Wohnung führte. Sie blickte jetzt, von der Stimme geleitet, auf, und in der dunklen Füllung des Fensters bot sich ihr ein schönes, aber schreckliches Gemälde dar. Es war Sebastian, bleich und abgezehrt, welcher mit fast ätherischen Zügen, ruhig und ernst, wie ein Mensch, der keiner Leidenschaft mehr fähig ist, sich dort zeigte; seine zerrissene Brust und seine zerfetzten Arme waren unter der losen Hülle sichtbar, die er um sich geworfen. Er hatte nämlich die gewöhnlichen Trompetenzeichen gehört, die ihm die Annäherung des Kaisers verkündigten, war aufgestanden und an das Fenster getreten, um ihn zu begrüßen.*)

„Maximian!" rief er aus mit hohler, aber deutlicher Stimme.

„Wer bist Du, Bursche, der mit dem Namen seines Kaisers so frei umgeht?" fragte der Tyrann, nach ihm sich wendend.

„Ich komme wie von den Toten zurück, Dich zu warnen, daß der Tag des Zornes und der Rache schnell herannaht. Du hast das Blut der Heiligen Gottes auf dem Pflaster dieser Stadt verspritzt; Du hast ihre heiligen Leiber in den Fluß oder auf die Dungstätten vor den Thoren geworfen. Du hast Gottes Tempel niedergerissen und seine Altäre entweiht und das Erbteil seiner Armen geraubt. Wegen dieser und Deiner anderen schändlichen Verbrechen, wegen Deiner Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, Deiner Hab-

---

*) Siehe die Akten des heiligen Sebastian.

sucht und Deinem Stolze hat Gott Dich gerichtet, und sein Zorn wird bald über Dich kommen. Du wirst eines gewaltsamen Todes sterben und Gott wird seine Kirche einem Kaiser geben nach seinem Herzen. Dein Andenken wird verflucht sein durch die ganze Welt bis ans Ende der Zeiten. Gehe in Dich, dieweil Du noch Zeit hast, gottloser Mann, und bitte Gott um Verzeihung im Namen des Gekreuzigten, den Du bis jetzt verfolgtest."

Tiefe Stille herrschte, während diese Worte mit lauter Stimme gesprochen wurden. Der Kaiser schien wie vor Schrecken gelähmt; denn sobald er Sebastian erkannte, war es ihm, als stünde er einem Toten gegenüber. Aber er gewann schnell seine Fassung wieder und rief in vollem Zorne aus: „He da! Es soll sogleich jemand hinaufgehen und ihn vor mich bringen (er mochte seinen Namen nicht nennen). Hyphax, hierher! Wo ist Hyphax? Ich sah ihn doch soeben noch." Aber der Mohr hatte sogleich Sebastian erkannt, und war in sein Quartier gelaufen. „Ha, der ist fort, soviel ich merke; Du da, Tölpel, wie heißt Du? (Damit wandte er sich an Corvinus, welcher neben seinem Vater stand.) Gehe nach dem numidischen Hof und rufe sogleich Hyphax hierher."

Mit schwerem Herzen machte sich Corvinus auf den Weg. Hyphax hatte seinen Schützen das Nötige mitgeteilt und hielt sich mit ihnen zur Verteidigung bereit. Nur ein einziger Eingang am Ende des Hofes war offen geblieben, und als der Bote dort erschien, durfte er keinen Schritt weiter. Fünfzig Mann standen auf jeder Seite des Platzes mit Hyphax und Jubala an den beiden Enden. Schweigend und unbeweglich, die schwarze Brust und die Arme entblößt, jeder den gespannten Bogen nach der Thüre gerichtet, glichen sie einer Reihe von Basaltstatuen, die zu einem ägyptischen Tempel führen.

„Hyphax," sagte Corvinus mit zitternder Stimme, „der Kaiser schickt mich nach Euch."

„Sagt Seiner Majestät ehrerbietig von mir," versetzte der Afrikaner, „daß meine Leute geschworen haben, niemand solle über diese Schwelle schreiten, hereinkommen oder hinausgehen, ohne durch

die Brust oder den Rücken hundert Pfeile in sein Herz zu erhalten, bis der Kaiser uns ein Zeichen der Vergebung sendet."

Corvinus eilte mit dieser Botschaft zurück, und der Kaiser empfing sie mit Lachen. Mit diesen Afrikanern durfte er es nicht verderben, denn er verließ sich auf sie in der Schlacht, wie bei einem Aufstande, weil sie die feindlichen Anführer aufs Korn zu nehmen wußten. „Die listigen Schlingel!" rief er aus; „da, bringe der schwarzen Gattin des Hyphax dieses Juwel." Und er gab ihm Fabiolas herrlichen Ring. Corvinus eilte zurück, richtete die gnädige Botschaft aus und warf den Ring in den Hof. Jubala sprang hoch erfreut vor und langte nach dem Ring; aber ein schwerer Faustschlag von ihrem Mann warf sie zu Boden und wurde mit einem lauten Beifallgeschrei begrüßt. Der Wilde ergriff den Ring und das Weib stand wieder auf, begann zu fürchten, sie werde ihre Sklaverei mit einer nur noch schlimmeren vertauscht haben.

Hyphax berief sich vor dem Kaiser auf den erhaltenen Befehl. „Wenn Ihr," sagte er, „uns erlaubt hättet, ihm einen Pfeil durch den Kopf oder in das Herz zu senden, so wäre alles recht gegangen; aber so sind wir nicht verantwortlich."

„Jedenfalls will ich diesmal selbst aufpassen, daß die Sache ordentlich gethan wird," sagte Maximian. „Zwei von Eueren Burschen sollen mit Keulen kommen."

Zwei Afrikaner traten heran; Sebastian, kaum imstande, aufrecht zu stehen, war bereits da, mild und unerschrocken. „Jetzt vorwärts, meine Leute," sagte der Barbar, „aber es darf kein Blut auf dieser Treppe verspritzt werden; klopft ihm nur mit eueren Knitteln das Leben aus, und macht's sauber. Edle Dame, was ist Euer Begehr?" — Damit streckte er seine Hand gegen Fabiola aus, die er erkannte und daher höflicher anredete. Sie war bei dem Anblicke, der sich ihr darbot, vor Schrecken und Abscheu fast ohnmächtig. „Majestät, ich fürchte, es ist zu spät!" war ihre Antwort.

„Warum zu spät?" fragte der Kaiser, indem er auf das Papier blickte. Plötzlich schoß ein Blitz aus seinem Auge. „Was," sagte

er, „Ihr wußtet, daß Sebastian noch am Leben war? Seid Ihr eine Christin?"

„Nein, Majestät!" erwiderte sie. Warum blieb ihr die verneinende Antwort fast in der Kehle stecken? Sie hätte um ihr Leben nicht sagen können, daß sie etwas anderes sei. O Fabiola, Dein Tag ist nicht mehr ferne!

„Aber wie Ihr soeben sagtet," fuhr der Kaiser freundlicher fort, indem er ihr die Bittschrift zurückgab, „ich fürchte, es ist zu spät; ich denke, dieser Schlag muß der ictus gratiosus*) gewesen sein."

„Ich fühle mich unwohl, Majestät!" sagte sie ehrerbietig, „darf ich mich entfernen?"

„O ja; aber bei der Gelegenheit habe ich Euch noch für den schönen Ring zu danken, den Ihr schicktet, und den ich dem Weibe des Hyphax (ihrer eigenen ehemaligen Sklavin!) gegeben habe. Er wird an einer schwarzen Hand mehr glänzen, als an der meinigen. Lebt wohl!" Und er küßte ihre Hand mit boshaftem Lächeln, als ob keines Märtyrers Leib in der Nähe gewesen wäre, gegen ihn zu zeugen. Er hatte übrigens recht; ein schwerer Schlag auf den Kopf war tödlich gewesen, und Sebastian war nun dort, wohin er sich gesehnt hatte. Er nahm eine doppelte Palme mit sich, und empfing eine zweifache Krone. Und doch war sein Ende vor der Welt ein schmähliches; man hatte ihn ohne Umstände totgeschlagen, während der Kaiser sich unterhielt! Was für ein Grad des Martyrtums liegt in der schmählichen Art desselben! Wehe uns, wenn wir wissen, daß unsere Leiden uns Ehre bringen!

Als der Tyrann sein Werk ausgeführt sah, befahl er, daß Sebastian wenigstens nicht in die Tiber, noch auf einen Dunghaufen geworfen werden sollte. „Befestigt schwere Gewichte an seinen Leib," setzte er hinzu, „und werft ihn in die Kloake; da soll er

---

*) Der Gnadenstoß, womit die Verurteilten ihrer Pein erledigt wurden. Das Zerbrechen der Beine der Gekreuzigten wurde ebenfalls als ein ictus gratiosus angesehen.

verfaulen und die Speise der Würmer sein. Die Christen wenigstens sollen ihn nicht haben." Dies geschah; die Akten des Heiligen berichten jedoch, daß er in der Nacht der heiligen Matrone Lucina erschien und ihr angab, wo seine geweihten Überreste zu finden seien. Sie gehorchte seiner Aufforderung und sein Leib wurde ehrenvoll da begraben, wo jetzt seine Basilika steht.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der entscheidende Tag; sein erster Teil.

Es giebt entscheidende Tage im Leben des Menschen und der Menschheit. Nicht bloß die Tage von Marathon, von Kannä oder von Lepanto, wo ein anderer Ausgang die sozialen oder politischen Geschicke der Menschheit verändert haben würde, sondern es ist wahrscheinlich, daß Kolumbus nicht nur auf den Tag, sondern selbst auf die Stunde zurückschauen konnte, deren Entscheidung der Welt alles sicherte, was er ihr lehrte und gab, und ihm selbst die ausgezeichnete Stelle, die er unter den Würdigsten einnimmt. Und jeder von uns, so gering und unbedeutend er sein mag, hat seinen entscheidenden Tag gehabt; seinen Tag der Wahl, der sein Schicksal im Leben entschied; seinen Tag der Vorsehung, welcher seine Stellung oder Verhältnisse zu anderen änderte; seinen Tag der Gnade, wo das Geistige Herr wurde über das Sinnliche. In was immer für einer Weise es sein mag, jede Seele hat, wie Jerusalem, ihren Tag.*)

So war es auch bei Fabiola. Arbeitete nicht alles auf eine Krisis hin? Kaiser und Sklavin, Vater und Gast, die Guten und die Bösen, Christen und Heiden, reich und arm; ferner Leben und

*) „Wenn doch auch du es erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, 2c. 2c." Luk. 19, 42.

Tod, Freude und Sorge, Gelehrsamkeit und Einfalt, Schweigen und Unterhaltung, waren es nicht lauter Werkzeuge, die auf entgegengesetzten Wegen auf sie einwirkten und doch alle ihrer edlen, wenn gleich stolzen und ungestümen Seele die Richtung anwiesen, wie der Wind und das Ruder gegeneinander kämpften, nur um dem Schiffe seinen Pfad vorzuzeichnen? Wodurch soll das schließliche Ergebnis dieser widerstreitenden Kräfte bestimmt werden? Dies hängt nicht vom Menschen ab; die höhere Weisheit, nicht die Philosophie kann dies entscheiden. Die Ereignisse, welche uns zuletzt beschäftigten, haben am 20. Januar ihren Gedächtnistag. Der Leser möge in seinem Kalender nachsehen, welchen Namen der folgende Tag trägt, und er wird zugeben, daß es ein wichtiger Tag in unserer Erzählung sein muß.

Von der Audienz begab sich Fabiola in die Wohnung Irenes, wo sie nichts als Schmerz und Kummer fand. Sie fühlte lebhaft den Schmerz mit, aber sie sah und fühlte einen Unterschied zwischen ihrem Kummer und der Betrübnis der Christen. Dort blickte beinahe eine heilige Freude durch die Trauer hindurch, sie glich einer zuweilen von der Sonne durchleuchteten Wolke, während Fabiolas Schmerz einer drückenden schwülen Finsternis glich, ihr Verlust hoffnungslos, unwiederbringlich erschien. Ihr Suchen nach dem Christentum, als nach dem Inbegriff aller Weisheit und Hoheit schien zu Ende. Der Lehrer, nach dem sie sich sehnte, war geschieden. Als die Menge sich von dem Palaste entfernt hatte, nahm sie zärtlich Abschied von der Witwe und ihren Töchtern; auch jetzt fühlte sie wieder, daß sie die Heidin nicht so lieben konnte, als ihre christliche Schwester.

Sie saß einsam daheim und versuchte zu lesen; sie nahm einen Band nach dem anderen von ihren Lieblingswerken über Tod, Seelenstärke, Freundschaft oder Tugend, und jedes schien ihr unbefriedigend, schal und unlauter. Immer tiefer versank sie in Trübsinn, bis sie am Abend durch einen Brief, den man ihr überbrachte, aus ihren Gedanken gestört wurde. Die griechische Sklavin Graja, welche ihn hereinbrachte, zog sich nach der anderen

Ecke des Zimmers zurück, beunruhigt über das, wovon sie Zeuge war. Denn ihre Herrin hatte kaum einen Blick auf das Billet geworfen, als sie wild von ihrem Sitze aufsprang, mit den Händen in ihr Haar fuhr und dieselben wie im heftigsten Seelenschmerze an ihre Schläfe drückte. So stand sie einen Augenblick da, mit einem unnatürlich stieren Blick, und sank dann unter tiefem Stöhnen wieder auf ihren Stuhl zurück. Den Brief in beiden Händen, die Arme herabgesunken verharrte sie mehrere Minuten lang scheinbar bewußtlos.

„Wer brachte diesen Brief?" fragte sie endlich gesammelt.

„Ein Soldat, Herrin!" antwortete die Dienerin.

„Laß ihn hereinkommen."

Während ihr Auftrag ausgerichtet wurde, faßte sie sich und ordnete ihre Haare. Sobald der Soldat erschien, fragte sie:

„Woher kommt Ihr?"

„Ich bin auf der Wache am tullianischen Gefängnisse."

„Wer gab Euch den Brief?"

„Die Dame Agnes selbst."

„Aus welcher Ursache hat man das arme Kind dorthin gebracht?"

„Auf die Anklage eines Mannes, Namens Fulvius, daß sie eine Christin sei."

„Sonst wegen nichts?"

„Wegen nichts sonst, soviel ich weiß."

„Dann werden wir die Sache bald ins reine bringen. Ich kann das Gegenteil bezeugen. Sagt ihr, ich werde augenblicklich kommen, und nehmt dies für Euere Mühe."

Der Soldat entfernte sich und Fabiola war allein. Wenn sie handeln mußte, so war ihr Geist sogleich gesammelt und energisch, wiewohl später die Zartheit des Weibes sich desto schmerzlicher äußern mochte. Sie hüllte sich dicht ein, ging allein nach dem Gefängnisse und wurde sogleich in die besondere Zelle geführt, welche Agnes mit Rücksicht auf ihren Rang und durch die reichlichen Geschenke ihrer Eltern erhalten hatte.

„Was soll das bedeuten, Agnes?“ fragte Fabiola eifrig nach einer innigen Umarmung.

„Ich wurde vor ein paar Stunden verhaftet und hierher gebracht.“

„Ist Fulvius wirklich thöricht und schurkisch genug, eine Anklage gegen Dich zu schmieden, die in fünf Minuten widerlegt sein wird? Ich will selbst zu Tertullus gehen und diese abgeschmackte Beschuldigung sogleich widerlegen.“

„Was für eine Beschuldigung, Liebste?“

„Nun, daß Du eine Christin seiest.“

„Das bin ich in Wirklichkeit, Gott sei Dank!“ versetzte Agnes, indem sie das Zeichen des Kreuzes über sich machte.

Diese Kunde traf Fabiola keineswegs wie ein Donnerschlag, machte sie nicht aufgeregt und betreten. Seit Sebastians Tod betrachtete sie das Christentum mit anderen Augen. Sie hatte diesen Glauben bei ihm gefunden, den sie als das Ideal jeder männlichen Tugend betrachtete; sie war daher nicht überrascht, ihn auch bei derjenigen zu finden, die sie als das Muster weiblicher Vollkommenheit liebte. Die einfache Größe dieses lieblichen Kindes, ihre arglose Unschuld, ihre Freundlichkeit gegen alle hatte sie fast angebetet. Es verminderte Fabiolas Bedenken, es brachte das sie beschäftigende Rätsel der Lösung näher zwei so unvergleichliche Wesen im innersten harmonischen Zusammenhange auf dem gleichen Pfade wandeln zu sehen. Sie neigte ihr Haupt in einer Art von Verehrung vor dem Kinde und fragte: „Wie lange bist Du schon eine Christin?“

„Mein ganzes Leben lang, teure Fabiola! ich sog den Glauben, sozusagen, mit der Muttermilch ein.“

„Und warum verhehltest Du es mir?“

„Weil ich Deine heftigen Vorurteile gegen uns kannte, weil ich sah, wie Du die Christen als Leute verabscheutest, welche dem lächerlichsten Aberglauben ergeben seien und die häßlichsten Greuel begingen. Ich hörte, wie Du uns als unverständig, ungebildet, unphilosophisch und unvernünftig verdammtest. Du wolltest kein Wort von uns hören, und der einzige Gegenstand des Hasses für Dein edles Gemüt war der Christenname.“

„Es ist wahr, teuerste Agnes; ich glaube jedoch, wenn ich gewußt hätte, daß Du oder Sebastian Christen seid, so hätte ich das Christentum nicht hassen können. Ich würde alles an euch geliebt haben."

„Du glaubst das jetzt, Fabiola; aber Du kennst nicht die Macht des allgemeinen Vorurteils, das Gewicht der täglich wiederholten Lüge. Wie viele edle Gemüter, hochgebildete Geister und liebevolle Herzen haben sich dadurch zum Glauben verleiten lassen, daß wir all das seien, was wir nicht sind, selbst noch etwas Schlechteres, als das Schlechteste an anderen."

„Freilich, Agnes, es ist unrecht von mir, in Deiner gegenwärtigen Lage mit Dir zu streiten. Du wirst natürlich von Fulvius den Beweis fordern, daß Du eine Christin seiest."

„O nein, liebe Fabiola, ich habe es bereits bekannt und beabsichtige, mein Bekenntnis morgen öffentlich zu wiederholen."

„Morgen! wie, morgen?" fragte Fabiola, bei dem Gedanken an etwas so Nahes erschreckt.

„Ja, morgen. Um allem Lärm und allem Aufsehen vorzubeugen (wiewohl ich glaube, es werden wenig Leute sich um mich kümmern), soll ich in der Frühe verhört und summarisch abgeurteilt werden. Ist das keine gute Neuigkeit, Liebe?" fragte Agnes lebhaft, indem sie die Hände ihrer Base ergriff. Und dann rief sie in Begeisterung aus: „Siehe, schon schaue ich, wonach ich heiß verlangt; schon besitze ich, was ich gewünscht; mit ihm bin ich schon im Himmel vereint, den ich hienieden mit aller Hingabe geliebt habe.*) Ist Er nicht schön, Fabiola, lieblicher, als die Engel, die Ihn umgeben? Wie süß ist sein Lächeln! Wie mild sein Auge! Wie freundlich der ganze Ausdruck seines Angesichtes! Und die süßeste und gnadenvollste Frau, die Ihn immer begleitet, unsere Königin und Herrin, die Ihn allein liebt, wie gütig winkt sie mir,

---

*) „Ecce quod concupivi jam video, quod speravi jam teneo; ipsi sum juncta in coelis quem in terris posita tota devotione dilexi." Offizium der heiligen Agnes.

mich ihrem Zuge anzuschließen! Ich komme, ich komme! — Sie sind verschwunden, Fabiola; aber sie kehren morgen früh wieder, morgen früh, denke! und dann trennt mich nichts mehr von ihnen!"

Fabiola fühlte, wie ihr Herz in ihr schwoll und sich hob, als wenn ein neuer Geist über sie käme. Sie wußte nicht, was es war; aber es schien ihr etwas Höheres, als eine rein menschliche Regung. Sie hatte den Namen „Gnade" noch nicht gehört; Agnes sah jedoch die günstige Veränderung in ihrem Geiste und dankte Gott innerlich dafür. Sie bat ihre Base, morgen vor Tagesanbruch wiederzukommen, zum letzten Lebewohl. — — —

Zur selben Zeit fand im Hause des Präfekten zwischen diesem würdigen Beamten und seinem noch würdigeren Sohne eine Beratung statt, deren Inhalt wir dem Leser mitteilen wollen.

„Gewiß," sagte der Präfekt, „wenn die alte Hexe in Einem Stücke recht hatte, so wird sie auch im anderen nicht im Irrtum sein. Ich weiß aus Erfahrung, wie die Macht des Reichtums jeden Widerstand zu überwinden vermag."

„Und Du wirst auch zugeben," erwiderte Corvinus, „nach der Aufzählung, die wir machten, daß unter den Bewerbern um Fabiolas Hand, die wir eben aufzählten, nicht einer war, dem es nicht mehr um ihr Vermögen zu thun gewesen wäre."

„Dich mit inbegriffen, mein lieber Corvinus."

„Allerdings ja, aber wenn es mir gelingt, ihr mit meiner Person das große Vermögen der Agnes anzubieten, ändert sich die Sache."

„Und zwar muß dies in einer Weise geschehen, die sie, bei ihrer edlen und erhabenen Denkungsart, leichter gewinnen wird. Wenn Du ihr dies Vermögen bedingungslos giebst und dann Dich selbst anbietest, so wird ihr dies die Verpflichtung auferlegen, entweder Dich als ihren Mann anzunehmen, oder das Vermögen zurückzuweisen."

„Vortrefflich, Vater! An den zweiten Fall habe ich noch gar nicht gedacht. Meinst Du, es gebe keine Möglichkeit, sich das Vermögen anders zu sichern, als durch sie?"

„Durchaus keine. Fulvius wird natürlich seinen Anteil beanspruchen, und es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser erklärt, er wünsche das Ganze für sich allein zu nehmen, denn er haßt Fulvius; aber wenn ich den mehr populären und vernünftigen Vorschlag mache, das Besitztum der nächsten Verwandten zu geben, welche die Götter anbetet, — dies thut Fabiola, nicht wahr?"

„Gewiß, Vater."

„So, denke ich, wird der Kaiser darauf eingehen, während sicherlich keine Aussicht ist, daß er es mir aus freien Stücken zum Geschenk macht. Dieser Vorschlag, von einem Richter ausgehend, würde ihn in Wut versetzen."

„Wie willst Du die Sache einleiten?"

„Ich will heute Nacht ein kaiserliches Reskript ausfertigen. Sogleich nach der Hinrichtung werde ich nach dem Palaste gehen, den Unwillen des Volkes, der sicher nicht ausbleiben wird, in übertriebener Weise schildern, alles auf Fulvius schieben und dem Kaiser beweisen, wie es seine Popularität und seinen Ruhm bedeutend erhöhen wird, wenn er die Hinterlassenschaft der Hingerichteten ihrer nächsten Verwandtin zuweist. Er ist eben so eitel als grausam und raubgierig, und ein Laster muß benützt werden, um das andere zu bekämpfen."

„Nichts könnte besser sein, lieber Vater; ich werde mich mit leichtem Herzen zur Ruhe begeben. Morgen ist der entscheidende Tag meines Lebens, meine ganze Zukunft hängt davon ab, ob ich angenommen oder zurückgewiesen werde."

„Ich wünschte nur," setzte Tertullus hinzu, indem er aufstand, „ich hätte diese unvergleichliche Dame erst einmal sehen und die Tiefe ihrer Philosophie sondieren können, bevor euer Handel endgültig abgeschlossen wird."

„Mache Dir hierüber keine Sorge, Vater; sie verdient es wohl, Deine Schwiegertochter zu werden. Ja, morgen ist der Wendepunkt meines Schicksals."

Selbst Corvinus kann seinen entscheidenden Tag haben, warum nicht Fabiola?

Während diese Unterredung vor sich ging, fand zwischen Fulvius und seinem liebenswürdigen Oheim ebenfalls eine Beratung statt. Der letztere war abends spät heimgekommen und hatte seinen Neffen allein und in tiefem Nachdenken gefunden.

„Nun, Fulvius," redete er ihn an, „ist sie gesichert?"

„So gesichert, Oheim, als Gitter und Mauern sie sichern können; aber ihr Geist ist frei und unabhängig wie immer."

„Schweig' mir damit; der scharfe Stahl wird bald mit dem Geiste fertig. Ist ihr Schicksal gewiß und sind die Folgen desselben sicher?"

„Wenn sonst nichts dazwischen kommt, so ist ihr Schicksal außer Zweifel; die Folgen hängen noch von der Laune des Kaisers ab. Aber ich muß gestehen, ich fühle Unruhe und Gewissensbisse, ein so junges Leben zu opfern, und auf einen so ungewissen Erfolg hin."

„Ei, Fulvius," sagte der Alte ernsthaft, indem er so kalt aussah wie ein grauer Fels im Morgennebel, „keine Weichheit in dieser Sache, hoffentlich! Erinnerst Du Dich, was morgen für ein Tag ist?"

„Ja, der zwölfte vor den Kalenden des Februar."*)

„Es war für Dich stets ein kritischer Tag. An diesem Tage war es auch, als Du, um das Vermögen eines anderen zu gewinnen —"

„Still, still!" unterbrach ihn Fulvius in heftiger Seelenangst. „Warum mich immer an alles erinnern, was ich am liebsten vergessen möchte?"

„Weil Du Dich selbst zu vergessen wünschest und weil das nicht sein darf. Ich muß Dir jeden Vorwand nehmen, Dich von Gewissen, Tugend oder Ehre leiten zu lassen. Es ist Thorheit, Mitleid für das Leben eines Menschen zu heucheln, der Deinem Glücke im Wege steht, nach dem, was Du ihr gethan hast."

Fulvius biß sich in stiller Wut auf die Lippen und bedeckte

*) Der 21. Januar.

sein glühendrotes Gesicht mit den Händen. Eurotas weckte ihn aus seinen Gedanken mit den Worten: „Nun denn, morgen ist abermals ein entscheidender Tag für Dich, und wahrscheinlich der letzte. Wir wollen die Aussichten desselben ruhig erwägen. Du wirst zum Kaiser gehen und um Deinen rechtmäßigen Anteil an dem konfiszierten Eigentum bitten. Angenommen, es wird Dir gewährt?"

„So will ich es so schnell als möglich verkaufen, meine Schulden bezahlen und mich nach einem Lande zurückziehen, wo mein Name nie gehört worden ist."

„Gesetzt aber, Deine Ansprüche werden verworfen?"

„Unmöglich, unmöglich!" rief Fulvius aus, schon bei dem Gedanken gemartert; „es ist mein Recht, mein sauer erworbenes Recht. Es kann mir nicht abgeschlagen werden."

„Ruhig, mein junger Freund, laß uns die Sache kalt besprechen. Vergiß das Sprichwort nicht: Vom Steigbügel bis zum Sattel ist schon mancher gefallen. Nur den Fall gesetzt, daß Deine Rechte Dir verweigert werden?"

„Dann bin ich ein ruinierter Mann. Ich habe keine andere Aussicht, meine Umstände hier zu verbessern, und muß von hier fliehen."

„Gut, und was bist Du bei den Arkaden des Janus schuldig?" *)

„Ein paar hundert Sesterzia,**) mit Kapital und Zinseszinsen zu fünfzig Prozent an jenen gewissenlosen Juden Ephraim."

„Welche Sicherheit hat er dafür?"

„Meine sichere Aussicht auf die Güter dieser Dame."

„Und wenn Du Dich darin täuschest, glaubst Du, er wird Dich entfliehen lassen?"

„Gewiß nicht, wenn er es weiß; aber wir müssen auf alle

---

*) Auf oder nahe am Forum standen mehrere dem Janus geweihte Arkaden, die seinen Namen führten, und in ihrer Nähe hatten die Wucherer oder Geldausleiher ihren Platz.

**) Zweiunddreißigtausend Mark.

Fälle gefaßt sein und mit der größten Heimlichkeit unsere Vorbereitungen treffen."

„Überlaß das mir, Fulvius; Du siehst, wie wichtig der Ausgang des morgigen oder vielmehr des heutigen Tages für Dich sein wird; denn der Morgen naht bereits heran. Leben oder Tod hängt für Dich davon ab. Mut also, oder vielmehr eine unbeugsame Entschlossenheit beseele Dich, Dein Los zu entscheiden."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Derselbe Tag: sein zweiter Teil.

Noch graut der Tag nicht und doch sprechen wir schon von dem zweiten Teile desselben. Wie mag dies sein? Freundlicher Leser, haben wir Dich nicht zur ersten Vesper desselben geführt, wie sie sich zwischen Sebastian am gestrigen und Agnes am heutigen Tage teilt? Haben nicht die beiden dieselbe miteinander gesungen ohne Eifersucht und in geschwisterlicher Eintracht, der eine vom Himmel her, zu dem er am Morgen hinaufstieg, die andere von dem Gefängnisse aus, das sie am Abend betrat? Glorreiche Kirche Christi, groß in Deiner Einheit, die sich vom Himmel bis zur Erde erstreckt, überallhin, wo der Kerker eines Gerechten sich befindet!

Von seiner Wohnung aus ging Fulvius in die kalte Nachtluft hinaus, um sein Blut zu kühlen und sein pochendes Herz zu beschwichtigen. Er wanderte fast planlos umher, fand sich aber unwillkürlich immer näher zum tullianischen Gefängnisse hingezogen. Da er buchstäblich keine Liebe kannte, was konnte ihn dahin ziehen? Es war ein sonderbar gemischtes Gefühl, aus eben so bitteren Ingredienzen zusammengesetzt, als jemals den Becher eines Giftmischers füllten. Es waren nagende Gewissensbisse, verletzter Stolz, gierige Habsucht, demütigende Scham und das schreckliche Vorgefühl der nahenden Vollendung seiner Niederträchtigkeit. Allerdings war

er von einem bloßen Kinde zurückgewiesen, verachtet, gedemütigt worden, während dessen Vermögen notwendig war, um ihn vom Bettelstabe und Tode zu retten — so wenigstens urteilte er, und doch wollte er lieber ihre Hand, als ihren Kopf haben. Ihr Mord erschien ihm als eine empörende Grausamkeit, wenn er irgendwie zu vermeiden wäre. Darum wollte er ihr noch einmal eine Aussicht auf Rettung geben.

Er stand jetzt am Gefängnisthore, wozu er die Parole hatte. Er sprach sie aus, trat ein und wurde auf sein Verlangen nach der Zelle seines Opfers geführt. Agnes floh nicht in einen Winkel, wie ein Vogel, in dessen Käfig der Habicht Eingang gefunden; ruhig und unerschrocken stand sie vor ihm.

„Verschont mich wenigstens hier, Fulvius," sprach sie sanft, „ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; laßt sie mich in Frieden zubringen."

„Fräulein," versetzte er, „ich bin gekommen, diese Stunden, wenn es Euch beliebt, zu Jahren zu verlängern, und anstatt des Friedens bringe ich Euch Glück."

„Wenn ich Euch recht verstehe, so muß ich Euch sagen, daß die Zeit für diesen eitlen Traum vorbei ist. Mir dies zu sagen, nachdem Ihr mich dem Tode überliefert habt, ist zum mindesten Spott."

„Nicht so, gütiges Fräulein, Euer Schicksal liegt in Euerer Hand; nur Euere Hartnäckigkeit würde Euch dem Tode überliefern. Ich bin gekommen, noch einmal mein Anerbieten zu erneuern und damit Euer Leben zu retten. Es ist Euere letzte Wahl."

„Habe ich Euch nicht schon früher gesagt, daß ich eine Christin bin, und daß ich lieber tausend Leben hergeben würde, als meinen Glauben verraten?"

„Dieses letztere verlange ich von Euch nicht mehr. Die Thore des Gefängnisses sind für uns beide offen; flieht mit mir, und trotz der kaiserlichen Dekrete sollt Ihr eine Christin bleiben, und dennoch leben."

„Habe ich Euch ferner nicht deutlich gesagt, daß ich bereits

an meinen Erlöser und Herrn Jesum Christum vermählt bin, und daß ich Ihm allein ewige Treue bewahre?"

„Thorheit und Wahnsinn! Verharret dabei bis morgen, und Euch wird zu teil werden, was Ihr jetzt mehr fürchtet, als den Tod, und was dieser Täuschung für immer ein Ende machen wird."

„Ich fürchte nichts für Christum; denn ich habe einen Engel des Herrn bei mir, der mich beschützt und nicht dulden wird, daß seines Herrn Magd mißhandelt werde;*) aber gebt jetzt diese unwürdige Zudringlichkeit auf, und laßt mir wenigstens die Vergünstigung der Verurteilten — die Einsamkeit."

Fulvius hatte allmählich die Geduld verloren und konnte seinen Ärger nicht länger zurückhalten. Abermals zurückgewiesen, wiederum von einem Kinde verschmäht, während schon das Schwert über ihrem Nacken hing! Eine nicht zu dämpfende Flamme brach aus der inneren Glut seiner Seele hervor, und im Augenblicke hatten sich die giftigen Ingredienzen, die sich in seinem Herzen vermischt hatten, in einen einzigen schwarzen Tropfen verwandelt — in Haß. Mit flammendem Blicke und wütender Gebärde fuhr er heraus:

„Elende, ich gebe Dir noch einmal Gelegenheit, Dich vom Verderben zu retten! Was willst Du, das Leben mit mir oder den Tod?"

„Ich selbst wähle lieber den Tod für sie, als ein Leben mit einem Ungeheuer gleich Dir!" rief eine Stimme von der Thürschwelle her.

„Sie soll ihn haben," versetzte er, die Faust ballend und einen grimmigen Blick auf die Sprechende schleudernd; „und auch Du, wenn Du es noch einmal wagst, Deinen giftigen Schatten über meinen Pfad zu werfen."

Fabiola war zum letzten Male mit Agnes allein. Sie hatte einige Minuten unbemerkt den Kampf beobachtet zwischen einem Engel des Lichtes und einem Geiste der Finsternis (so wenigstens

---

*) „Mecum enim habeo custodem corporis mei, Angelum Domini." Das Brevier.

würde es ihr vorgekommen sein, wäre sie eine Christin gewesen), und wirklich sah Agnes, wenn je ein menschliches Geschöpf, einem Engel des Lichtes gleich. Als Vorbereitung auf das kommende Fest ihrer vollen Vermählung mit ihrem Erlöser, wo sie, wie Er es gethan, im Blute das Verlöbnis ihrer ewig dauernden Liebe unterzeichnen sollte, hatte sie über das dunkle Trauergewand ein weißes, fleckenloses Brautkleid geworfen. Mitten in diesem finsteren, von einer einzigen Lampe erleuchteten Gefängnisse sah sie strahlend und fast blendend aus, während ihr Versucher, als er, in seinen dunklen Mantel gehüllt, zum niederen Thore des Gefängnisses hinausstürzte, einem schwarzen, überwundenen Dämon glich, der in den Abgrund hinabfährt.

Nun schaute Fabiola ihr ins Angesicht, und noch nie war ihr dieses so lieblich vorgekommen. Keine Spur von Zorn, Furcht oder Aufregung; keine Blässe, keine Röte, kein Wechsel zwischen hektischer Aufregung und bleicher Niedergeschlagenheit. Ihre Augen strahlten mehr als gewöhnlich von mildem Glanze, ihr Lächeln war so freundlich und sanft, als je, wenn sie miteinander sprachen. Es war eine Hoheit und Würde in ihrer ganzen Haltung, welche Fabiola mit jener Erhabenheit und ambrosischen Atmosphäre hätte vergleichen mögen, woran man, nach der Mythologie der Dichter, ein Wesen höherer Art auf Erden erkannte.*) Es war nicht Begeisterung, denn hier zeigte sich keine Leidenschaft, sondern der Ausdruck der höchsten Tugend und Geistigkeit schien der äußeren Form aufgeprägt; daher ging Fabiolas Gefühl fast in Verehrung über.

Agnes nahm ihre beiden Hände, drückte sie auf ihren ruhigen Busen, und mit einem Ausdrucke des liebevollsten Ernstes ihr ins Gesicht blickend, sprach sie:

„Fabiola! ich habe, ehe ich sterbe, noch eine Bitte an Dich; Du hast mir nie eine abgeschlagen, und ich bin überzeugt, Du wirst mir auch diese nicht verweigern.“

---

*) „Incessu patuit Dea.“

„Sprich nicht so zu mir, teuerste Agnes; Du darfst nicht bitten, Du hast mir nur zu befehlen."

„Dann versprich mir, daß Du Dich bestreben willst, die Lehren des Christentums kennen zu lernen. Ich weiß, Du wirst sie annehmen, und dann wirst Du mir nicht länger sein, was Du jetzt bist."

„Und was bin ich Dir?"

„Finster, finster, teuerste Fabiola! Wenn ich Dich so anblicke, so sehe ich in Dir einen hohen Verstand, eine edle Denkungsart, ein liebevolles Herz, einen gebildeten Geist, ein feines, sittliches Gefühl und ein tugendhaftes Leben. Was kann man an einem Weibe mehr wünschen? Und doch hängt an allen diesen glänzenden Gaben für mein Auge eine düstere Wolke — der Schatten des Todes. Treibe sie hinweg, und alles wird licht sein und hell."

„Ich fühle es, teure Agnes, — ich fühle es. Wenn ich so vor Dir stehe, so komme ich mir wie ein schwarzer Flecken vor, im Vergleich mit dem Glanze, der Dich umstrahlt. Wie aber kann ich, wenn ich das Christentum annehme, hell werden, gleich Dir?"

„Du mußt durch den Strom hindurchgehen, der uns trennt" (Fabiola gedachte mit Erstaunen ihres Traumes), „die erfrischenden Wasser werden über Deinen Leib fließen und das Öl der Freude wird Dein Fleisch durchduften, und Deine Seele wird rein werden wie frisch gefallener Schnee, und Dein Herz sanft, wie das eines Kindes. Aus diesem Bade wirst Du hervorgehen als ein neues Geschöpf, wiedergeboren zu einem neuen, unsterblichen Leben."

„Und werde ich denn alle jene Vorzüge verlieren, die Du eben erst an mir gepriesen hast?" fragte Fabiola etwas niedergeschlagen.

„Wie der Gärtner," antwortete die Märtyrin, „eine starke aber wilde Pflanze auswählt und darauf nur einen kleinen Schößling von einem lieblichen und zarten Gewächse pfropft, und wie die Blumen oder Früchte dieses letzteren dann jener angehören und ihr nichts von der Schönheit, Größe und Stärke nehmen, die sie vorher besaß, so wird das neue Leben, das Du empfangen sollst, die wertvollen Gaben der Natur und Erziehung, die Du be-

reits besitzest, veredeln, erhöhen und heiligen, ein Wort, das Du jetzt kaum verstehen kannst. Was für ein herrliches Wesen wird das Christentum aus Dir machen!"

„In welche neue Welt führst Du mich da ein, teure Agnes? Ach, daß Du mich nicht gerade an der Schwelle derselben verlassen müßtest!"

„Horch," rief Agnes in freudigem Entzücken aus, „sie kommen, sie kommen! Du hörst die gemessenen Schritte der Soldaten im Gange draußen. Es sind die Brautführer, die mich abzurufen kommen; aber ich sehe droben die weißgekleideten Brautjungfern auf den glänzenden Morgenwolken schweben und mir zuwinken. Ja, meine Lampe ist bereit und ich gehe dem Bräutigam entgegen. Lebe wohl, Fabiola! weine nicht um mich. O daß Du, so wie ich, das Glück fühlen könntest, für Christum zu sterben! Und jetzt will ich ein Wort zu Dir sprechen, das ich nie vorher an Dich gerichtet habe: „Gott segne Dich!" Und sie machte das Zeichen des Kreuzes auf Fabiolas Stirne. Eine krampfhafte Umarmung von Fabiola, eine ruhige und zarte von Agnes war ihr letztes Lebewohl. Die eine eilte nach Hause, von einem neuen, edlen Vorsatze erfüllt; die andere überlieferte sich ergeben der hereintretenden Wache.

Über den ersten Teil der Prüfungen der Märtyrin Agnes breiten wir den Schleier, obgleich die alten Väter und die Kirche in ihren Offizien dabei verweilen, als auf einem Umstande, der ihre Krone verdoppelte.*) Wir begnügen uns, zu sagen, daß ihr Engel sie schirmte,**) und daß die Reinheit ihrer Gegenwart eine Lasterhöhle in ein erhabenes und liebliches Heiligtum verwandelte.***) Es war noch früh am Morgen, als sie wieder vor dem Richter-

---

*) „Duplex corona est praestita martyri." Prudentius.

**) „Ingressa Agnes turpitudinis locum, Angelum Domini praeparatum invenit." Das Brevier.

***) Die Kirche der heiligen Agnes auf der Piazza Navona, eine der schönsten in Rom.

stuhle des Präfekten auf dem römischen Forum stand, unverändert und unbeschädigt, ohne eine Röte auf dem lächelnden Angesichte oder eine peinliche Sorge im unschuldigen Herzen. Nur ihr unbeschnittenes Haar, das Sinnbild der Jungfräulichkeit, war losgelöst und floß in goldenen Wellen auf ihr schneeweißes Gewand herab.*)

Es war ein lieblicher Morgen. Manche werden sich erinnern, daß es ein schöner Tag war, wenn sie am Feste der Märtyrin zum nomentanischen Thore, jetzt Porta pia, der Kirche zuwandelten, die ihren Namen trägt, um auf ihrem Altare die zwei Lämmer einsegnen zu sehen, aus deren Wolle die Pallien verfertigt werden, die der Papst an seine Erzbischöfe sendet. Schon sind die Mandelbäume weiß, nicht von frostigem Reif, sondern von Blüten; die Erde wird eben um die Weinstöcke gelockert, und der Frühling scheint in den schwellenden Knospen verborgen, die nur auf ein Zeichen vom Südwinde warten, um hervorzubrechen und sich auszubreiten.**) Die Luft mit einem wolkenlosen Himmel hat gerade die Temperatur, welche man liebt, wenn die Sonne bereits kräftig, nicht heiß brennt und die etwas frostige Luft mildert. So haben wir häufig St. Agnes' Tag gefunden, wenn wir mit tausend anderen freudig zu ihrem Sarge eilten.

Der Richter saß auf dem offenen Forum, und ein ziemlich großer Menschenhaufe bildete einen Kreis um den traurigen Platz, den außer den Christen nur wenige gern betreten mochten. Unter

---

„Cui posse soli Cunctipotens dedit
Castum vel ipsum reddere fornicem
* * * *
Nil non pudicum est, quod pia visere
Dignaris, almo vel pede tangere.“

Prudentius.

*) „Non intorto crine caput comptum.“ „Ihr Haupt nicht mit geflochtenen Haaren geziert.“ S. Ambrosius, lib. I. de Virgin. c. 2. Siehe Prudentius' Beschreibung der heiligen Eulalia, *περι στεφ.* hymn. 3, 31.

**) „Solvitur acris hyems grata vice veris et Favoni.“ Horaz.

den Zuschauern waren zwei, deren Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie standen einander gegenüber, an den beiden Enden des Halbkreises, den die Menge bildete. Der eine war ein Jüngling, in seine Toga gehüllt, mit einem über die Augen herabhängenden Hut, so daß man seine Züge nicht unterscheiden konnte. Die andere war eine Dame von aristokratischem Aussehen, groß und hochgewachsen, eine Gestalt, wie man sie bei solcher Gelegenheit gewöhnlich nicht zu sehen erwartet. Sie war in einen Mantel gehüllt, der sie wie ein Schleier vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte, und glich so der schönen antiken Statue, die bei den Künstlern unter dem Namen Pudicitia*) bekannt ist. Der Mantel war von indischer Arbeit, reich verziert mit Purpur und Gold, ein wahrhaft kaiserliches Gewand, das zu diesem Orte des Schreckens und Blutes weniger noch als die Trägerin selbst zu passen schien. Eine Dienerin befand sich ihr zur Seite, eben so sorgfältig wie ihre Herrin verhüllt. Der Geist der Dame schien nur mit einem einzigen Gegenstande beschäftigt, wie sie so unbeweglich dastand, den Ellbogen auf ein marmorenes Postament gestützt.

Agnes wurde von ihren Wächtern in den offenen Kreis geführt, und stand unerschrocken dem Richterstuhl gegenüber. Ihre Gedanken schienen in weiter Ferne zu weilen, und sie merkte selbst die zwei nicht, welche, ehe sie erschien, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen waren.

„Warum ist sie nicht gefesselt?" fragte der Präfekt zornig.

„Sie braucht's nicht, sie geht so bereitwillig," gab Catulus zur Antwort, „und sie ist so jung."

„Aber sie ist hartnäckiger als eine Alte. Legt ihr sogleich Handschellen an."

Der Scherge suchte in einem Haufen solcher Gefängniszieraten — in den Augen der Christen waren sie wirklich solche — wählte

*) Göttin der Sittsamkeit.

endlich ein Paar so leichter und kleiner Handschellen aus, als er finden konnte, und legte sie um ihre Gelenke. Agnes bewegte spielend und mit einem Lächeln ihre Hände, und sie fielen wie die Viper vom heiligen Paulus klirrend zu ihren Füßen nieder.*)

„Es sind die kleinsten, die wir haben, Herr!" sagte der gerührte Henker, „ein so junges Mädchen sollte andere Armbänder tragen."

„Stille, Mann!" herrschte der erzürnte Richter, und wandte sich dann in einem etwas freundlicheren Tone an die Gefangene mit den Worten:

„Agnes, ich bemitleide Deine Jugend, Deinen Stand und die schlechte Erziehung, die Du empfangen hast. Ich wünschte Dich wo möglich zu retten. Besinne Dich eines Bessern, solange Du noch Zeit hast. Entsage den falschen und verderblichen Grundsätzen des Christentums, gehorche den kaiserlichen Edikten und opfere den Göttern."

„Es ist nutzlos," erwiderte sie, „mich länger zu versuchen. Mein Entschluß ist unveränderlich. Ich verachte Deine falschen Gottheiten, und kann nur den Einen lebendigen Gott lieben und Ihm dienen. O ewiger König! öffne des Himmels Thor, das einst den Staubgeborenen verschlossen war; o Christus! rufe die Seele, die treu Dir folgt und welche jetzt Deinem Vater geopfert wird durch das Martyrtum."**)

„Ich verliere meine Zeit umsonst, wie ich sehe," sagte der ungeduldige Präfekt, welcher Zeichen des Mitleids unter der Menge sich regen sah. „Sekretär, schreibt nieder: Wir verurteilen Agnes wegen Verachtung der kaiserlichen Edikte zur Hinrichtung mit dem Schwerte."

---

*) St. Ambrosius, ubi supra.

**) „Aeterne Rector, divide januas
Coeli obserratas terrigenis prius,
Ac te sequentem, Christe, animam voca
Cum virginalem, tum Patris hostiam."

Prudentius, περι στεφ. 14.

„Auf welcher Straße und bei welchem Meilensteine soll das Urteil vollzogen werden?"*) fragte der Scharfrichter.

„Es soll hier auf der Stelle vollstreckt werden!" war die Antwort.

Agnes erhob einen Augenblick Hände und Augen zum Himmel und kniete dann ruhig nieder. Mit eigener Hand zog sie ihr seidenweiches Haar über den Kopf und bot den Nacken dem Streiche dar.**) Eine Pause folgte; denn der Scharfrichter zitterte vor innerer Bewegung und konnte das Schwert nicht schwingen.***) Als das Kind allein da kniete in ihrem weißen Gewande, das Haupt hinabgeneigt, die Arme sittsam über den Busen gekreuzt, während ihre goldenen Locken fast auf den Boden hinabhingen und ihr Gesicht verschleierten, so hätte man sie nicht unpassend mit einer seltenen Pflanze vergleichen können, deren zarter Stengel, so weiß wie die Lilie, unter der Fülle der goldenen Blüten sich niederbeugt.

Der Richter fuhr den Henker scharf an wegen seines Zögerns, und hieß ihn sogleich seine Pflicht thun. Der Mann fuhr mit dem Rücken seiner rauhen Linken über die Augen, als er das Schwert erhob. Es blitzte einen Augenblick in der Luft und im nächsten Momente lagen Blume und Stengel, kaum voneinander getrennt, auf dem Boden. Man hätte sie für eine im Gebete Liegende halten können, wäre nicht das weiße Gewand in diesem Augenblicke von einem hellen Purpurrot gefärbt worden — gewaschen im Blute des Lammes.†)

Der Mann zur Rechten des Richters war mit unverwandtem Auge dem Streiche des Henkers gefolgt, und seine Lippe verzog

---

*) Es war der gewöhnliche Brauch, Enthauptungen vor dem Thore am zweiten, dritten oder vierten Meilensteine vorzunehmen; aber es erhellt aus Prudentius und anderen Schriftstellern, daß die heilige Agnes auf dem Gerichtsplatze selbst den Tod erlitt, wovon wir noch andere Beispiele haben.

**) Prudentius.

***) Der heilige Ambrosius.

†) Apok. 22, 14.

sich in satanischem Triumphe über die Gefallene. Die Dame gegenüber hatte den Kopf abgewendet, bis das Gemurmel des dichten Menschenhaufens, der einige Augenblicke den Atem zurückgehalten hatte, ihr sagte, daß alles vorüber sei. Dann trat sie kühn vor, streifte die glänzende brokatene Mantille, die sie einhüllte, ab, und breitete dieselbe wie ein Leichentuch über den verstümmelten Leib. Beifällige Rufe begleiteten diese schöne Handlung weiblichen Zartgefühls,*) indes die Dame nun in tiefster Trauerkleidung vor dem Tribunale stand.

„Herr," sprach sie mit klarer, deutlicher Stimme, aber voll tiefer Bewegung, „gewähret mir eine Bitte. Laßt die rohen Hände Euerer Diener nicht mehr die geheiligten Überreste derjenigen berühren und entweihen, die ich mehr geliebt habe, als irgend ein Wesen auf Erden, sondern laßt mich dieselben von hier zum Begräbnis ihrer Väter bringen, denn sie war eben so vornehm, als gut."

Tertullus war offenbar gereizt, als er erwiderte: „Wer Ihr auch sein möget, edle Dame, Euerem Verlangen kann nicht entsprochen werden. Catulus, Ihr werdet dafür sorgen, daß der Leichnam wie gewöhnlich in den Fluß geworfen oder verbrannt wird."

„Ich bitte Euch, o Herr!" fuhr die Dame dringend fort, „bei jedem Anspruch, den weibliche Tugend auf Euere Achtung hat, bei jeder Thräne, die eine Mutter über Euch vergoß, bei jedem sanften Worte, das eine Schwester je zu Euch in Krankheit oder Kummer gesprochen, bei jeder Dienstleistung ihrer zarten Hände flehe ich Euch an, meiner demütigen Bitte zu willfahren. Und wenn Euch bei Euerer Heimkehr heute Abend Töchter an der Schwelle empfangen, die Euch die Hand küssen, wiewohl sie mit dem Blute derjenigen befleckt ist, welcher zu gleichen sie stolz sein dürften, so möget Ihr wenigstens ihnen sagen können, daß dem weiblichen

*) Prudentius erwähnt, daß ein plötzlicher Schneefall so den Leib der heiligen Eulalia bedeckte, als er auf dem Forum lag.

Zartgefühl, das sie gewiß auch hochschätzen, dieser geringe Tribut nicht versagt worden ist."

Die Teilnahme sprach sich so allgemein aus, daß Tertullus, um dieselbe zu unterdrücken, die Sprecherin scharf anfuhr:

„Seid Ihr etwa auch eine Christin?"

Sie zögerte einen Augenblick und erwiderte dann: „Nein, Herr, ich bin es nicht; aber wenn etwas mich dazu machen könnte, so wäre es das, was ich heute gesehen habe."

„Wie meint Ihr das?"

„Daß zur Erhaltung der Religion des Reiches solche Wesen, wie sie, die Ihr hingerichtet habt (die Thränen unterbrachen sie einen Augenblick), „sterben müssen, während Ungeheuer, welche die Gestalt und den Namen des Menschen entehren, sich des Lebens freuen dürfen. O Herr! Ihr wißt nicht, was Ihr heute von der Erde vertilgt habt! Sie war das reinste, holdseligste und heiligste Wesen, das ich je auf ihr kannte, die wahre Blume der Weiblichkeit, obgleich noch ein Kind. Und sie würde noch leben, hätte sie nicht die Hand eines elenden Abenteuerers verschmäht, der sie mit seinen ekelhaften Anträgen bis nach ihrer abgelegenen Villa, in das Heiligtum ihres Hauses und selbst in die Einsamkeit ihres Gefängnisses verfolgte. Darum starb sie, weil sie ihn nicht mit ihrem Vermögen bereichern und durch ihr Bündnis adeln wollte, — diesen asiatischen Spion da!"

Sie deutete mit ruhiger Verachtung auf Fulvius, welcher vorstürzte und wütend ausrief: „Sie lügt, es ist eine abscheuliche Verleumdung! Agnes bekannte sich offen als Christin."

„Hört mich an, o Herr!" sprach die Dame mit edler Würde weiter, „während ich ihn überweise, und schaut ihm ins Gesicht, um den Beweis dessen darauf zu lesen, was ich sage. Suchtest Du nicht, Fulvius, heute früh dies zarte Kind in ihrer Zelle auf, und sagtest ihr (denn ungesehen hörte ich Dich), wenn sie nur Deine Hand annehme, so würdest Du nicht nur ihr Leben retten, sondern sie dürfe auch, trotz der kaiserlichen Befehle eine Christin bleiben?"

Fulvius stand da, blaß wie der Tod; er stand, wie einer,

der durchs Herz geschossen oder vom Blitze getroffen ist, noch einen Augenblick steht. Er glich einem Manne, über den das Urteil ausgesprochen werden soll, nicht zu sterben, sondern ewig am Pranger zu stehen, während der Richter ihn so anredete:

„Fulvius, schon Dein Blick bestätigt diese schwere Beschuldigung. Ich könnte Dich deshalb sogleich auf den Tod anklagen; aber nimm meinen Rat an und entferne Dich sogleich von hier für immer. Fliehe und verbirg Dich nach einer solchen Schurkerei vor dem Unwillen aller rechtlichen Menschen und vor der Rache der Götter. Laß Dein Angesicht nicht mehr hier blicken, weder auf dem Forum, noch auf einem anderen öffentlichen Platze Roms. Wenn es diese Dame wünscht, so will ich gleich jetzt ihre Anklage gegen Dich aufnehmen. Verzeiht, edle Dame," fragte er höchst ehrerbietig, „darf ich die Ehre haben, Eueren Namen zu wissen?"

Der Richter war mit einem Male ganz Freundlichkeit, als er seine künftige Schwiegertochter vor sich sah. „Ich habe schon so oft von Euch gehört," sagte er, „und von Eueren hohen Vollkommenheiten und erhabenen Tugenden. Ihr seid überdies mit diesem Opfer des Verrates nahe verwandt und habt ein Recht ihren Leichnam in Verwahrung zu nehmen. Er steht zu Euerer Verfügung." Der Beginn dieser Anrede wurde von lautem Zischen und Geheul unterbrochen, das Fulvius' Abgang begleitete; er war blaß vor Scham, Furcht und Wut.

Fabiola dankte dem Präfekten und winkte Syra, welche sie begleitete. Die Dienerin gab das Zeichen weiter, und sogleich erschienen vier Sklaven mit einer Bahre. Fabiola gestattete nicht, daß jemand anders, als sie und Syra, die teuren Überreste vom Boden aufhob, dieselben auf die Bahre legte und sie mit einem kostbaren Tuche bedeckte. „Traget diesen Schatz nach ihrem eigenen Hause," sagte sie und folgte als Leidtragende mit ihrer Dienerin. Ein kleines Mädchen, ganz in Thränen, bat schüchtern, mitgehen zu dürfen. „Wer bist Du?" fragte Fabiola. „Ich bin die arme Emerentiana, ihre Milchschwester," erwiderte das Kind, und Fabiola nahm sie zärtlich an der Hand.

Kaum war die Leiche entfernt worden, so stürzte ein Haufen Christen, Kinder, Männer und Frauen vor mit Schwämmen und leinenen Tüchern, um das Blut aufzutrocknen. Umsonst wehrten ihnen die Wächter mit Peitschen, Knitteln und sogar mit schärferen Waffen, so daß viele ihr eigenes Blut mit dem der Märtyrin vermischten. Wenn ein Fürst bei seiner Krönung oder bei dem ersten Einzuge in seine Hauptstadt nach altem Brauche Hände voll Gold- und Silbermünzen unter die Volksmasse wirft, so kann er keine größere Begierde nach seinen ausgestreuten Schätzen erregen, als diejenige jener ersten Christen nach dem war, was sie höher hielten, als Gold und Edelsteine, nach den roten Blutstropfen, die ein Märtyrer für seinen Herrn vergossen hatte. Aber alle achteten ehrerbietig das Vorrecht des Diakonen Reparatus, dessen Anwesenheit für ihn mit Lebensgefahr verknüpft war. Er trug ein Fläschchen in der Hand, um darin Agnes' Blut zu sammeln, damit es als ein glaubwürdiges Zeugnis des Martyrtums an ihrem Grabe aufbewahrt würde.

Dreißigstes Kapitel.

Derselbe Tag: sein dritter Teil.

Tertullus eilte sogleich nach dem Palaste, zum Glück oder Unglück für diese Kandidaten des Martyrtums. Hier traf er Corvinus mit dem bereitgehaltenen Reskripte, das zierlich in Unzialen, d. h. in großen Anfangsbuchstaben geschrieben war. Er hatte das Recht, unmittelbar vor den Kaiser treten zu dürfen, und berichtete den Tod der Agnes, übertrieb den öffentlichen Unwillen, welchen die Hinrichtung im Volke erregte, schrieb alles der Thorheit und dem einfältigen Verfahren des Fulvius zu, dessen schwerste Schuld er jedoch verschwieg, weil er besorgte, ihm dann den Prozeß machen zu müssen, wobei seine eigenen Plane an den Tag kommen konnten;

er setzte den Wert von Agnes Gütern herab und schloß mit der Bemerkung, es werde ein huldvoller Akt der Milde sein, welcher sicherlich der Mißstimmung des Volkes entgegenwirke, wenn der Kaiser ihrer Verwandtin und nächsten Erbin das Besitztum zuweise. Er schilderte Fabiola als eine junge Dame von außerordentlicher Bildung und wunderbarer Gelehrsamkeit, die der Verehrung der Götter höchst eifrig ergeben sei und dem Genius der Kaiser täglich Opfer bringe.

„Ich kenne sie," sagte Maximian lachend, als erinnere er sich an etwas sehr Spaßhaftes. „Das arme Ding! Sie schickte mir einen herrlichen Ring, und bat mich gestern um das Leben dieses elenden Sebastian, gerade, als sie ihn vollends mit den Knitteln totschlugen." Er lachte dabei unbändig. Dann fuhr er fort: „Ja, ja, meinetwegen, eine kleine Erbschaft wird sie ohne Zweifel für den Verlust dieses Burschen trösten. Laßt nur ein Reskript ausfertigen, und ich will es unterzeichnen."

Tertullus zog das bereitgehaltene Reskript hervor, indem er sagte, er habe sich ganz auf des Kaisers hochherzige Milde verlassen, und der kaiserliche Barbar setzte eine Unterschrift darunter, die einem Schulbuben Schande gemacht haben würde. Der Präfekt händigte das Schriftstück seinem Sohne ein.

Kaum hatte er den Palast verlassen, als Fulvius eintrat. Er war daheim gewesen, um ein passendes Hofkleid anzulegen und durch ein Bad und Parfümerien die Spuren seiner Aufregung vom Morgen zu entfernen. Er empfand ein lebhaftes Vorgefühl, daß er sich in seiner Hoffnung täuschen werde. Eurotas' kühle Behandlung des Gegenstandes am Abend vorher hatte ihn hierauf vorbereitet; das Scheitern aller seiner Plane und die mannigfachen Unannehmlichkeiten dieses Tages hatten ihn in dieser Befürchtung bestärkt. Ein Weib schien allerdings dazu geboren, ihm überall, wohin er sich wandte, in den Weg zu treten, und seine Plane zu durchkreuzen. „Aber Dank den Göttern," dachte er, „hier kann sie mir nicht in den Weg kommen. Sie hat diesen Morgen meinen Ruf für immer vernichtet, aber sie kann mich nicht um meine

rechtmäßige Belohnung bringen; sie hat mich zu einem Verbannten gemacht, aber es steht nicht in ihrer Gewalt, mich zum Bettler zu machen." Dies schien seine einzige Hoffnung. Die Verzweiflung trieb ihn vorwärts und er war entschlossen, seine Ansprüche auf das konfiszierte Besitztum der Agnes vor dem einzigen Mitbewerber geltend zu machen, den er fürchten konnte, vor dem habsüchtigen Kaiser selbst. Er konnte getrost sein Leben darum wagen, denn wenn es fehlschlug, so war er ohnehin zu Grunde gerichtet. Nachdem er einige Zeit gewartet, trat er in die Audienzhalle, und näherte sich mit dem freundlichsten Lächeln dem Kaiser.

„Was willst Du hier?" war seine Begrüßung.

„Majestät," versetzte er, „ich bin gekommen, Euere kaiserliche Gerechtigkeit unterthänigst zu bitten, mich sogleich in den Besitz meines Anteils am Vermögen der Agnes zu setzen. Sie ist auf meine Anklage hin überwiesen worden, eine Christin zu sein, und hat soeben die Strafe erlitten, welche alle verdienen, die den kaiserlichen Edikten ungehorsam sind."

„Das ist alles ganz recht; aber wir haben gehört, wie ungeschickt Du, nach Deiner Gewohnheit, die ganze Angelegenheit geleitet und wie Du dadurch Murren und Unzufriedenheit unter dem Volke erregt hast. Je rascher Du daher jetzt unseren Palast und die Stadt verlässest, desto besser wird es für Dich sein. Verstanden? Wir geben gewöhnlich nicht zweimal eine solche Warnung."

„Ich will sogleich jedem Winke des höchsten Willens gehorchen, aber ich bin fast von allem entblößt. Befehlet, daß mir ausgefolgt werde, was ich rechtmäßig anzusprechen habe, und ich reise augenblicklich ab."

„Kein Wort mehr," versetzte der Tyrann, „geh' sogleich! Was das Vermögen betrifft, das Du mit solcher Hartnäckigkeit verlangst, so kannst Du es nicht haben. Wir haben durch ein unwiderrufliches Reskript über das Ganze zu Gunsten einer vortrefflichen und verdienten Person, des Fräuleins Fabiola verfügt."

Fulvius sprach kein Wort weiter, sondern küßte des Kaisers

Hand und entfernte sich. Er war ein zu Grunde gerichteter Mann. Als er zum Thore hinausging, hörte man ihn nur sagen: „Nun hat sie mich doch auch noch zum Bettler gemacht.“ Als er heimkam, war Eurotas, welcher seine Antwort im Auge seines Neffen las, über seine Ruhe erstaunt.

„Ich sehe,“ bemerkte er trocken, „es ist alles vorbei.“

„Ja, sind Deine Anstalten getroffen, Eurotas?“

„Beinahe, ich habe die Juwelen, Möbel und Sklaven mit einigem Verluste verkauft, aber mit der Kleinigkeit, die ich noch in Händen hatte, besitzen wir genug, um sicher nach Asien zu kommen. Stabio, den treuesten unserer Diener, habe ich behalten; er wird unser kleines Reisegepäck auf sein Pferd nehmen. Zwei andere Pferde sind für mich und Dich bereit. Nur etwas brauche ich noch zu unserer Reise, und dann bin ich zum Aufbruch fertig.“

„Und was ist das?“

„Das Gift. Ich bestellte es letzte Nacht, aber es wird erst um Mittag fertig sein.“

„Wozu das?“ fragte Fulvius etwas betroffen.

„Wie Du weißt,“ entgegnete der andere unbewegt, „so bin ich willens, irgend wo anders noch einmal einen Versuch zu machen; aber das steht unter uns fest: meines Vaters Familie darf nicht am Bettelstabe enden, sie muß mit Ehre untergehen.“

Fulvius biß sich auf die Lippe und sagte: „Gut, halte das, wie Du willst; ich bin des Lebens müde. Brich sobald als möglich auf, denn ich fürchte den Juden Ephraim, und sei mit den Pferden bald nach der Dämmerung am dritten Meilenstein der latinischen Straße, da werde ich zu Dir stoßen; denn auch ich habe noch ein wichtiges Geschäft abzumachen, ehe ich aufbreche.“

„Und was für ein Geschäft ist das?“ fragte Eurotas mit lebhafter Neugierde.

„Ich kann es Dir jetzt nicht sagen; aber wenn ich zwei Stunden nach Sonnenuntergang nicht bei Dir bin, so gieb mich auf, und rette Dich ohne mich.“

Eurotas heftete einen jener scharfen Blicke auf ihn, mit denen

er immer in Fulvius Seele las, und versuchte, irgend einen versteckten Gedanken zu entdecken, ob Fulvius etwa seinem Griffe zu entrinnen gedachte; aber sein Blick war kalt und ungewöhnlich offen, und der Alte fragte nicht weiter. Mittlerweile hatte Fulvius sich seines Hofkleides entledigt und einen Reiseanzug angelegt. Er richtete sich vollständig zu seiner Reise ein und um nicht noch einmal nach Hause zurückkehren zu müssen, nahm er sogar seine Waffen mit; außer seinem Schwerte nahm er eines jener gefährlichen, dolchartigen Messer vom feinsten Stahl zu sich, die nur im Oriente bekannt waren, und steckte es in seinen, unter dem Mantel verborgenen Gürtel.

Eurotas ging sogleich nach dem numidischen Quartier im Palaste, und suchte Jubala auf, welche ihm zwei Fläschchen von verschiedener Größe übergab. Er hatte gerade noch Zeit, die Fläschchen in seinem Gürtel zu verbergen und ihr ein Geldstück in die Hand zu drücken, als halbbetrunken und wütend Hyphax dazu kam. Sein Weib hatte ihm von den Anträgen gesagt, die Eurotas ihr vor ihrer Heirat gemacht hatte, und in seinem heißen, afrikanischen Blut eine Eifersucht erregt, die sich zum Hasse steigerte. Der Wilde warf sein Weib aus dem Zimmer und würde mit dem Syrier Händel angefangen haben, hätte dieser nicht, nachdem er seinen Zweck erreicht, sich mit vorsichtiger Mäßigung benommen, indem er dem Hauptmann versicherte, daß er ihn nie wieder sehen werde, und sich entfernte.

Es ist jedoch Zeit, daß wir zu Fabiola zurückkehren. Der Leser erwartet vermutlich zu hören, sie sei als Christin heimgekehrt, aber so weit war es noch nicht. Denn was wußte sie bis jetzt vom Christentume, daß sie sich dazu bekennen konnte? In Sebastian und Agnes hatte sie allerdings die selbstlose, edle und mehr als irdische Tugend bewundert, deren Grundlage sie jetzt bereitwillig im Christentum suchte. Sie sah ein, daß dieser Glaube Lebensgrundsätze, Geisteshoheit, Gewissensmut und die Willenskraft zur Tugend gebe, wie kein anderes Religionssystem. Sie vermutete jetzt auch, daß die erhabenen Offenbarungen Syras über eine

unsichtbare Sphäre der Tugend und einen allwissenden Beherrscher des Weltalls aus derselben Quelle kamen. Aber zu was führte all dies weiter, als zu einem großartigen, teils praktischen, teils spekulativen Moralsystem, wie andere philosophische Lehrgebäude ebenfalls? Diese Folgerung bewies, wie weit sie noch vom Christentum entfernt war. Sie hatte bis jetzt nichts gehört von den eigentlichen und wesentlichen Lehren desselben, von den unergründlichen und dennoch zugänglichen Tiefen seiner Geheimnisse, von dem gewaltigen, himmelhohen Bau des Glaubens, den die einfachste Seele umfassen kann, wie das Auge eines Kindes das vollkommene Bild eines Berges in sich aufnimmt, wenn gleich ein Riese nicht imstande ist, ihn wegzutragen. Sie hatte nie von einem Gotte gehört, Eins in der Dreieinigkeit, oder von dem Gottessohne, der für die Menschheit Fleisch geworden. Man hatte ihr nie etwas von der wunderbaren Geschichte der Erlösung durch Gottes Leiden und Tod gesagt. Sie hatte nichts von Nazareth, Bethlehem oder dem Kalvarienberge gehört. Wie konnte sie sich eine Christin nennen oder gar eine sein, da sie von all dem nichts wußte?

Wie viele Namen mußten ihr erst vertraut und teuer werden, die ihr bis jetzt noch unbekannt und barbarisch klangen — Maria, Joseph, Petrus, Paulus und Johannes. Nicht zu gedenken des süßesten aller Namen, dessen Klang Balsam für das wunde Herz, oder wie Honig, der aus der zerbrochenen Honigscheibe träufelt. Und wie viel hatte sie noch zu lernen von den Mitteln zur Rettung der Seelen auf Erden, in der Kirche durch die Gnaden in den Sakramenten, im Gebete, in der Liebe und Mildthätigkeit gegen andere! Was für unerforschte Regionen lagen noch jenseits der kleinen Strecke, die sie bis jetzt zurückgelegt hatte!

Nein, als Fabiola nach Hause zurückkehrte, erschöpft von den Ereignissen des vorhergehenden Tages und der Nacht und den traurigen Scenen des Morgens, war sie vielleicht keine Philosophin mehr, doch auch noch keine Christin. Sie befahl, daß alle ihre Diener sich von dem Hofe, wo sich ihr Gemach befand, fern halten

möchten, um auch nicht durch das geringste Geräusch gestört zu werden, und verbot jedem den Zutritt zu ihr. So saß sie nun in stiller Einsamkeit mehrere Stunden lang, zu aufgeregt, um den Schlummer zu finden. Sie trauerte lange über Agnes, wie eine Mutter über ein ihr plötzlich entrissenes Kind. War aber die Wolke, die sie beschattete, nicht viel heller als jene, die über ihres Vaters Bahre hing? Schien es ihr nicht wie ein Hohn auf die Vernunft, wie ein Verbrechen gegen die Menschheit, zu denken, daß Agnes zu Grunde gegangen sei, daß sie in ihrem hellglänzenden Gewande, mit ihrem lächelnden Angesicht und mit ihrem freudigen einfachen Herzen gerade der Vernichtung verfallen sein sollte; daß sie, von ihrem zarten Gewissen, von der Reinheit ihres Wesens und ihrem Streben nach Wahrheit immer weiter gelockt worden sei, bis sie, die Arme nach dem Ziele ausstreckend, in einen Abgrund stürzte, unter welchem die Vernichtung gähnte? Nein, Agnes war, das glaubte sie gewiß, irgendwo glücklich, oder das Wort Gerechtigkeit war eine Lüge.

„Wie sonderbar," dachte sie ferner, „daß gerade diejenigen, welche mit ausgezeichneten Vorzügen begabt waren, Männer wie Sebastian, weibliche Wesen wie Agnes, zu dem verachteten Geschlechte der Christen gehört haben! Nur eine ist noch übrig und morgen will ich s i e befragen."

Als ihre Gedanken von diesen Personen sich der heidnischen Welt zuwandten, wie Fulvius, Tertullus, dem Kaiser, Calpurnius — sie schauderte, als sie sich auf dem Punkte überraschte, den Namen ihres eigenen Vaters zu erwähnen — da drängte sich ihr recht fühlbar der Gegensatz auf zwischen Niederträchtigkeit und Adel des Gemüts, zwischen Laster und Tugend, zwischen Dummheit und Weisheit und zwischen dem Sinnlichen und Geistigen. Ihre Seele lechzte wie ein ausgedorrter Boden, dem der Himmel Wasser zur Erfrischung schicken muß, oder er bleibt ewig eine Wüste.

Agnes verdiente gewiß den Ruhm, durch ihren Tod die Bekehrung ihrer Verwandtin zu bewirken, war aber nicht noch ein geringeres Wesen da, das einen älteren Anspruch hierauf hatte?

Eine, welche die Freiheit verschmäht und ihr Leben dargeboten hatte für diesen uneigennützigen Gewinn?

Während Fabiola sich einsam ihrer Betrübnis hingab, wurde sie durch den Eintritt eines Fremden gestört, den man unter dem ominösen Titel eines „Boten vom Kaiser" einführte. Der Pförtner hatte ihm zuerst den Zutritt verweigert, da jener aber versicherte, er bringe eine wichtige Botschaft von dem Herrscher, so erkundigte er sich bei dem Hausmeister, was zu thun sei, und erhielt den Aufschluß, daß ein derartiger Bote nicht abgewiesen werden dürfe.

Fabiola war erstaunt; doch wurde ihr Mißvergnügen durch die lächerliche Erscheinung der Person etwas gemildert, die mit einem so feierlichen Charakter auftrat. Es war Corvinus, der sich ihr mit linkischer Höflichkeit näherte, und in einer studierten, sehr blumenreich abgefaßten Ansprache, die übrigens schlecht auswendig gelernt war, ihr ein kaiserliches Reskript nebst seiner aufrichtigen Zuneigung zu Füßen legte — die Güter der Agnes und seine plumpe Hand. Fabiola konnte den Zusammenhang zwischen diesen beiden Geschenken durchaus nicht begreifen und ließ sich nicht einfallen, daß das eine dazu dienen sollte, das andere annehmbar zu machen. Sie bat ihn daher, dem Kaiser für seine gnädige Handlung ihren demütigsten Dank zu erstatten, und fügte hinzu: „Sagt, daß ich mich heute zu unwohl fühle, um ihm persönlich zu danken."

„Aber diese Güter, Ihr wißt es wohl, waren verfallen und konfisziert," stotterte Corvinus in großer Verwirrung heraus, „und mein Vater hat sie für Euch gerettet."

„Das war unnötig," sagte Fabiola; „denn sie waren mir schon lange vermacht und wurden mein Eigentum in dem Augenblick —" sie hielt inne, und nach einer heftigen Anstrengung, sich selbst zu beherrschen, fuhr sie fort — „in dem Augenblicke, wo sie aufhörten, einem anderen zu gehören; sie waren demnach der Konfiskation überhaupt nicht verfallen."

Corvinus war verblüfft; endlich stotterte er etwas heraus

was eine demütige Bewerbung um Fabiolas Hand sein sollte, aber von dieser als eine Anspielung auf eine Belohnung gedeutet wurde, weil er der Überbringer eines so wichtigen Dokumentes war. Sie versicherte ihn, daß jeder Anspruch, den er haben könnte, zu gelegener Zeit berücksichtigt werden würde; aber da sie außerordentlich ermüdet und unwohl sei, so müsse sie ihn bitten, sie jetzt zu verlassen. Er legte dies als eine günstige Antwort auf sein Gesuch aus und ging ganz stolz und zufrieden fort.

Nachdem er sich entfernt hatte, warf sie kaum einen Blick in das Pergament, das er auf einem Tischchen neben ihrem Ruhepolster offen liegen gelassen hatte. Sie saß in Gedanken über die traurigen Scenen da, deren Zeuge sie gewesen, bis noch ungefähr eine Stunde zu Sonnenuntergang fehlte. Bald war es dieses, bald jenes Ereignis der letzten Zeit, welches sie beschäftigte, und endlich mußte sie an Fulvius denken, wie er auf dem Forum ihr gegenüberstand. Lebhaft schwebte ihr der ganze Auftritt wieder vor und versetzte sie allmählich in einen Zustand so peinlicher Aufregung, daß ihr zuletzt die lauten Worte entfuhren: „Dem Himmel sei Dank! Ich werde das Angesicht dieses Schurken nie wiedersehen."

Die Worte waren kaum gesprochen, als sie sich mit den Händen über die Augen fuhr, sich von ihrem Sitze erhob und nach der Thüre schaute. War es ihre erhitzte Phantasie, die sie täuschte, oder zeigten ihr die schlaflosen Augen etwas Wirkliches? Ihre Ohren entschieden die Frage, als sie jetzt die Worte vernahm:

„Um Vergebung, wer ist der Mann, den Ihr mit dieser höflichen Anrede beehrt?"

„Ihr, Fulvius!" sagte sie, indem sie sich mit Würde erhob. „Nicht nur in das Haus, die Villa und das Gefängnis, sondern in die geheimsten Gemächer einer Dame drängt Ihr Euch ein, und, was noch schlechter ist, in das Trauerhaus derjenigen, die Ihr einer Freundin beraubt habt. Fort, sogleich, oder ich werde Euch schimpflich hinaustreiben lassen."

„Setzt Euch nieder und beruhigt Euch!" erwiderte Fulvius,

„dies ist mein letzter Besuch bei Euch; aber wir haben eine wichtige Rechnung miteinander abzumachen. Was das Hinaustreibenlassen betrifft, so dürft Ihr Euch deshalb nicht bemühen; Euere Befehle an Euere Diener, sich ferne zu halten, sind gut befolgt worden. Es ist niemand in der Nähe, der Eueren Hilferuf hören könnte.“

Es war in der That so; Fulvius fand sich durch Corvinus, ohne daß dieser es wußte, den Weg gebahnt; denn als er sich am Thore meldete, sagte ihm der Pförtner, der ihn zweimal als Gast im Hause gesehen hatte, von den strengen Befehlen, die er habe, und versicherte ihn, daß er nicht eingelassen werden könne, wenn er nicht vom Kaiser komme. Dies, sagte Fulvius, sei gerade bei ihm der Fall, und der Pförtner wenn schon etwas verwundert, daß an Einem Tage so viele kaiserliche Boten kamen, ließ ihn passieren. Fulvius bat, daß die Thüre unverschlossen bleiben möchte, im Falle der Pförtner nicht am Thore sei, wenn er sich wieder entfernen wolle. Er habe Eile und wolle in diesem Hause der Trauer keine Störung verursachen, auch brauche er keinen Führer, denn er wisse den Weg zu Fabiolas Zimmer.

Fulvius setzte sich der Dame gegenüber und fuhr fort: „Ihr solltet Euch nicht so beleidigt fühlen, daß ich so unerwartet zu Euch komme und Euer liebenswürdiges Selbstgespräch über mich anhörte; es ist eine Lektion, die Ihr mir bereits im tullianischen Gefängnis erteilt habt. Aber meine Rechnung ist noch früheren Datums. Als ich zum ersten Male von Euerem würdigen Vater zu Tische geladen wurde, begegnete ich einem Wesen, dessen Blicke und Worte sogleich meine Zuneigung gewannen — ich brauche ihren Namen jetzt nicht zu erwähnen — und deren Herz mit unwillkürlicher Sympathie meine Neigung erwiderte.

„Unverschämter!“ rief Fabiola aus, „auf einen solchen Gegenstand hier anzuspielen; es ist falsch, daß jemals eine solche Neigung auf beiden Seiten existierte.“

„Was Agnes betrifft,“ fuhr Fulvius fort, „so habe ich das beste Zeugnis, das Eueres verstorbenen Vaters, der mich mehr

als einmal ermutigte, auf meiner Bewerbung zu verharren, indem er mich versicherte, daß seine Nichte ihm selbst ihre Liebe zu mir gestanden."

Fabiola fühlte sich gedemütigt, denn sie erinnerte sich an manche Anspielung ihres Vaters, woraus sein einfältiger Irrtum ersichtlich war.

„Ich weiß wohl," sagte sie, „daß mein teurer Vater über diesen Punkt sich einer Täuschung hingab; aber vor mir hat dies liebe Kind nichts verborgen —"

„Als ihre Religion," unterbrach sie Fulvius mit bitterem Spotte.

„Stille!" fuhr Fabiola fort, „dies Wort klingt wie Lästerung auf Eueren Lippen — ich wußte, daß Ihr für sie nur ein Gegenstand des Ekels und Abscheus waret."

„Ja, nachdem Ihr mich dazu gemacht hattet. Von der Stunde unserer ersten Begegnung wurdet Ihr meine bitterste Feindin in Verbindung mit jenem verräterischen Offizier, der seinen Lohn erhalten hat und welchen Ihr für den Platz auserſehen hattet, um den ich mich bewarb; bändigt Eueren Unwillen, denn ich will angehört sein — Ihr habt meinen Ruf untergraben, ihre Gefühle vergiftet und meine Liebe notwendig in Feindschaft verwandelt."

„Euere Liebe?" rief die Dame voll Entrüstung aus, „selbst wenn alles, was Ihr bis jetzt gesagt habt, nicht niederträchtige Lüge wäre, was für eine Liebe konntet Ihr für sie haben? Wie konntet Ihr ihre unverstellte Einfalt, ihre natürliche Sittsamkeit, ihren seltenen Verstand, ihre reine Unschuld jemals mehr schätzen, als der Wolf die Sanftmut des Lammes, oder der Geier die Milde der Taube? Nein, es war ihr Vermögen, ihre Familienverbindung, ihre hohe Stellung, wonach Ihr haschtet, und nichts weiter; ich las es schon im Blicke Eueres Auges, als Ihr es zum ersten Male wie ein Basilisk auf sie richtetet."

„Es ist nicht wahr," versetzte er; „hätte ich mein Ziel erreicht und eine so würdige Gattin erhalten, so würde ich meinem Stande

Ehre gemacht haben, würde eben so wert gewesen sein, sie zu besitzen, als —"

„Als einer es sein kann," unterbrach ihn Fabiola, „welcher ebenso bereit ist, den Gegenstand seiner Neigung zu heiraten als ihn zu morden. Sie zog das letztere vor, und er hielt sein Wort. Fort, aus meinen Augen, Ihr verpestet selbst die Luft, in welcher Ihr atmet!"

„Ich werde gehen, sobald ich meine Aufgabe vollendet habe, und Ihr werdet wenig Grund haben, Euch zu freuen, wenn ich es thue. Ihr habt ferner vorsätzlich und ohne Anlaß jeden ehrbaren Lebenszweck mir unmöglich gemacht, Ihr habt meine einzige Hoffnung vernichtet, mir meinen Rang in der Gesellschaft, ein mit Ansehen verbundenes, gemächliches Leben und häusliches Glück geraubt. Dies war aber noch nicht genug; nachdem Ihr wie ein Spion meine Unterredung mit Agnes behorcht, habt Ihr diesen Morgen alles Gefühl der Weiblichkeit abgelegt, und öffentlich auf dem Forum vollendet, was Ihr insgeheim begonnen, Ihr habt den Richter und durch diesen den Kaiser gegen mich aufgebracht und einen ungerechten Racheschrei des Volkes erregt, und wenn nicht ein stärkeres Gefühl als Furcht mich hierher führte, so müßte ich mich wie ein gejagter Wolf verbergen, bis ich mich zum nächsten Thore hinausstehlen könnte."

„Und, Fulvius, ich sage Euch," unterbrach ihn Fabiola, „daß in dem Augenblicke, wo Ihr dies thut, in dieser verruchten Stadt die Tugend im Preise steigen wird. Noch einmal befehle ich Euch, entfernt Euch aus meinem Hause, oder ich entziehe mich selbst dieser beleidigenden Zudringlichkeit."

„Wir trennen uns noch nicht, edle Dame," sagte Fulvius, dessen Gesicht jeden Augenblick röter wurde, während seine Lippen erblaßten. Er ergriff sie rauh beim Arme und drückte sie auf ihren Sitz zurück. „Nehmt Euch in acht," setzte er hinzu, „sobald Ihr noch einmal versucht, zu entrinnen oder Euch Hilfe zu verschaffen, so wird Euer erster Schrei auch Euer letzter sein, koste es mich, was es wolle. — Ihr habt mich zu einem Auswürfling

gemacht, der aus der Gesellschaft und aus Rom verbannt ist, zu einem heimatlosen Wanderer auf freundloser Erde; war dies nicht genug, Euere Rache zu stillen? Nein, Ihr mußtet mich auch noch meines Goldes, meines rechtmäßig, wiewohl mühsam erworbenen Vermögens berauben; Friede, guten Namen, Existenzmittel, alles habt Ihr mir gestohlen, einem jungen Fremdling."

„Ruchloser, unverschämter Mann!" rief jetzt die entrüstete Römerin aus ohne Rücksicht auf die Folgen, „Ihr sollt für Euere Vermessenheit büßen. Ihr wagt es, in meinem eigenen Hause mich eine Diebin zu schelten?"

„Ich wage es, und ich sage Euch: dies ist der Tag der Abrechnung für Euch, nicht für mich. Ich habe meinen vollen Anteil an dem konfiszierten Eigentum Euerer Base erworben. Ich habe ihn mühsam erworben durch Herzensqualen und Ängste, durch schlaflose Nächte im Kampfe mit höllischen Unholden, die Sieger wurden, ja mit einem Hausteufel, der noch grimmiger ist, als alle anderen; durch tagelanges Suchen nach Beweisen mitten in der Trostlosigkeit eines stolzen, aber herabgewürdigten Geistes. Hab' ich nicht ein Recht, meinen Anteil zu genießen? — Nennt es wie Ihr wollt, nennt es mein Blutgeld; je schändlicher es ist, desto niederträchtiger von Euch, es mir wegzuschnappen. Es ist, wie wenn ein reicher Mann das Fleisch des Wildes dem Hunde vom Maule wegrisse, nachdem dieser bei der Jagd sich die Füße wund gelaufen hat." —

„Ich will nicht nach Ausdrücken suchen, um Euer Benehmen zu kennzeichnen; Ihr seid durch eine eitle Einbildung getäuscht," sagte Fabiola, mit einem Ernste, der nicht von Unruhe frei war. Sie sah sich einem Wahnsinnigen gegenüber, einem Manne, in welchem heftige Leidenschaft, von einer ungezügelten Phantasie fortgerissen, sich bis zum Grade moralischen Wahnsinns steigert, in welchem selbst der Mörder sich für einen tugendhaften Rächer hält. „Fulvius," fuhr sie mit erzwungener Ruhe fort und schaute ihm voll ins Auge, „ich bitte Euch jetzt, zu gehen. Wenn Ihr Geld braucht, so sollt Ihr es haben; aber geht, ins Himmels

Namen, ehe Euer Zorn Euch den letzten Rest von Vernunft raubt."

„Was für eine eitle Einbildung meint Ihr denn?" fragte Fulvius.

„Nun, daß ich jemals von Agnes' Vermögen oder Besitztum an einem solchen Tage geträumt oder aus ihrem grausamen Tode irgend einen Vorteil gezogen haben sollte."

„Und doch ist es so; ich habe es aus dem Munde des Kaisers, daß er das Vermögen Euch überwiesen hat. Wollt Ihr mich glauben machen, daß dieser höchst edelmütige und freigebige Fürst je einen Pfennig hergab, ohne darum gebeten oder bestochen zu sein?"

„Davon weiß ich nichts; aber ich weiß, daß ich lieber aus Mangel gestorben wäre, als daß ich um einen Heller aus einem solchen Besitztume gebeten hätte!"

„Soll ich dann etwa glauben, daß in dieser Stadt irgend jemand so uneigennützig ist, daß er ungebeten für Euch darum angesucht hätte? Nein, nein, all dies ist zu unglaublich. Aber was ist das?" Er griff gierig nach dem kaiserlichen Reskripte, welches unbesehen noch auf derselben Stelle lag, wohin Corvinus es gelegt hatte. Er hatte ein ähnliches Gefühl, wie Äneas, als er Pallas' Gürtel auf dem Leibe des Turnus erblickte. Die Wut, welche unterdrückt schien, solange er den scharfsinnigen Beweis zu führen suchte, daß Fabiola an all seinem Unglück schuld sei, flammte bei dem Anblick dieses verhängnisvollen Dokuments hell auf. Er betrachtete es einen Augenblick, dann brach er, mit den Zähnen knirschend, in folgende Worte aus:

„Jetzt überweise ich Euch einer Niederträchtigkeit, Raubgier und unnatürlichen Grausamkeit, die alles übersteigt, was Ihr mir selbst aufzubürden wagtet! Seht dieses Reskript an, schön mit goldenen Buchstaben geschrieben und mit bemalten Rändern verziert, und saget noch, daß es in der einzigen kurzen Stunde angefertigt werden konnte, die zwischen dem Tode Euerer Base und dem Augenblicke lag, wo der Kaiser mir sagte, daß er es unter-

zeichnet habe! Auch wollet Ihr den edlen Freund nicht kennen, der Euch die Gabe verschaffte? Bah, während Agnes im Gefängnis war, während Ihr über sie weintet und seufztet, während Ihr mir Grausamkeit und Verrat gegen sie vorwarfet — mir, einem Fremdling, der ihr ganz ferne stand, habt Ihr, die zartfühlende Dame, die tugendhafte Philosophin, die liebevolle Base, Ihr, meine strenge Richterin, mit kaltem Blut ein Komplott geschmiedet, aus meinem Verbrechen Vorteil zu ziehen, um Euch ihr Eigentum zu sichern, habt Ihr den kunstfertigen Schreiber ausgesucht, der Euere Habsucht mit seinem Pinsel vergolden, und Eueren Verrat gegen Euer eigenes Fleisch und Blut mit seinem roten Mennig übermalen sollte."

„Hört auf, Wahnsinniger, hört auf!" rief Fabiola, indem sie vergebens seinem funkelnden Auge zu begegnen suchte. Aber er fuhr in noch wilderem Tone fort:

„Und dann, nachdem Ihr mich so niederträchtig beraubt habt, bietet Ihr mir Geld an. Ihr habt mich durch Euere List überwunden, und bemitleidet mich nun! Ihr habt mich erst zum Bettler gemacht, und bietet mir dann ein Almosen an — ein Almosen aus meinem eigenen Lohne, einem Lohne, den selbst der Tartarus*) seinen verfallenen Opfern gestattet, während sie noch auf Erden wandeln!"

Fabiola erhob sich wieder, aber er faßte sie mit dem Griff eines Wahnsinnigen, und diesmal ließ er sie nicht los. Er fuhr fort: „Jetzt hört die letzten Worte, die ich sprechen will, wenn es nicht die letzten sein sollen, die Ihr hören werdet. Gebt mir das unrecht erworbene Besitztum heraus; es ist nicht ehrlich, daß ich die Schuld haben soll und Ihr den Lohn dafür. Übertragt es durch Euere Handschrift an mich als ein freiwilliges Geschenk, und ich werde mich sogleich entfernen. Thut Ihr das nicht, so habt Ihr Euer eigenes Todesurteil unterzeichnet." Ein scharfer, drohender Blick begleitete diese Worte.

---

*) Die Hölle der Heiden.

Fabiolas stolzes Selbstgefühl bäumte sich in ihr auf, ihr unbesiegtes Römerherz hielt festen Stand. Gefahr machte sie nur furchtlos. Sie ordnete ihr Gewand mit der Würde einer Matrone und erwiderte: „Fulvius, horcht auf meine Worte, wenn sie die letzten sein sollten, die ich spreche, so sollen es auch die letzten sein, die Ihr von mir höret.

Ich soll Euch dies Vermögen übergeben? Eher würde ich es dem ersten besten Aussätzigen geben, dem ich auf der Straße begegnete, als Euch. Nie sollt Ihr etwas berühren, das diesem heiligen Mädchen angehörte, sei es ein Edelstein oder ein Strohhalm! Diese Berührung wäre Entweihung ihres Andenkens. Nehmt Gold von mir, wenn es Euch beliebt, aber etwas, was einst ihr gehörte, können keine Schätze von mir erkaufen. Und ein einziges Vermächtnis schätze ich mehr, als ihren ganzen Reichtum. Ihr habt mir jetzt zwischen zwei Dingen die Wahl gelassen, wie Ihr in der vergangenen Nacht ihr die Wahl ließet, entweder Euerem Verlangen nachzugeben oder zu sterben. Agnes hat mich gelehrt, was ich wählen soll. Noch einmal sage ich, entfernt Euch!"

„Und Euch soll ich über mich triumphieren lassen, als über einen, den Ihr durch Eueren Witz besiegt habt? — Ihr sollt geehrt sein und ich in Schande leben — Ihr reich und ich ohne Pfennig — Ihr glücklich und ich im Elend? Nein, nimmermehr! Ich kann mich vor dem nicht retten, wozu Ihr mich gemacht habt, aber ich kann verhindern, daß Ihr seid, was Ihr kein Recht habt zu sein. Deshalb bin ich hierher gekommen; dies ist mein Tag der Nemesis! Jetzt stirb!" Während dieser Worte drängte er Fabiola mit seiner Linken allmählich gegen den Sitz hin, von dem sie sich erhoben hatte, und suchte mit seiner Rechten zitternd nach etwas in den Falten seines Gewandes.

Als er sein letztes Wort gesprochen hatte, warf er sie gewaltsam auf das Polster nieder und ergriff sie bei den Haaren. Sie leistete keinen Widerstand, sie gab keinen Laut von sich; teils beschlich sie ein Gefühl der Ohnmacht, teils hielt eine stolze Empfindung der Selbstachtung jede feige Äußerung von Furcht vor einem

verächtlichen Feind zurück. Gerade als sie die Augen schloß, sah sie etwas über sich blitzen; sie konnte nicht unterscheiden, ob es sein funkelndes Auge oder ein blinkender Stahl war.

Den Augenblick darauf fühlte sie sich fast erstickt, wie wenn eine große Last auf sie gefallen wäre, und ein heißer Strom floß über ihren Busen.

Eine liebliche ernste Stimme tönte in ihr Ohr: „Laß ab, Orontius, ich bin Deine Schwester Miriam!"

Fulvius erwiderte mit von Leidenschaft erstickter Stimme: „Es ist eine Lüge, laß mir meine Beute!"

Noch einige Worte wurden leise in einer Fabiola unbekannten Sprache gesprochen; da fühlte sie ihr Haar losgelassen, hörte den Dolch auf den Boden fallen, und Fulvius, aus dem Zimmer stürzend, bitter ausrufen: „O Christus dies ist Deine Nemesis!"

Fabiolas Kräfte kehrten nach und nach zurück, aber die Last fühlte sie, noch immer auf sich und immer schwerer werden. Endlich gelang es ihr, sich davon zu befreien. Ein anderer Leib lag an ihrer Stelle, scheinbar tot, und mit Blut bedeckt.

Es war die treue Syra, die sich zwischen das Leben ihrer Herrin und den Dolch ihres Bruders geworfen hatte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Priester und Arzt.

ΔΙΟΝΥϹΙΟΥ
ΙΑΤΡΟΥ
ΠΡЄϹΒΥΤЄΡΟΥ
*)

Die Gedanken, welche dieser Vorfall naturgemäß in dem edlen Herzen Fabiolas erweckt haben würde, wurden eine Zeit lang durch die Bedürfnisse des Augenblicks unterdrückt. Ihre erste Sorge war, das fließende Blut mit etwas zu stillen. Während sie damit beschäftigt war, kamen alle ihre Diener herbeigestürzt. Der fahrlässige Pförtner war endlich über Fulvius' langes Ausbleiben unruhig geworden (der Leser kennt jetzt seinen Namen), als er ihn plötzlich, einem Wahnsinnigen gleich, zum Thore hinausstürzen sah, und Blutstropfen auf seiner Kleidung zu bemerken glaubte. Sogleich brachte er das ganze Haus in Aufruhr.

Fabiola hielt durch eine abwehrende Gebärde die Leute an der Thüre ihres Zimmers zurück und ließ nur Euphrosine und Graja eintreten. Die letztere hatte sich, seitdem die schwarze Sklavin entfernt war, aufs zärtlichste an Syra angeschlossen (wie wir sie

---

*) „(Das Grab) des Dionysius, Arztes (und) Priesters." Die Inschrift wurde unlängst beym Eingange zur Gruft des heiligen Cornelius im Kirchhofe des Callistus gefunden.

noch nennen müssen), und mit großer Willigkeit auf ihre sittlichen Lehren gehorcht. Ein Sklave wurde sogleich nach dem Arzte gesendet, nach welchem Syra in Krankheiten immer schickte, nämlich nach Dionysius, der, wie wir bereits bemerkten, im Hause der Agnes lebte.

Inzwischen ließ die Heftigkeit des Blutergusses nach und zu Fabiolas großer Freude schlug ihre Dienerin die Augen auf, obgleich nur einen Augenblick. Sie hätte nicht um alle Schätze der Welt das süße Lächeln vertauscht, das diesen Blick begleitete.

In einigen Minuten kam der freundliche Arzt an. Er untersuchte sorgfältig die Wunde und sprach sich darüber für den Augenblick günstig aus. Der Stoß, wie er gezielt war, würde gerade Fabiolas Herz getroffen haben; aber ihre liebevolle Dienerin hatte sich trotz des Verbotes den ganzen Tag in der Nähe ihrer Herrin aufgehalten, nicht in zudringlicher Absicht, aber begierig auf jede Gelegenheit, die sich darbieten könnte, jene guten Eindrücke der Gnade zu fördern, welche die Ereignisse des Morgens unfehlbar auf Fabiola hervorgebracht haben mußten. Während sie in einem nahen Zimmer verweilte, hörte sie eine heftige Stimme, die ihrem Ohr nur zu bekannt war; geräuschlos eilte sie hinter den Vorhang, welcher die Thüröffnung von Fabiolas Zimmer verdeckte. Sie stand im Dunkeln, gerade auf der Stelle, wo Agnes sie einige Monate vorher getröstet hatte.

Sie weilte noch nicht lange dort, als der letzte Kampf begann. Während Fulvius ihre Herrin rücklings niederdrückte, schlich sie sich dicht hinter ihn, und als er seinen Arm erhob, trat sie dazwischen, und warf ihren Leib über den seines Opfers. Der Stoß wurde geführt, verfehlte aber, da Syra den Arm des Mörders berührt hatte, die Richtung und traf ihren Nacken, dem er eine tiefe Wunde beibrachte, aber durch das Halsbein aufgehalten wurde. Wir brauchen nicht zu sagen, was es sie kostete, dies Opfer zu bringen. Nicht die Furcht vor Schmerz oder Tod hätte sie auch nur einen Augenblick abschrecken können; es, war das Entsetzen, der Stirne ihres Bruders das Brandmal Kains aufzudrücken, ihn

doppelt zu einem Mörder zu machen, was sie im Innern ängstigte; aber sie hatte ja ihr Leben für ihre Herrin Gott geopfert. Mit dem Meuchelmörder zu kämpfen, dessen Stärke und Gewandtheit sie kannte, wäre nutzlos gewesen; im Hause Lärm zu machen, bevor der tödliche Stoß geführt wurde, wäre nicht möglich gewesen, und somit blieb nichts übrig, als daß sie, anstatt Fabiolas, den Streich empfing. Doch wünschte sie, ihrem Bruder die Vollendung seines Verbrechens zu ersparen, und bei diesem Bestreben offenbarte sie Fabiola ihre Verwandtschaft und ihren wirklichen Namen.

In seiner blinden Wut wollte er ihr nicht glauben, aber die Worte in ihrer Muttersprache: „Erinnere Dich an meine Schärpe, die Du hier gefunden und an Dich genommen hast!“ riefen ihm ein so furchtbares Familienereignis ins Gedächtnis zurück, daß er, wenn in diesem Augenblicke vor seinen Füßen sich die Erde geöffnet hätte, hineingesprungen wäre, um seine Gewissensbisse und seine Scham zu begraben.

Sonderbarerweise hatte er dieses Familienstück nie in die Hände des Eurotas gelangen lassen, sondern es immer wie ein Heiligtum aufbewahrt und, als sonst alles gepackt war, auf seiner Brust verborgen. Während er seinen Dolch herauszog, hatte er auch dies herausgerissen und beides fand man auf dem Boden.

Bald nachdem Dionysius die Wunde verbunden und geeignete Stärkungsmittel angewendet hatte, kam Syra wieder zum Bewußtsein. Er verordnete, daß die Kranke vollkommen in Ruhe gelassen werden, und so wenig Personen als möglich sehen sollte, um jede Aufregung zu verhüten, und daß man mit der Behandlung, die er vorschrieb, bis Mitternacht fortfahre. „Ich will,“ setzte er hinzu, „morgen in aller Frühe wieder vorsprechen, wo ich meine Patientin allein sehen muß.“ Er flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, welche ihr wohler zu thun schienen, als alle Medizin; denn ein himmlisches Lächeln überflog ihr Angesicht.

Fabiola hatte sie in ihr eigenes Bett gelegt, und indem sie ihren beiden Dienerinnen das äußere Zimmer anwies, behielt sie

sich selbst ausschließlich das Recht vor, die Sklavin zu pflegen, gegen die sie einige Monate vorher kaum ein Gefühl der Dankbarkeit empfand, daß sie selbst in ihrem Fieber von ihr gepflegt worden war. Sie hatte den übrigen erzählt, wie Syra zu der Wunde gekommen war, verschwieg aber die Verwandtschaft zwischen ihrem Angreifer und ihrer Retterin.

Obwohl selbst erschöpft und fast im Fieber, wollte sie doch nicht von dem Bette der Kranken weichen, und als Mitternacht vorbei war und man keine Heilmittel mehr zu reichen hatte, sank sie auf ein niedriges Polster dicht bei dem Bette zur Ruhe nieder. Und was waren ihre Gedanken, denen sie in dem Dämmerlichte eines Krankenzimmers Geist und Herz öffnete? Sie waren einfach und ernst. Sie sah mit einem Male die Wirklichkeit und Wahrheit von all dem, was ihre Dienerin jemals zu ihr gesprochen. Als sie das letzte Mal sich mit ihr unterhielt, waren die Grundsätze, die sie mit Entzücken hörte, ihr ganz unausführbar erschienen, als schöne Theorien, die im Leben nicht angewendet werden könnten. Als Miriam eine Tugend schilderte, welche keinen menschlichen Beifall oder Lohn erwartete, sondern sich am Wohlgefallen des allsehenden Gottes genügen ließ, so hatte sie die Idee bewundert, welche ihr edles Gemüt mächtig ergriff, aber sie empörte sich dagegen, daß dieselbe der Maßstab für ihre Handlungsweise zu jeder Stunde werden sollte. Und doch, wenn der Dolchstoß, dem sich Miriam entgegenwarf, tödlich gewesen wäre, wie es leicht hätte geschehen können, wo hätte sie dann ihren Lohn gefunden? Was konnte dann anders ihr Beweggrund sein, als eben der Gedanke an eine Verantwortlichkeit gegenüber einer unsichtbaren Macht?

Und als Miriam von einem Heroismus in der Tugend, als dem gewöhnlichen Maßstab derselben, sprach, wie chimärisch war ihr da dieser Grundsatz erschienen! Und doch hatte hier, ohne Vorbereitung, ohne Vorbedacht, ohne Anreizung, ohne Aussicht auf Ruhm, ja sogar mit der bestimmten Absicht, verborgen zu bleiben, diese Sklavin eine in jeder Beziehung heroische That der

Selbstaufopferung vollbracht. Woher konnte dies kommen, als aus einem zur Gewohnheit gewordenen Heroismus der Tugend, der zu jeder Stunde bereit ist, zu thun, was den Namen eines Soldaten für immer adeln würde? Sie war also keine Träumerin mit leeren Theorien, sondern übte wirklich und im Ernste alles, was sie lehrte. Konnte dies eine bloße Philosophie sein? O nein, es mußte eine Religion sein, die Religion der Agnes und des Sebastian, denen sie Miriam in jeder Beziehung gleichstellte. Wie sehr verlangte sie, sich wieder mit ihr zu unterhalten!

Früh am Morgen kam der Arzt, seinem Versprechen gemäß, wieder und fand seine Patientin um vieles besser. Er wünschte mit ihr allein zu sein; dann breitete er ein leinenes Tuch auf den Tisch, stellte angezündete Wachskerzen darauf, zog eine gestickte Schärpe aus seinem Gewand und enthüllte ein goldenes Gefäß, dessen heiligen Inhalt die Kranke wohl kannte. Er trat zu ihr hin und sprach: „Mein teures Kind, wie ich Dir versprochen, habe ich Dir jetzt nicht nur das wirksamste Mittel gegen jedes leibliche und geistige Leiden gebracht, sondern den Arzt selbst, der durch sein Wort allein alle Dinge erneuert,*) dessen Berührung die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben öffnet, dessen Wille die Aussätzigen reinigt, und von dessen Kleidessaum eine Kraft ausgeht, um alle zu heilen. Bist Du bereit, Ihn zu empfangen?"

„Von ganzem Herzen," erwiderte sie, die Hände faltend, „ich verlange, Ihn zu besitzen, den ich allein geliebt, an den ich geglaubt habe, dem mein Herz gehört."

„Wohnt kein Zorn oder Unwille in Deiner Seele gegen den, der Dich beleidigt hat? Erhebt sich kein Stolz, keine Eitelkeit in Deinem Innern bei dem Gedanken an das, was Du gethan? Oder bist Du Dir keines anderen Fehlers bewußt, welcher eine demütige Beichte und die Lossprechung erfordert, ehe Du die heilige Gabe in Dein Herz aufnimmst?"

---

*) „Qui verbo suo instaurat universa." Das Brevier.

„Ich weiß, ehrwürdiger Vater, daß ich voll Unvollkommenheit und Sünde bin; aber ich bin mir mit Wissen keines Vergehens bewußt. Ich habe nicht nötig, dem zu vergeben, auf den Ihr anspielet; ich liebe ihn zu sehr und würde gern mein Leben lassen, um ihn zu retten. Und worauf könnte eine arme Magd, die nur dem Befehle ihres Herrn gehorcht hat, stolz sein?"

„Lade also, mein Kind, diesen Herrn in Dein Haus, daß er komme und Dich heile, und Dich mit seiner Gnade erfülle."

Er trat zu dem Tische, nahm davon ein Teilchen der heiligen Eucharistie in der Gestalt ungesäuerten Brotes, das er im Wasser befeuchtete und ihr auf die Zunge legte.*) Sie schloß den Mund und blieb eine Zeit lang in stumme Betrachtung versunken.

So erfüllte der heilige Dionysius sein doppeltes Amt als Arzt und Priester, von welchem seine Grabschrift spricht.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das angenommene Opfer.

Diesen ganzen Tag hindurch schien die Kranke mit tiefen, aber höchst freudigen Gedanken beschäftigt. Fabiola, die sie nur verließ, um dann und wann die nötigen Befehle zu geben, beobachtete ihre Gesichtszüge mit einer Mischung von Ehrfurcht und Freude. Es schien, als ob der Geist ihrer Dienerin den Gegenständen ihrer Umgebung entrückt sei und in einer ganz anderen Sphäre verweile. Bald zog ein Lächeln wie ein Sonnenstrahl über ihre Züge, bald zitterte ihr eine Thräne im Auge und floß die Wangen herab; zuweilen waren ihre Augen lange Zeit unverwandt

*) Eusebius, in seiner Geschichte von Serapion, lehrt uns, daß dies die Weise war, den Kranken die heilige Kommunion zu spenden, ohne den Kelch oder nur unter Einer Gestalt.

zum Himmel gerichtet, während die Seligkeit des vollkommensten Genusses sich auf ihrem Gesichte malte. Dann wandte sie sich wieder mit einem Ausdrucke unendlicher Zärtlichkeit gegen ihre Herrin und streckte ihre Hand aus, um die ihrige zu drücken. Und Fabiola konnte so stundenlang schweigend dasitzen, der ärztlichen Vorschrift gehorsam, und hielt es für eine Ehre und ein Glück, mit einem solchen Wesen in nächster Berührung zu sein.

Endlich im Verlaufe des Tages, nachdem sie ihrer Patientin einige Nahrung gegeben, sagte sie lächelnd zu ihr: „Ich sehe, Du bist jetzt schon viel besser, Miriam. Dein Arzt muß Dir eine wunderbare Medizin gegeben haben."

„Das hat er wirklich, meine teuerste Herrin."

Fabiola schien über dieses Wort betrübt, und indem sie sich über sie beugte, sagte sie zärtlich: „O, ich bitte Dich, nenne mich nicht Gebieterin, ich sollte vielmehr Dich so nennen; aber dieser Name ist in der That nicht mehr wahr; denn was ich schon lange beabsichtigte, ist jetzt geschehen; ich habe Befehl gegeben, daß die Urkunde, welche Dir Deine Freiheit giebt, ausgefertigt werde, und zwar sollst Du nicht als eine Freigelassene, sondern als ingenua*) erklärt werden, denn ich weiß, daß Du eine solche bist."

Miriam dankte ihr nur durch einen innigen Blick, aus Furcht, Fabiolas Gefühle wieder zu verletzen, und so verbrachten sie den Tag schweigend und glücklich, bis gegen Abend Dionysius wiederkehrte und eine so große Besserung fand, daß er eine nahrhaftere Speise verordnete und eine mäßige ruhige Unterhaltung erlaubte.

„Ich muß nun," sagte Fabiola, sobald sie allein waren, „die erste Pflicht erfüllen, welche abzutragen mein Herz schon längst

---

*) Aus der Sklaverei Entlassene erhielten den Namen Freigelassene (libertus, liberta) der Person, welcher sie gehört hatten, z. B. „Freigelassene des Augustus". Hatten sie ursprünglich einer freien Klasse angehört, so wurden sie als ingenuus oder ingenua (Freigeborene) freigelassen und durch Emancipation wieder in die Rechte dieser Klasse eingesetzt.

brannte, nämlich Dir zu danken — ich wünschte, ich wüßte ein bedeutsameres Wort — nicht für das Leben, das Du mir gerettet, sondern für das hochherzige Opfer, das Du für mich gebracht, — und laß mich es hinzufügen, für das unvergleichliche Beispiel heroischer Tugend, die allein Dich dazu begeisterte."

„Was hab' ich denn mehr gethan, als einfach meine Pflicht? Ihr hattet ein Recht auf mein Leben aus einem viel unwichtigeren Grunde, als um das Euere zu retten," antwortete Miriam.

„Ohne Zweifel," erwiderte Fabiola, „erscheint es Dir so, da Du in der Lehre aufgezogen worden bist, die mich überwältigt und welche die größten heroischen Handlungen von den Menschen als Erfüllung gewöhnlicher Pflichten angesehen wissen will."

„Und dadurch," versetzte Miriam, „hören sie auf, den Namen zu verdienen, den Ihr ihnen gegeben habt."

„Nein, nein," rief Fabiola begeistert aus, „versuche nicht, mich in meinen eigenen Augen gemein und niedrig zu machen, dadurch, daß Du mich lehrst, das zu unterschätzen, was ich nur als einen unvergleichlichen Akt der Tugend preisen kann. Ich habe darüber nachgedacht, Tag und Nacht, seitdem ich selbst Zeuge davon war, und mich in meinem Herzen gesehnt, mit Dir davon zu sprechen, und doch darf ich nicht, denn ich würde Deiner Schwäche, die der Schonung bedarf, mit dem Übermaß meiner Gefühle lästig fallen. Du hast edel, groß, über alles Lob erhaben gehandelt, und ich weiß, Du willst dafür nicht anerkannt werden. Ich kann nicht einsehen, wie die Erhabenheit der Handlung gesteigert werden oder wie menschliche Tugend eine noch höhere Stufe erklimmen könnte."

Miriam, die sich im Bette aufgesetzt hatte, nahm Fabiolas Hand zwischen die ihrigen, und redete sie in einem zärtlichen und milden, aber höchst ernsten Tone so an: „Gute, liebe Dame, hört mich einen Augenblick an. Nicht um herabzusetzen, was Ihr zu schätzen so gütig seid, da es Euch wehe thut, dies zu hören, sondern um Euch zu lehren, wie weit wir noch hinter dem zurück sind, was hätte gethan werden können, will ich Euch eine ähnliche Scene

zeigen, die aber ganz den umgekehrten Fall vorstellt. Nehmen wir einen Sklaven — verzeiht mir, teure Fabiola, Euch noch einmal zu betrüben — ich sehe es in Euerem Angesichte, aber es soll das letzte Mal sein — ja, einen rohen, undankbaren Sklaven, der sich gegen den gütigsten und edelsten Herrn empört. Der Todesstreich schwebt über seinem Haupte, nicht der eines Meuchelmörders, sondern des Dieners der Gerechtigkeit. Wie würdet Ihr die Handlung nennen, wie die Tugend dieses Herrn bezeichnen, wenn er aus reiner Liebe, und um diesen elenden Menschen zu retten, den Schlag des Beiles und die demselben vorangehende Geißelung auf sich nehmen und in seinem Testamente hinterlassen würde, daß er diesen Sklaven zum Erben seiner Titel und seines Reichtums mache, und ihn als Bruder betrachtet wissen wolle?"

„O Miriam, Miriam, Du hast ein Gemälde entrollt, das zu erhaben ist, um bei einem Menschen glaublich zu erscheinen. Du hast Deine eigene That nicht verdunkelt, denn ich sprach von menschlicher Tugend. So zu handeln, wie Du soeben beschrieben, würde, wenn es möglich wäre, die Tugend eines Gottes erfordern!"

Miriam drückte die gefalteten Hände an den Busen, heftete auf Fabiola einen Blick himmlischer Begeisterung und erwiderte feierlich: „Und Jesus Christus, welcher all dies für die Menschen that, war wirklich Gott."

Fabiola bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schwieg lange still, während Miriam in ihrem Herzen inbrünstig betete.

„Miriam, ich danke Dir von Herzen," sagte Fabiola endlich, „Du hast Dein Versprechen, mich dahin zu führen, wo mein Herz Ruhe finden würde, erfüllt. Einige Zeit fürchtete ich nur, daß Du keine Christin sein möchtest, aber es konnte nicht sein. — Sage mir nun, sind diese furchtbar erhabenen und dabei lieblichen Worte, die Du soeben ausgesprochen, und welche so tief, so stille und so unwiderruflich sich in mein Herz einsenkten, wie ein auf die Oberfläche des Oceans geworfenes Stück Gold in die Tiefe desselben hinabfährt — sind diese Worte nur ein Teil des christlichen Systems, oder sind sie das wesentliche Princip desselben?"

„Durch eine einfache Allegorie, teures Fräulein, hat Euer gewaltiger Geist mit einem Sprunge den Hauptschlüssel unserer ganzen Lehre gefunden und begriffen; Euer scharfer Verstand hat die wichtigsten und wesentlichsten Lehren des Christentums in einem einzigen Gedanken zusammengefaßt. Daß der Mensch, Gottes Geschöpf und Knecht, sich gegen seinen Herrn empörte, daß eine unwiderstehliche Gerechtigkeit ihn verurteilt hatte und verfolgte, daß eben dieser Herr „Knechtsgestalt annahm und im Äußeren wie ein Mensch erfunden ward“;*) daß Er in dieser Gestalt Geißelstreiche, Faustschläge, Hohn und Spott und endlich schmählichen Tod erduldete und „der Gekreuzigte“ wurde, wie die Menschen Ihn hier nennen, und dadurch die Menschen vom Verderben erlöste und ihnen Anteil gab an seinen eigenen Schätzen und an seinem Reiche — all dies ist in den Worten begriffen, die ich gesprochen habe. Und Ihr habt richtig geschlossen: Nur Gott konnte eine so göttliche Handlung vollbringen, ein so erhabenes Sühnopfer vollziehen.“

Fabiola versank wieder in stilles Nachdenken, bis sie schüchtern fragte: „Und war es das, was Du in Kampanien meintest, als Du von Gott sagtest, daß Er allein ein Gottes würdiges Opfer sei?“

„Ja, aber ich spielte auch noch auf die Fortsetzung dieses Opfers an, die noch in unseren Tagen durch eine wunderbare Mitteilung einer allmächtigen Liebe stattfindet; doch davon darf ich jetzt nicht sprechen.“

Fabiola fuhr fort: „Ich sehe jeden Augenblick besser ein, wie all das, was Du je zu mir gesprochen, zusammenhängt, wie die Teile einer Pflanze; eines entspringt aus dem anderen. Ich hielt es nur für die lieblichen Blüten einer schönen Theorie, aber Du hast mir durch Dein Beispiel gezeigt, wie dieselben zu einer süßen und festen Frucht reifen können. In der Lehre, die Du soeben auslegtest, glaube ich den edlen Stamm zu finden, von welchem alle übrigen Zweige und Blüten ausgehen und endlich diese Frucht

*) Phil. 2, 7.

bringen. Denn wer würde sich weigern, für einen anderen zu thun, was viel geringer ist, als das, was Gott für ihn gethan? Aber, Miriam, hier ist eine tiefe und unsichtbare Wurzel, woraus all dies entspringt, so dunkel, daß sie nicht erschaut, so tief, daß sie nicht erreicht, und so verwickelt, daß sie von menschlicher Macht nicht entwirrt werden kann, und doch vielleicht einfach für ein gläubiges Gemüt. Wenn ich in meiner Unwissenheit davon zu sprechen wagen darf, so wäre sie groß genug, um die ganze Natur zu umfassen; reich genug, um die Schöpfung mit allem, was darin gut und vollkommen ist, zu erfüllen; stark genug, um jenen edlen Baum wachsen zu machen, bis sein Gipfel über die Sterne hinausreicht und seine Zweige zu den Enden der Erde. Ich meine Deine Idee von jenem Gott, den Du mich fürchten lehrtest, als Du, von philosophischem Standpunkte aus, Ihn mir als den immer gegenwärtigen Wächter und Richter darstelltest; ich bin aber überzeugt, daß ich Ihn lieben werde, wenn Du mir Ihn von christlichem Standpunkte aus zeigst, als die Wurzel und den Ursprung einer so himmlischen Güte und Gnade. Ohne ein tiefes Geheimnis in der Natur dieses Gottes, das mir jetzt noch unbekannt ist, kann ich jene wunderbare Lehre von der Erlösung des Menschen nicht ganz begreifen."

„Fabiola," erwiderte Miriam, „weisere Lehrer als ich sollten den Unterricht eines so begabten und scharfsinnigen Wesens übernehmen; aber wollt Ihr mir glauben, wenn ich versuche, Euch einige Erklärung zu geben?"

„Miriam," erwiderte Fabiola mit starkem Nachdruck, „wer bereit ist, für einen anderen zu sterben, wird diesen sicherlich nicht täuschen."

„Und hiermit," sagte die Kranke lächelnd, „habt Ihr wieder ein großes Princip erfaßt — das des Glaubens. Ich will deshalb nur einfach erzählen, was Jesus Christus, welcher wirklich für uns starb, uns gelehrt hat. Ihr werdet meinem Worte nur als dem eines redlichen Zeugen glauben, seines aber als das eines unfehlbaren Gottes annehmen!"

Fabiola neigte das Haupt und horchte ehrfurchtsvoll derjenigen zu, in welcher sie lange eine Lehrerin wunderbarer Weisheit geschätzt hatte, die sie aus irgend einer noch unbekannten Schule herleitete, welche sie aber jetzt beinahe wie einen Engel anbetete, der ihr die Schleusen des ewigen Oceans öffnen konnte, dessen Wasser die unergründliche Weisheit sind, welche die Erde überfluten.

Miriam erklärte in den einfachen Worten der katholischen Lehre den erhabenen Glaubenssatz von der Dreieinigkeit; dann, nachdem sie den Fall des Menschen erzählt, kam sie auf das Geheimnis der Fleischwerdung, indem sie mit den Ausdrücken des heiligen Johannes die Geschichte des ewigen Wortes gab, bis es Fleisch wurde und unter den Menschen verweilte. Oft wurde sie von den Ausrufen der Bewunderung oder Beistimmung unterbrochen, die ihre Schülerin äußerte, nie durch Sophismen oder Zweifel. Die Philosophie hatte der Religion Platz gemacht, die zweifelsüchtige Deutelei der Gelehrigkeit, die Ungläubigkeit dem Glauben.

Aber nun schien eine Traurigkeit Fabiolas Herz zu beschleichen; Miriam las es in ihren Blicken, und fragte sie um die Ursache.

„Ich darf es Dir kaum sagen,“ erwiderte sie; „aber alles, was Du mir berichtet hast, ist so schön, so göttlich, daß es mir unmöglich hier zu enden scheint. Das W o r t (was für ein herrlicher Name!), d. h. der Ausdruck der Liebe Gottes, das Offenbarwerden seiner Weisheit, das Zeugnis seiner Macht, ja der Atem seines lebenspendenden Lebens, welches Er selbst ist, wird Fleisch. Wer soll es Ihm geben? Soll Er die verworfene Hülle einer befleckten Menschheit annehmen oder wird ausdrücklich für Ihn eine neue Menschheit geschaffen werden? Soll Er von Vater und Mutter gleichsam einen doppelten Strom der Verderbnis in sich aufnehmen? Und wird irgend jemand auf Erden so kühn und erhaben sein, sich Seinen Vater zu nennen?“

„Nein,“ flüsterte Miriam zärtlich; „aber Eine wird heilig und demütig genug sein, daß sie es verdient, sich seine Mutter zu nennen. Fast achthundert Jahre, bevor der Sohn Gottes in die

Welt kam, sprach ein Prophet und schrieb seine Worte nieder und überlieferte sie den Händen der Juden, den hartnäckigen Feinden Christi, und seine Worte lauteten: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird Emmanuel heißen,"*) was in der hebräischen Sprache bedeutet: Gott mit uns, d. h. mit den Menschen. Diese Prophezeiung wurde in der Empfängnis und Geburt des Sohnes Gottes auf Erden erfüllt."

„Und wer war sie?" fragte Fabiola mit großer Ehrerbietung.

„Eine, deren Name von jedem gepriesen wird, der ihren Sohn wahrhaft liebt. Maria ist der Name, unter welchem Ihr sie kennen lernen werdet, Miriam, wie sie ursprünglich in ihrer eigenen Sprache heißt, ist der Name, unter welchem ich sie verehre. Wohl war sie, wie Ihr denken könnt, für eine so hohe Bestimmung durch Heiligkeit und Tugend vorbereitet, nicht als gereinigt, sondern als immer rein, nicht von Sünde befreit, sondern immer davon ausgenommen. Die Flut der Verderbnis, wovon Ihr sprachet, fand vor Ihr den Damm eines ewigen Ratschlusses, der nicht dulden konnte, daß die Heiligkeit Gottes mit dem in Berührung kam, was sie nur dadurch erlösen konnte, daß sie demselben fremd war. So rein wie das Blut Adams, als der Odem Gottes es durch seine Adern goß, so rein als das Fleisch Evas, während sie noch von den Händen des Allmächtigen geformt wurde, die es ass der Seite des schlummernden Mannes nahmen, war das Blut und das Fleisch, welches der Geist Gottes in die glorreiche Menschheit umwandelte, die Maria Jesu gab. — Und nach diesem herrlichen Vorrechte, das unserem Geschlechte gewährt wurde, staunet Ihr noch, daß viele, wie Euere liebe Agnes, diese unvergleichliche Jungfrau, zum Muster ihres Lebens wählten? daß sie in derjenigen, die Gott zu so Hohem auserwählte, das Vorbild jeder Tugend fanden, und, anstatt selbst durch das zarteste der Bande sich in das Joch dieser Welt spannen zu lassen, aufwärts zu fliegen suchten auf den Schwingen einer ungeteilten Liebe, wie die ihrige?"

---

*) Isaias 7, 14.

Nach einer Pause und einer kleinen Erfrischung fuhr Miriam fort, in der Kürze die Geschichte von der Geburt unseres Erlösers, seine mühevolle Jugend, sein thätiges, aber beschwerliches öffentliches Leben und endlich sein schmähliches Leiden zu schildern. Oft wurde die Erzählung von den Thränen und dem Schluchzen der aufmerksamen Zuhörerin unterbrochen. Als endlich die Zeit zur Ruhe gekommen war, fragte Fabiola demütig:

„Bist Du zu ermüdet, um mir noch eine Frage zu beantworten?"

„Nein," war die freundliche Antwort.

„Was für eine Hoffnung," fragte Fabiola, „kann eine haben, die nicht sagen kann, daß sie unwissend war, denn sie meinte, alles zu wissen, noch daß sie das Lernen vernachlässigte, denn sie zeigte sich begierig nach jeder Art von Kenntnissen, die aber nur bekennen kann, daß sie die wahre Weisheit verachtete und den Geber derselben lästerte; die sogar über die Martern, wodurch er seine Liebe bewies, und über den erlösenden Tod desselben, als des „Gekreuzigten", spottete?"

Eine Thränenflut hinderte sie, weiter zu sprechen. Miriam wartete, bis diese schmerzlindernde Flut sich in jenen milden Tau verwandelt hatte, welcher das Herz sänftigt; dann antwortete sie ihr: „In den Tagen unseres Herrn lebte ein Weib, die denselben Namen trug, wie seine unbefleckte Mutter, aber sie hatte Sünden begangen, die Ihr, Fabiola, nie begehen, sondern verabscheuen würdet. Sie wurde, wir wissen nicht wie, mit ihrem Erlöser bekannt; in der Stille ihres Herzens stellte sie ernste Betrachtungen an über seine freundliche und herablassende Vertraulichkeit mit Sündern, und sie liebte und liebte Ihn immer mehr, und sich selbst vergessend, dachte sie nur daran, wie sie ihre Liebe offenbaren könnte, indem sie Ihm eine, wenn auch noch so geringe Ehre erwiese, wenn sie dabei auch noch so tief beschämt würde. Sie ging in das Haus eines reichen Mannes, wo die gewöhnlichen Höflichkeitsbräuche der Gastfreundschaft dem göttlichen Gaste desselben versagt wurden, — in das Haus des hochmütigen Mannes, der im Dünkel seines Herzens die öffentliche Sünderin verachtete;

sie ersetzte die Aufmerksamkeiten, die man gegen den vernachlässigt hatte, welchen sie liebte, und wurde, wie sie erwartete, für ihre Sorgfalt als zudringlich gescholten und verspottet."

„Was that sie, Miriam?"

„Sie kniete zu seinen Füßen nieder, als Er bei Tische saß; sie weinte einen Strom von Thränen darauf; sie trocknete dieselben mit ihrem üppigen Haare ab, küßte sie mit Inbrunst und salbte sie mit köstlichem Öle."

„Und was war die Folge?"

„Jesus verteidigte sie gegen den beißenden Spott seines Wirtes; Er sagte, daß ihr vergeben sei wegen ihrer Liebe, und entließ sie mit dem herzlichsten Troste."

„Und was wurde aus ihr?"

„Als Er auf dem Kalvarienberge gekreuzigt wurde, hatten zwei Frauen das Vorrecht, nahe bei Ihm zu stehen: Maria, die Sündenlose, und Maria, die Büßerin, um zu zeigen, wie unbefleckte und reuige Liebe Hand in Hand gehen können neben dem, welcher sprach, daß Er gekommen sei, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen."

In dieser Nacht wurde nichts weiter gesprochen. Miriam, von ihrer Anstrengung ermüdet, sank in einen sanften Schlummer. Fabiola saß an ihrer Seite, mit übervollem Herzen über jene Erzählung der Liebe nachdenkend. Sie erwog dieselbe wieder und wieder, und erkannte nun, wie alle Teile dieser wunderbaren Lehre zusammenhingen. Denn wie Miriam bereit war, für sie zu sterben in der Nachfolge der Liebe ihres Erlösers, so war sie eben so bereit gewesen, ihr zu vergeben, als sie von Fabiola unbedacht mißhandelt worden war. Jeder Christ, das fühlte sie nun, sollte ein treues Abbild seines Meisters sein; aber diejenige, welche so ruhig neben ihr schlummerte, war gewiß ihrem Vorbild so ähnlich, daß sich danach Fabiola eine Vorstellung vom Herrn selbst bilden konnte.

Als Miriam nach einiger Zeit erwachte, fand sie ihre Herrin (denn die Urkunde ihrer Freilassung war noch nicht vollendet) zu

ihren Füßen liegen, auf welchen sie sich in Schlaf geweint hatte. Sie verstand sogleich die Absicht und Bedeutung dieser Selbstdemütigung und störte sie nicht, sondern dankte Gott aus vollem Herzen, daß ihr Opfer angenommen worden war.

Als Fabiola erwachte, schlich sie zu ihrem eigenen Lager zurück, unbemerkt, wie sie glaubte. Es hatte ihr eine starke Überwindung gekostet, diesen Akt der Demütigung zu vollbringen, aber sie hatte den Stolz ihres Herzens vollständig besiegt. Sie fühlte nun zum ersten Male, daß sie im Herzen eine Christin war.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Miriams Geschichte.

Als Dionysius den anderen Morgen kam, fand er Patientin und Wärterin so von Freude strahlend, daß er beiden zu ihrer guten Nachtruhe Glück wünschte. Sie lachten darüber, stimmten aber darin, daß dies die glücklichste Nacht ihres Lebens gewesen sei, überein. Dionysius war erstaunt, da ergriff Miriam Fabiolas Hand und sagte:

„Ehrwürdiger Priester Gottes, ich überweise Euerer väterlichen Sorgfalt diese Katechumene, welche in den Geheimnissen unseres heiligen Glaubens vollkommen unterrichtet und durch das Wasser des ewigen Heils wiedergeboren zu werden wünscht."

„Was?" rief Fabiola verwundert aus, „seid Ihr mehr als ein Arzt?"

„Ja, mein Kind," versetzte der Greis; „ich bekleide auch, obwohl unwürdig, das höhere Amt eines Priesters in der Kirche Gottes."

Sogleich kniete Fabiola vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Priester legte seine Rechte auf ihr Haupt und sprach:

„Sei guten Mutes, meine Tochter. Du bist nicht die erste

Deines Hauses, die Gott in seine heilige Kirche geführt hat. Es ist nun viele Jahre, seitdem ich als Arzt von einem Diener, der jetzt nicht mehr lebt, hierher berufen wurde; aber in Wirklichkeit geschah es, um einige Stunden vor ihrem Tode das Weib des Fabius zu taufen."

„Meine Mutter!" rief Fabiola. „Sie starb sogleich nach meiner Geburt. Und starb sie wirklich als Christin?"

„Ja, und ich zweifle nicht, daß ihr Geist an der Seite Deines Schutzengels Dich durchs Leben begleitete und Dich zu dieser gesegneten Stunde führte. Vor Gottes Thron hat sie unablässig für Dein Seelenheil gebetet."

Die innigste Freude erfüllte die Brust der beiden Freundinnen und nachdem mit Dionysius das Nötige wegen des Unterrichtes und der Vorbereitung Fabiolas zur Taufe verabredet worden war, ergriff diese Miriams Hand und sprach mit sanfter, gerührter Stimme:

„Miriam, darf ich Dich hinfort Schwester nennen?" Ein Druck der Hand war die einzige Antwort, die Miriam geben konnte.

Mit ihrer Herrin nahmen auch die alte Amme Euphrosine und die griechische Sklavin Unterricht, um am Osterabend die Taufe zu empfangen. Auch dürfen wir eine andere nicht vergessen, die bereits in die Liste der Katechumenen eingetragen war, und welche Fabiola mit heim genommen und bei sich behalten hatte, Emerentiana, die Milchschwester der Agnes. Es war ihr größtes und einziges Vergnügen, sich nützlich zu machen, indem sie zwischen dem Krankenzimmer und dem übrigen Hause der stets bereite Bote war.

Während ihrer Krankheit teilte Miriam, als ihre Kräfte wieder zunahmen, Fabiola verschiedene Einzelheiten aus ihrem früheren Leben mit, und da sie auf manche früheren Vorgänge unserer Erzählung einiges Licht werfen können, so wollen wir hier ihre Geschichte im Zusammenhange geben.

Einige Jahre vor Beginn unserer Erzählung lebte in Antiochien ein Mann, der zwar nicht aus altem Geschlechte stammte, aber reich war und sich in den höchsten Kreisen dieser üppigen

Hauptstadt bewegte. Um sich in seiner angesehenen Stellung zu erhalten, mußte er außerordentlichen Aufwand machen, und da er kein guter Haushälter war, lud er sich nach und nach eine große Schuldenlast auf. Er war mit einer Dame von hoher Tugend vermählt, die zuerst heimlich eine Christin wurde, und dies nachher mit Zustimmung ihres Gatten blieb, wiewohl er diese nur höchst ungern gab. Unterdessen hatten ihre zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ihre häusliche Erziehung unter ihrer Leitung empfangen. Jener, welcher nach dem Strome, der die Stadt bewässerte, Orontius hieß, war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater das heimliche Christentum der Gattin entdeckte. Orontius hatte von seiner Mutter vieles von den Lehren des Christentums erfahren, manchmal auch dem christlichen Gottesdienste beigewohnt, und sich so jene Kenntnis desselben erworben, von der er später einen so schlimmen Gebrauch machte.

Allein er besaß nicht die geringste Neigung, das Christentum selbst anzunehmen und wollte nichts von der Vorbereitung zur Taufe hören. Er war eigenwillig und hinterlistig, und durchaus nicht geneigt, seine Leidenschaften durch strenge, sittliche Regeln gezügelt zu sehen. Auszeichnung und weltliche Ehre war sein Ziel, und alle sinnlichen Freuden in vollem Maße zu genießen, sein Verlangen. Er hatte eine höhere Erziehung genossen und verstand außer der griechischen Sprache, die gewöhnlich in Antiochien gesprochen wurde, auch das Latein, welches er, wie wir bereits wissen, geläufig und richtig sprach, obgleich mit einem etwas fremden Accente. In der Familie wurde die Muttersprache mit den Dienern gesprochen, und oft auch in vertrauter Unterhaltung. Orontius war erfreut, als sein Vater ihn der Aufsicht der Mutter entzog, und darauf bestand, daß er der herrschenden und begünstigten Staatsreligion treu bleiben solle.

Um die drei Jahre jüngere Tochter bekümmerte der Vater sich weniger. Er hielt es für thöricht und unmännlich, sich viel mit Religion zu schaffen zu machen; sie zu wechseln, oder die herrschende Religion zu verlassen, betrachtete er als ein Zeichen von Schwäche;

da jedoch die Frauen mehr unter der Macht der Gefühle und der Einbildungskraft stehen, so konnte man ihnen, nach seiner Meinung, schon dergleichen Launen nachsehen. Daher gestattete er seiner Tochter Miriam, die einen syrischen Namen hatte, da ihre Mutter einer reichen Familie aus Edessa angehörte, die freie Übung ihres neuen Glaubens. Neben ihrer hohen geistigen Bildung war sie auch noch ein Muster der Tugend, stets einfach und anspruchslos. Zur damaligen Zeit stand, beiläufig bemerkt, die Stadt Antiochien wegen der Gelehrsamkeit ihrer Philosophen in hohem Rufe, von denen einige als Christen hervorragten.

Einige Jahre später, als der Sohn das männliche Alter erreicht und die schlimmen Seiten seines Charakters hervortraten, starb die Mutter. Vor ihrem Ende hatte sie Anzeichen von dem drohenden Ruin ihres Gatten bemerkt, und da sie nicht wollte, daß ihre Tochter unter der schlechten Vermögensverwaltung des Vaters und unter der Selbstsucht und dem Ehrgeize des Sohnes leiden solle, so brachte sie ihr eigenes, großes Vermögen, das ihrer Tochter vermacht war, vor der Habgier beider in Sicherheit. Sie widerstand jedem Einflusse und jedem Kunstgriffe, den man anwandte, um sie zu bewegen, über das Vermögen anders zu verfügen; und auf ihrem Totenbette machte sie es unter anderen feierlichen Ermahnungen ihrer Tochter zur besonderen Pflicht, in dieser Anordnung, wenn sie volljährig sei, nie eine Änderung zuzugeben.

Die Sachen gingen immer schlimmer, die Gläubiger drängten, und ein Teil des Besitztums war schon leichtsinnig veräußert worden, als eine geheimnisvolle Person, Eurotas mit Namen, in der Familie auftrat. Niemand als der Vater schien ihn zu kennen, und augenscheinlich betrachtete er ihn als einen Segen und einen Fluch zugleich, der Rettung oder Untergang für die Familie bringen könne.

Der Leser kennt bereits Eurotas' eigene Geständnisse, wir brauchen daher nur hinzuzufügen, daß er, obwohl der ältere Bruder, sich wegen seines rauhen, mürrischen und feindseligen Charakters nicht geeignet fühlte, sein Vorrecht als Haupt der Familie in An-

spruch zu nehmen und das Vermögen ruhig zu verwalten. Dabei hegte er den stolzen Ehrgeiz, sein Haus zu einem höheren Range erheben und sogar den Reichtum desselben vermehren zu wollen. Er nahm deshalb eine nur mäßige Summe als Kapital, verschwand damit, trieb im innern Asien Handel, drang bis nach China und Indien, und kam endlich nach jahrelanger Abwesenheit mit einem großen Vermögen und einer Sammlung seltener Edelsteine zurück, die seinem Neffen auf seiner kurzen Laufbahn in der Welt förderlich waren, ihn aber zu Rom ins Verderben stürzten.

Eurotas fand anstatt einer reichen Familie, deren Glanz er durch seine Schätze zu vermehren gedachte, nur ein bankerottes, dem Untergange entgegengehendes Haus; aber sein Familienstolz verließ ihn nicht. Nach vielen heftigen Auftritten mit seinem Bruder, die den anderen verborgen blieben, zahlte er die Schulden desselben mit seinem eigenen Kapital und wurde so eigentlich der Herr des ganzen Familienvermögens, soweit ein solches vorhanden war.

Nach einigen in Mühsal zugebrachten Jahren wurde der Vater krank und starb. Auf dem Totenbette sagte er seinem Sohne Orontius, daß er ihm nichts zu hinterlassen habe; daß alles, wovon er seit Jahren gelebt, sogar das Dach über seinem Kopfe, seinem Freunde Eurotas gehöre — er verschwieg, daß dieser sein Bruder sei — und daß Orontius sich dessen Unterstützung und Leitung ganz anvertrauen müsse. So sah sich der Jüngling, während er von Stolz, Ehrgeiz und Genußsucht erfüllt war, in der Hand eines kaltherzigen, gewissenlosen und nicht minder ehrgeizigen Mannes, der ihm sogleich als die Grundbedingung des künftigen gegenseitigen Verhältnisses gänzliche Unterwürfigkeit unter seinen Willen vorschrieb, während Eurotas scheinbar die Rolle seines Untergebenen spielen wollte, wobei als oberster Grundsatz festgestellt wurde, daß nichts zu groß oder zu klein, nichts zu gut oder zu schlecht sein sollte, was man nicht, um das Ansehen und den Glanz der Familie wieder herzustellen, unternehmen müsse.

Nach dem Sturze, welcher das Haus betroffen hatte, war

ein fernerer Aufenthalt in Antiochien unmöglich. Mit einem guten Kapital in der Hand ließ sich anderswo viel ausrichten; allein jetzt mochte selbst der Verkauf alles dessen, was übrig geblieben war, kaum die Verbindlichkeiten decken, die nach dem Tode des Vaters zu erfüllen waren. Das Vermögen der Schwester war noch unangetastet, und beide stimmten überein, daß dieses ihr genommen werden müsse. Jeder Kunstgriff wurde versucht, alle Beredsamkeit aufgeboten, aber Miriam setzte festen Widerstand entgegen, nicht nur aus Gehorsam gegen das Gebot ihrer sterbenden Mutter, sondern auch, weil sie die Gründung eines Hauses für gottgeweihte Jungfrauen beabsichtigte, unter denen sie ihre Tage zubringen wollte. Sie stand nun gerade in dem gesetzlichen Alter, um über ihr Eigentum frei zu verfügen. Sie bot den beiden jede mögliche Unterstützung an, die sie gewähren konnte, und schlug ihnen vor, mit ihr eine Zeit lang von ihren Mitteln zu leben; aber dies entsprach den Absichten jener beiden nicht, und als jeder andere Versuch fehlschlug, gab Eurotas Andeutungen, daß man jemand, der so sehr im Wege stehe, um jeden Preis los werden müsse.

Orontius schauderte anfangs vor diesem Gedanken zurück; Eurotas aber machte ihn nach und nach damit vertraut, und da er vor einem Schwestermorde zurückbebte, so glaubte er damit schon seine Tugend bewährt zu haben, indem er ein unblutiges Mittel wählte, wie die Brüder Josephs ebenfalls ohne Mord mit einem verhaßten Bruder fertig zu werden wußten. Hinterlist und geheimer Zwang, die keinem Gesetze erreichbar waren, boten ihm die beste Aussicht auf Erfolg.

Unter den Privilegien der Christen in den ersten Jahrhunderten haben wir bereits das erwähnt, die heilige Eucharistie zur häuslichen Kommunion daheim aufbewahren zu dürfen. Wir beschrieben die Art, wie es in ein orarium oder linnenes Tuch eingewickelt war, das oft wieder in eine reichere Hülle eingeschlagen wurde. Diese kostbare Gabe bewahrte man in einem Kästchen (arca) mit einem Deckel auf, wie uns der heilige Cyprian

erzählt.*) Orontius wußte dies wohl, auch war es ihm nicht unbekannt, daß der Inhalt desselben höher geschätzt wurde, als Gold und Silber, so daß, wie die Väter uns berichten, es als ein Verbrechen galt, ein Krümchen des geweihten Brotes nachlässig fallen zu lassen.**) Der Name „Perle", welchen man dem kleinsten Teilchen***) gab, zeigte, daß es in den Augen eines Christen so kostbar war, daß er lieber alles, was er besaß, aufgeben mochte, um es vor frevelhafter Entweihung zu bewahren.

Die reich mit Perlen gestickte Schärpe, die schon mehr als einmal in unserer Erzählung vorkam, war die äußere Hülle, worin Miriams Mutter diesen Schatz aufbewahrt hatte, und ihre Tochter hielt dieselbe hoch, nicht nur als ein teures Vermächtnis, sondern auch als einen geweihten Gegenstand, dessen sie sich zu dem gleichen heiligen Zwecke bediente.

Eines Tages am frühen Morgen kniete sie vor ihrem Kästchen, und nachdem sie sich durch inbrünstiges Gebet vorbereitet, ging sie daran, es zu öffnen. Zu ihrem Schrecken fand sie es bereits aufgeschlossen, und ihr Schatz war fort! Wie Maria Magdalena am Grabe, weinte sie bitterlich, daß man ihren Herrn weggenommen, und das sie nicht wußte, wo man ihn hingelegt hatte;†) wie jene, bückte sie sich weinend nieder und blickte in ihr Kästchen; jetzt erst fand sie ein Papier, das sie in der ersten Verwirrung übersehen hatte.

Das Blatt meldete ihr, daß das, was sie suche, sicher in

---

*) „Cum arcam suam, in qua Domini sanctum fuit, manibus indignis tentasset aperire, igne inde surgente deterrita est, ne auderet attingere." „Als sie das Kästchen, worin der heilige Leib unseres Herrn lag, mit unwürdigen Händen zu öffnen versuchte, wurde sie zurückgeschreckt, es zu berühren, weil Feuer daraus aufstieg." De Lapsis.

**) Siehe Martene, de antiquis Ecclesiae Ritibus.

***) So in den morgenländischen Liturgien. Fortunatus nennt die heilige Eucharistie „Corporis Agni margaritum ingens." „Die gewaltige Perle vom Leibe des Lammes." Lib. III. carm. 25.

†) Joh. 21, 13.

ihres Bruders Hand sei und ausgelöst werden könne. Sogleich eilte sie nach dem Gemache, wo er mit dem finsteren Manne eingeschlossen war, in dessen Gegenwart sie immer zitterte, warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte ihn an, ihr zurückzugeben, was sie höher achte, als all ihren Reichtum. Er war auf dem Punkte, ihren Thränen und Bitten nachzugeben, als Eurotas mit einem scharfen Blicke ihn zurückschreckte, und dann zu ihr gewendet sagte:

„Miriam, wir nehmen Dich beim Worte. Wir wünschen den Ernst und die Wahrheit Deines Glaubens auf die Probe zu stellen. Ist es Dir wirklich ernst mit dem, was Du anbietest?"

„Ich will alles hergeben, alles, was ich habe, um das Allerheiligste vor Entweihung zu retten."

„Dann unterzeichne dies Papier," sagte Eurotas mit höhnischem Lächeln.

Sie nahm die Feder in die Hand und nachdem sie das Papier überblickt hatte, unterzeichnete sie es. Es war ein Verzicht auf ihr ganzes Vermögen zu Gunsten des Eurotas. Orontius war wütend, als er sich von dem Manne überlistet sah, welchem er diese Schlinge gegen seine Schwester in die Hand gegeben hatte; allein es war zu spät. Er befand sich nun um so mehr in seiner Gewalt. Eine förmlichere Verzichtleistung auf ihre Rechte wurde später von Miriam gefordert mit den Formalitäten, welche das römische Gesetz verlangte.

Einige Zeit wurde sie freundlich behandelt; dann gab man ihr Winke über die Notwendigkeit, ihre eigenen Wege zu gehen, da Orontius und sein Freund beabsichtigten, nach der kaiserlichen Residenz Nikomedia zu übersiedeln. Sie bat, man möge sie nach Jerusalem schicken, wo sie Aufnahme in eine Gemeinschaft heiliger Frauen zu erlangen hoffte. Sie wurde demgemäß an Bord eines Schiffes gebracht, dessen Kapitän einen verdächtigen Ruf hatte, und Orontius wußte, daß derselbe außer dem geringen Überfahrtsgelde von Eurotas heimlich eine bedeutende Summe unter Bedingungen erhielt, nach deren Inhalt zu fragen er nicht den Mut hatte. Wiewohl arm, trug sie an ihrem Halse das Heiligtum,

was sie, wie sie bewiesen hatte, höher schätzte, als allen Reichtum Denn wie der heilige Ambrosius von seinem Bruder Satyrus berichtet, pflegten die Christen, wenn sie sich zu einer Seereise einschifften, das Allerheiligste an ihrem Halse zu tragen.*) Wir brauchen nicht zu sagen, daß Miriam es sorgfältig in den wertvollen Stoff eingewickelt trug, den sie vom väterlichen Hause mitgenommen hatte.

Als das Schiff auf hoher See war, steuerte der Kapitän anstatt auf Joppe oder einen Hafen an der Küste zu, auf die hohe See hinaus, wie wenn er nach einem fernen Lande segeln wollte. Seine Absicht war schwer zu erraten, seine wenigen Passagiere kamen darüber in Unruhe, und es entspann sich ein ernstlicher Streit, welchem durch einen plötzlichen Sturm ein Ende gemacht wurde. Das Schiff wurde einige Tage als ein Spiel der Wellen und Winde dahingetrieben und scheiterte endlich auf einem felsigen Eiland in der Nähe von Cyprus. Wie Satyrus schrieb Miriam das Glück, daß sie unverletzt den Strand erreichte, dem köstlichen Schatze zu, den sie bei sich trug. Sie hielt sich für die einzige, die mit dem Leben davongekommen war, wenigstens sah sie sonst niemand gerettet. Es waren indes auch einige andere gerettet, und diese berichteten bei ihrer Rückkehr nach Antiochien, Miriam sei nebst den übrigen Passagieren und der Schiffsmannschaft umgekommen.

Am Strande wurde sie von Leuten, die von der Beute gestrandeter Schiffe lebten, aufgegriffen. Verlassen und ohne Freunde wurde sie von einem Sklavenhändler nach Tarsus auf das Festland verkauft, und durch diese an eine Person von hohem Range, welche sie gütig behandelte.

Kurze Zeit darauf gab Fabius einem seiner Agenten in Asien den Auftrag, ihm eine Sklavin von gebildeten Sitten und, wo möglich, von tugendhaftem Charakter zur Bedienung seiner Tochter Fabiola zu verschaffen, und so kam Miriam unter dem Namen Syra in das Haus des Fabius.

---

*) De excessu Satyri, 1, 43.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Lieblicher Tod.

Es war einige Tage nach den im vorletzten Kapitel erzählten Begebenheiten, als man Fabiola meldete, daß ein alter Mann, der sich in großer Bestürzung zu befinden scheine, mit ihr zu sprechen wünsche. Als sie hinabkam und ihn um seinen Namen und sein Begehren fragte, versetzte er: „Mein Name, edle Dame, ist Ephraim; eine große Schuld ist auf das Eigentum der verstorbenen Fräulein Agnes aufgenommen, und da ich erfahren habe, daß dies nun in Euere Hände übergegangen ist, so bin ich gekommen, das Geld von Euch zu fordern, denn sonst bin ich ein ruinierter Mann."

„Wie ist das möglich?" fragte Fabiola erstaunt; „ich kann nicht glauben, daß meine Base je Schulden kontrahierte."

„Nein, nicht sie," erwiderte der Wucherer, ein wenig beschämt, „aber ein Herr, Namens Fulvius, dem das Besitztum durch Konfiskation zufallen sollte; deshalb streckte ich ihm bedeutende Summen darauf vor."

Fabiolas erstes Gefühl war, den Mann aus dem Hause zu weisen; aber bei dem Gedanken an Fulvius' Schwester sagte sie höflich:

„Welche Schulden Fulvius auch darauf gemacht haben mag, ich will sie bezahlen, aber nur mit den gesetzlichen Zinsen, und ohne Rücksicht auf wucherische Kontrakte."

„Aber bedenkt, was ich dabei riskierte, edle Dame. Ich bin in meinen Ansätzen äußerst mäßig gewesen, ich versichere Euch."

„Nun," war ihre Antwort, „geht zu meinem Hausmeister, und er wird alles bereinigen. Jetzt wenigstens riskiert Ihr nichts."

Sie gab demgemäß dem Freigelassenen, der ihre Geschäftsangelegenheiten besorgte, Auftrag, die Summe unter den genannten

Bedingungen auszuzahlen, wodurch die Forderung sich auf die Hälfte herabminderte. Bald darauf betraute sie den Hausmeister mit einem noch viel mühsameren Geschäfte, nämlich alle Rechnungen ihres Vaters durchzugehen, um jedes Unrecht, das sich aus den Papieren ergeben würde, an den Beschädigten wieder gut zumachen. Da sie ferner erfuhr, daß Corvinus wirklich durch seinen Vater das kaiserliche Reskript erwirkt hatte, wodurch ihr gesetzliches Eigentum der Konfiskation entging, so wies sie ihm eine Summe an, mit welcher er bequem leben konnte, wiewohl sie ihn nie wiedersehen sollte.

Als diese zeitlichen Angelegenheiten geordnet waren, widmete sie sich der Sorge für die Patientin und der Vorbereitung auf den Empfang der Taufe. Um Miriams Wiederherstellung zu befördern, übersiedelte sie mit derselben nebst einem kleinen Teile ihres Haushaltes nach einem beiden teuren Orte, der nomentanischen Villa. Der Frühling hatte sich eingestellt, und man konnte das Bett Miriams ans Fenster bringen, oder sie während der wärmeren Tageszeit in den Garten vor dem Hause führen, wo sie, Fabiola auf der einen Seite, Emerentiana auf der anderen und den armen Molossus, der alle seine Munterkeit verloren hatte, zu ihren Füßen, von den geschiedenen Freunden zu reden pflegten, besonders von derjenigen, an welche jeder Gegenstand der Umgebung sie erinnerte. Nie wurde der Name Agnes erwähnt, ohne daß ihr alter treuer Wächter Molossus die Ohren spitzte, mit dem Schweife wedelte und um sich blickte.

Sie pflegten auch häufig über christliche Gegenstände sich zu unterhalten, wobei Miriam in aller Demut und Bescheidenheit, aber mit der warmen Begeisterung, die Fabiola zuerst an ihr entzückt hatte, die Lehren erläuterte, welche der heilige Priester Dionysius gab.

So z. B. als er über die Kraft und Bedeutung des Kreuzzeichens gesprochen hatte, womit bei der Taufe die Stirn der Gläubigen bezeichnet oder das Wasser geweiht wurde, wodurch sie

wiedergeboren, oder das Öl, womit sie wie mit dem Chrisma gesalbt, oder das heilige Opfer, mit welchem sie gespeist würden,*) erklärte Miriam den Katechumenen, wie das Kreuzzeichen auch sonst angewandt werde, und ermahnte sie, sorgfältig zu beobachten, was alle guten Christen thäten, d. h. das heilige Zeichen auf sich zu machen, im Verlaufe und beim Beginne jedes Werkes, beim Ein- und Ausgehen, beim Anlegen der Kleider, der Sandalen, wenn sie sich wüschen, zu Tische setzten, das Licht anzündeten, zu Bette gingen oder sich auf einen Stuhl setzten, in was immer für einem Gespräche sie auch begriffen sein möchten.**)

Indessen bemerkten alle, nur Fabiola nicht, mit Schmerz, daß die Patientin, obwohl die Wunde geheilt war, ihre Kräfte nicht wieder erlangte. Oft gewahrt ja gerade die Mutter oder Schwester von allen zuletzt das allmähliche Hinsiechen eines Kindes oder einer Schwester. Die Liebe ist so voll Hoffnung und so blind! Eine hektische Röte bedeckte Miriams Wangen, sie war schwach und abgemagert, und von Zeit zu Zeit ließ sich ein leiser Husten hören. Sie lag lange wach, und wünschte ihr Bett so gestellt, daß sie vom frühen Morgen an die Aussicht auf einen Platz genießen konnte, der ihnen allen schöner erschien, als das herrlichste Blumenbeet.

Schon seit langem befand sich in der Villa ein Eingang zum Kirchhof, welcher an diesem Wege lag; derselbe trug bereits den Namen der Agnes, denn nahe bei seinem Eingang war diese heilige Märtyrin begraben worden. Ihr Leib ruhte in einem Cubiculum oder einer Kammer unter einem gewölbten Grab. Gerade über dem Eingang in diese Kammer und in der Mitte des Gartens war eine oben mit einer niederen Brustwehr umgebene und von Gesträuch versteckte Öffnung, welche dem Gemache unten Licht und Luft verschaffte. Nach diesem Punkte sah Miriam

---

*) S. August. Tract. 108. in Joann.

**) Tertullian (welcher vor dem Jahre 200 lebte und der älteste lateinische Kirchenschriftsteller ist), de Corona Milit. c. 3.

so gern, da sie bei ihrer Schwäche dem Grabe derjenigen nicht näher kommen konnte, die sie so sehr verehrte und liebte.

Früh an einem schönen, stillen Morgen (es waren nur noch einige Wochen bis Ostern) schaute sie eben nach jenem Plätzchen, als sie ein halb Dutzend junger Leute bemerkte, die in dem nahen Anio angeln wollten und den kürzeren Weg durch die Villa wählten. Sie kamen an jener Öffnung vorbei, und einer von ihnen, welcher hinabgeschaut hatte, rief den übrigen zu:

„Dies ist einer jener unterirdischen Schlupfwinkel der Christen.“

„Eine ihrer Kaninchenhöhlen.“

„Laßt uns hineingehen!“ sagte einer.

„Ja, und wie sollen wir wieder herauskommen?“ fragte ein anderer.

Dies Gespräch konnte Miriam nicht hören, aber sie sah, was darauf folgte. Einer, welcher sorgfältiger hinabgeschaut hatte, indem er seine Augen mit der Hand gegen das blendende Sonnenlicht schützte, riet den übrigen, seinem Beispiele zu folgen, und bedeutete ihnen dabei mit Gebärden, sich still zu verhalten. Nachher rissen sie große Steine von der Mauer eines nahen Brunnens los und warfen diese durch die Öffnung hinab. Sie lachten beim Weggehen und Miriam vermutete, sie hätten vielleicht eine Schlange oder sonst ein schädliches Tier unten bemerkt, und sich damit belustigt, danach zu werfen.

Als es im Hause lebendig wurde, erzählte sie den Vorfall, damit die Steine entfernt würden. Fabiola ging selbst mit einigen Dienern hinab, denn sie war für Agnes' Grab sehr besorgt. Wie groß war ihr Schrecken, als sie die arme Emerentiana, die am Grab ihrer Milchschwester unten gebetet hatte, in ihrem Blute liegend tot fand! Man erfuhr, daß sie den Abend vorher in der Nähe des Flusses vorbeigegangen war, wo eine heidnische Orgie gefeiert wurde. Sie hatte die Einladung, daran teilzunehmen, nicht nur entschieden zurückgewiesen, sondern auch den Heiden ihre Schlechtigkeit und ihre Grausamkeiten gegen die Christen vorgeworfen. Sie warfen sie mit Steinen und verwundeten sie schwer;

aber sie entzog sich diesem Angriffe durch die Flucht nach der Villa. Da sie sich infolge ihrer Verwundung schwach fühlte, kroch sie unbemerkt zu Agnes' Grab, um da zu beten. Sie hatte sich nicht mehr von da entfernen können, als einige ihrer gestrigen Verfolger sie entdeckten. Diese unmenschlichen Heiden waren dem Werke der Kirche zuvorgekommen und hatten ihr die Bluttaufe gegeben. Sie wurde neben Agnes begraben, und dem einfachen Bauernmädchen wurde die Ehre zu teil, alljährlich unter den Heiligen gefeiert zu werden.

Fabiola und ihre Genossinnen wurden in der üblichen Weise auf die heilige Taufe vorbereitet, wiewohl die Vorbereitungszeit wegen der Verfolgung abgekürzt wurde. Da sie gerade am Eingange einer Katakombe wohnten, die mit großen Kirchen versehen war, so konnten sie die drei Grade der Katechumenen hier durchgehen. Zuerst waren sie „Hörer"*), und durften gegenwärtig sein, während die Lektionen gelesen wurden, dann „Knieende"**), welche einem Teile der liturgischen Gebete beiwohnten, und zuletzt „Auserwählte" oder Aspiranten***) zur Taufe.

Einmal in diese letztere Klasse vorgerückt, mußten sie häufig die Kirche besuchen, aber besonders an den drei Mittwochen, die auf den ersten, vierten und letzten Sonntag in der Fasten folgten, an welchen Tagen das römische Missale noch jetzt eine zweite Kollekte und Lektion hat, die aus diesem Brauche herkommt. Wer den gegenwärtigen Taufritus in der katholischen Kirche durchliest, besonders den der Erwachsenen, wird finden, daß jetzt in eine einzige gottesdienstliche Handlung vereinigt ist, was vor alters eine Reihe von Funktionen bildete. An einem Tage fand die Abschwörung des Satans statt, welche unmittelbar vor der Taufe wiederholt wurde; an einem anderen die Berührung der Ohren

*) Audientes.
**) Genuflectentes.
***) Electi und competentes.

und der Nase oder das sogenannte Epheta. Dann kamen wiederholte Exorcismen, Kniebeugungen und Bezeichnungen mit dem Kreuze auf der Stirn und dem Leibe,*) Anhauchen des Täuflings und andere symbolische Gebräuche. Feierlicher war noch die Salbung, die sich nicht auf den Kopf beschränkte, sondern über den ganzen Leib erstreckte.

Der Glaube wurde auch genau erklärt und dem Gedächtnis fest eingeprägt, aber die Lehre vom heiligen Abendmahl folgte erst nach der Taufe. Unter diesen mannigfachen vorbereitenden Übungen verstrich die Bußzeit der Fasten feierlich, bis endlich der Osterabend kam.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Ceremonien der Kirche bei Spendung der heiligen Sakramente zu beschreiben; das liturgische System entwickelte sich erst vollständig, nachdem die Kirche den Frieden erlangt hatte, und vieles, was zur äußeren Form und zum Glanze gehört, vertrug sich nicht mit der schweren Verfolgung, welche die Kirche zu erdulden hatte.

Es genügt uns, gezeigt zu haben, wie nicht nur die Lehren und wichtigen heiligen Gebräuche, sondern selbst unwesentlichere Ceremonien in den ersten drei Jahrhunderten dieselben waren, wie jetzt. Wird unser Beispiel der Nachahmung wert gehalten, so wird vielleicht jemand ein Buch über eine glänzendere Periode schreiben, als wir erwählt haben.

Die Taufe Fabiolas und ihrer Hausgenossen hatte nichts Fröhliches, sondern nur eine rein geistige Freude. Die Titel in der Stadt waren alle geschlossen, und unter ihnen auch der des heiligen Pastor mit seinem päpstlichen Taufbrunnen; deshalb schlich sich die Gesellschaft früh am Morgen des glücklichen Tages um die Mauern nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, folgte der Via Portuensis, welche zu dem Hafen an der Mündung der

---

*) Dies findet man besonders bei der Taufe der Erwachsenen nebst Wiederholung des Vaterunsers.

Tiber führte, wandte sich dann nach einem Weinberg neben Cäsars Gärten und stieg in den Kirchhof des Pontianus hinab, welcher als Ruhestätte der heiligen persischen Märtyrer Abdon und Sennen berühmt ist.

Der Morgen wurde mit Gebet und Vorbereitung zugebracht; erst gegen Abend begann der feierliche Gottesdienst, welcher die Nacht hindurch dauern sollte.

Als die Zeit zur Spendung der Taufe kam, war es allerdings nur eine traurige Feier, die sie einleitete. Tief in den Eingeweiden der Erde hatte man das Wasser einer unterirdischen Quelle in eine vier bis fünf Fuß tiefe Cisterne gesammelt. Das Wasser war klar, aber kalt und frostig in dem unterirdischen Behälter, der aus Tuff oder vulkanischem Felsen bestand. Eine lange Treppenreihe führte zu dieser einfachen Taufhalle, ein schmaler Vorsprung genügte als Sitz für den Priester und den Täufling, welcher dreimal in dem Wasser untergetaucht wurde. Die Einrichtung ist noch bis auf diesen Tag vorhanden, gerade wie sie damals war, nur daß über dem Wasser jetzt ein Gemälde des heiligen Johannes zu sehen ist, wie er unseren Herrn tauft; vermutlich kam es erst ein oder zwei Jahrhunderte später hinzu.

Unmittelbar nach der Taufe folgte die Firmung, und dann wurde der Neophyte, oder das neugeborene Kind der Kirche, nach vorhergegangenem Unterrichte, zum ersten Male zum Tisch des Herrn zugelassen und mit dem Brot der Engel genährt.

Erst spät am Ostertage kehrte Fabiola nach ihrer Villa zurück, und eine lange, stille Umarmung war ihre erste Begrüßung Miriams. Beide waren so glücklich, so selig, so voll belohnt für alles, was sie einander seit Monaten gewesen, daß keine Worte ihre Gefühle ausdrücken konnten. Fabiolas erhebender Gedanke an diesem Tage war, daß sie nun auf der gleichen Höhe stehe mit ihrer früheren Sklavin; nicht an Tugend, nicht an Adel des Charakters, nicht an Seelengröße, nicht an himmlischer Weisheit, nicht an Verdienst vor Gott — o nein, in all dem fühlte sie sich unendlich unter ihr; aber als Kind Gottes, als Erbin des ewigen Reiches, als

lebendiges Glied am Leibe Christi, als Teilhaberin aller seiner Gnaden, an dem ganzen Schatz seiner Erlösung, als ein neues Geschöpf in Ihm, fühlte sie, daß sie Miriam gleich war, und sagte es ihr mit heiliger Freude.

Nie war sie so stolz auf das prächtigste Kleid gewesen, als jetzt auf das weiße Gewand, das sie empfangen hatte, als sie aus dem Taufbrunnen kam, und das sie acht Tage lang tragen sollte. Aber ein gnädiger Vater weiß, wie er Freuden mit Leiden vermischen soll, und schickt uns diese, wenn er uns am besten für sie vorbereitet hat. Als Fabiola Miriam umarmte, bemerkte sie zum ersten Male das kurze und schwere Atmen ihrer Brust. Sie wollte nicht bei diesem Gedanken verweilen, ließ aber Dionysius auf morgen zu sich bitten. An diesem Abend hielten sie alle ihr Ostermahl miteinander, und Fabiola fühlte sich glücklich, an Miriams Seite den Vorsitz bei einer Tafel zu führen, an welcher ihre eigenen bekehrten Sklaven saßen, sowie auch die aus dem Hause der Agnes, welche sie alle beibehalten hatte. Nie erinnerte sie sich ein so köstliches Mahl gehalten zu haben.

Am anderen Morgen in der Frühe rief Miriam Fabiola zu sich, und sagte mit einer innigeren Zärtlichkeit als je zuvor zu ihr:

„Meine liebe Schwester, was wirst Du thun, wenn ich Dich verlassen habe?“

Die arme Fabiola war vom Kummer überwältigt. „Willst Du mich denn verlassen? Ich hoffte, wir sollten immer als Schwestern miteinander leben; wenn Du aber Rom verlassen willst, darf ich Dich dann nicht begleiten, wenigstens um Dich zu pflegen und Dir zu dienen?“

Miriam lächelte; aber eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als sie die Hand ihrer Schwester ergriff und zum Himmel deutete. Fabiola verstand sie und sprach: „O nein, nein, teure Schwester! Bete zu Gott, der Dir nichts versagen wird, daß ich Dich nicht verliere. Es ist selbstsüchtig, ich weiß es; aber was würde ich ohne Dich sein? Und nun ich erfahren habe, wieviel die, welche mit Christus herrschen, durch ihre Fürbitte für uns thun können,

will ich zu Agnes*) und Sebastian beten, daß sie für mich bitten und so großes Unglück abwenden. — Sei getrost, ich bin überzeugt, daß es nichts Bedenkliches ist; das warme Wetter und das milde Klima Kampaniens wird Dich bald wiederherstellen. Wir werden miteinander an der Quelle sitzen und über bessere Dinge sprechen, als über Philosophie."

Miriam schüttelte den Kopf, nicht traurig, sondern heiter, und erwiderte: „Gieb Dich keiner Selbsttäuschung hin, Teuerste; Gott hat mich aufbewahrt, daß ich diesen glücklichen Tag sehen sollte; aber seine Hand liegt nun auf mir zum Tode, wie bisher zum Leben, und ich begrüße ihn mit Freuden. Ich kenne die Zahl meiner Tage nur zu gut."

„O, laß es nicht so bald sein," schluchzte Fabiola.

„Nicht, so lange Du Dein weißes Kleid trägst, liebe Schwester," antwortete Miriam; „ich weiß, Du möchtest gern um mich trauern; aber ich möchte Dich nicht eine Stunde Deines weißen Gewandes berauben."

Dionysius kam und bemerkte sogleich eine große Veränderung an seiner Patientin, die er seit einiger Zeit nicht besucht hatte. Es war, wie er befürchtete: die verräterische Spitze des Dolches hatte die Pleura verletzt, worauf sich schnell die Schwindsucht einstellte. Er bestätigte Miriams ernste Ahnungen.

---

*) „Agnae sepulchrum et Romulea in domo,
Fortis puellae, martyris inclitae.
Conspectu in ipso condita turrium
Servat salutem virgo Quiritum;
Necnon et ipsos protegit advenas,
Puro ac fideli pectore supplices."

Prudentius.

„Dort bei den hohen Türmen im stolzen Rom
Thront einer edelmütigen Jungfrau Grab.
Mild schirmt die hehre Märtyrin, Agnes, dort
Das Heil der Römer; ja sie beschützt sogar
Den Fremdling, der mit reinem Gemüte naht
Und fromm an ihrem Grabe in Demut fleht."

Fabiola ging zu Agnes' Grab, um Gott um Ergebung in seinen Willen zu bitten; sie betete lange und inbrünstig und kehrte dann unter vielen Thränen zurück.

„Schwester," sagte sie mit Festigkeit, „Gottes Wille geschehe; ich bin bereit, sogar Dich ihm aufzuopfern. Nun, sage mir, ich bitte Dich, was wünschest Du, daß ich thun soll, nachdem Du von mir genommen bist?"

Miriam blickte zum Himmel und antwortete: „Laß meinen Leib zu Agnes' Füßen legen, und fahre fort, über uns zu wachen, zu ihr und für mich zu beten, bis ein Fremder aus dem Morgenlande kommt und gute Kunde bringt."

Am folgenden Sonntag, dem sogenannten weißen Sonntag, feierte Dionysius mit besonderer Erlaubnis die heiligen Mysterien in Miriams Zimmer, und reichte ihr die heilige Kommunion als letzte Wegzehrung. Diese Privatfeier war, wie wir aus dem heiligen Augustin und anderen wissen, keine seltene Begünstigung.*) Nachher salbte er sie unter Gebet mit Öl, dem letzten Sakrament, das die Kirche spendet.

Fabiola und das Hausgesinde, welche unter Thränen dieser heiligen Feier beiwohnten, stiegen nun in die Gruft hinab und kehrten nach dem Gottesdienst in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu Miriam zurück.

„Die Stunde ist gekommen," sagte sie und ergriff Fabiolas Hand. „Vergieb mir, wenn ich es an meiner Pflicht gegen Dich und an gutem Beispiel habe fehlen lassen."

Dies war mehr, als Fabiola ertragen konnte, und sie brach in Thränen aus. Miriam besänftigte sie und sagte: „Bring' das Zeichen der Erlösung an meine Lippen, wenn ich nicht mehr

---

*) Der heilige Ambrosius las die Messe im Hause einer Dame jenseits der Tiber. (Paulinus in seinem Leben, tom. II. Oper. ed. Bened.) Der heilige Augustin erwähnt, daß ein Priester in einem Hause Messe las, das von bösen Geistern heimgesucht sein sollte. (De Civ. Dei, lib. XXII. c. 8.)

sprechen kann, und Ihr, guter Dionysius, gedenket meiner an Gottes Altar, wenn ich geschieden bin."

Er betete neben ihr, und sie antwortete, bis ihr endlich die Stimme brach; aber ihre Lippen bewegten sich, und sie preßte dieselben auf das Kreuz, das man ihr hinhielt. Sie blickte heiter und freudig; endlich erhob sie die Hand und bekreuzte Stirne und Brust, und sank dann tot zurück. Ein Lächeln zog über ihr Angesicht, und sie starb, wie Tausende von Christi Kindern seitdem gestorben sind.

Fabiola trauerte tief um sie; aber diesmal trauerte sie wie die, welche Hoffnung haben.

Dritter Teil.

Sieg.

Erstes Kapitel.

Der Fremdling aus dem Orient.

Es kommt uns vor, wie wenn wir in öder Einsamkeit dahin wandelten. Einer nach dem anderen von denen, deren Worte, Handlungen und selbst Gedanken wir begleitet haben, ist von uns geschieden und die Aussicht vor uns erscheint öde und traurig. Aber ist dies alles nicht natürlich? Wir haben keine gewöhnliche Periode des Friedens und Alltaglebens beschrieben, sondern eine Zeit des Streites, des Kampfes und der Mühsale. Ist es nicht natürlich, daß gerade die Tapfersten, die Heldenmütigsten dicht um uns fallen mußten? Wir haben das Andenken an die grausamste Verfolgung, welche die Kirche jemals erduldete, aufgefrischt, als man damit umging, eine Säule mit der Inschrift aufzurichten, daß der Christenname erloschen sei. Ist es auffallend, daß die Heiligsten und Reinsten von allen zuerst gekrönt werden mußten?

Und doch hatte die Kirche Christi noch viele Jahre lang eine härtere Verfolgung zu ertragen, als wir geschildert haben. Eine Reihe von Tyrannen und Unterdrückern führte den furchtbaren Kampf gegen sie ohne Unterbrechung in diesem oder jenem Teile der Welt noch zwanzig Jahre lang fort, selbst nachdem Konstantin demselben Einhalt that, soweit seine Macht reichte. Diokletian, Galerius, Maximianus und Licinius im Oriente, Maximian und Maxentius im Abendlande ließen den Christen unter ihrem strengen Scepter keine Ruhe. Gleich einem jener wilden Stürme, die über die halbe Welt hinfahren und ganze Länder mit ihrer verheerenden Macht heimsuchen, während ihre trüben Vorboten oder dunklen Wolken sie alle zugleich überschatten, so richtete diese Verfolgung ihre Wut zuerst gegen das eine Land, dann gegen ein anderes, alles Christliche zerstörend, nahm ihren Weg von Italien nach Afrika, von Oberasien nach Palästina, Ägypten und dann zurück nach Armenien, während sie keinen Ort eigentlich in Frieden ließ, sondern wie eine gewitterschwere Wolke über dem ganzen Reiche hing.

Und doch nahm die Kirche zu, gedieh und trotzte dieser sündhaften Welt. Ein Oberhirte nach dem anderen bestieg den päpstlichen Thron und das Blutgerüst; Konzilien wurden in den finsteren Hallen der Katakomben gehalten, Bischöfe kamen unter Lebensgefahr nach Rom, um den Nachfolger des heiligen Petrus zu befragen; Briefe wurden zwischen weit entfernten Kirchen und dem obersten Regenten der Christenheit, und zwischen verschiedenen Kirchen gewechselt, Briefe voll Teilnahme, Ermutigung und Liebe; ein Bischof folgte auf den anderen auf seinem Stuhle und ordinierte Priester und andere Diener, welche die Stelle der Gefallenen einnahmen und auf den Bollwerken der Stadt das Ziel feindlicher Geschosse wurden, während das unvergängliche Reich Christi sich ohne Unterlaß ausbreitete und ohne Furcht vor Vernichtung.

Wirklich wurden mitten unter diesen Unruhen und Kämpfen die Grundlagen zu einem mächtigen Systeme gelegt, das in späteren

Jahrhunderten erstaunliche Wirkungen hervorbringen sollte. Die Verfolgung trieb manche aus den Städten nach den Wüsten Ägyptens, wo das Mönchsleben sich so entwickelte, „daß sich die öde Wüste freute, die Einöde frohlockte und blühte, wie eine Lilie.“*) Und nachdem Diokletian den Purpur abgelegt hatte und als ein grämlicher, alter Mann verlassen gestorben war; nachdem Galerius, bei lebendigem Leibe von Geschwüren und Würmern verzehrt, durch ein öffentliches Edikt das Mißlingen seiner Vernichtungsversuche bekannt hatte; nachdem Maximian Herkules sich selbst erdrosselt, Maxentius in der Tiber umgekommen und Maximianus durch ein göttliches Strafgericht unter Qualen gestorben war, die denen gleichkamen, womit er die Christen gemartert, so daß seine Augen aus ihren Höhlen traten; nachdem endlich Licinius auf Befehl Konstantins getötet worden war — da stand die Braut Christi jugendlich und blühend da, wie immer, bereit, ihre große Siegesbahn zur allgemeinen Verbreitung und Herrschaft anzutreten.

Es war im Jahre 313, als Konstantin nach dem Siege über Maxentius der Kirche ihre volle Freiheit gab. Selbst wenn alte Geschichtschreiber das Ereignis nicht beschrieben hätten, könnten wir uns die Freude und Dankbarkeit der armen Christen bei diesem großen Wechsel denken. Es war, wie wenn die Einwohner einer durch eine Pest verheerten Stadt unter Thränen und Glückwünschen wieder auf die Straßen hervorkommen, nachdem bekannt geworden, daß die Seuche erloschen ist. Nachdem die Familien zehn Jahre lang in den nächstgelegenen Kirchhöfen verborgen gelebt hatten, wußten viele nicht, wer von ihren Freunden oder Verwandten als Opfer gefallen oder noch am Leben sein mochte. Zuerst schüchtern und dann mutiger wagten sie sich hervor; bald wurden die alten Versammlungsplätze, welche die in den letzten zehn Jahren geborenen Kinder nicht gesehen hatten, gereinigt, wieder hergestellt und neu geweiht und dem öffentlichen, jetzt gefahrlosen Gottesdienste geöffnet.

---

*) Isaias 35, 1. 2.

Konstantin befahl auch, alles öffentliche und Privateigentum, das den Christen gehörte und konfisziert worden war, wieder zurückzugeben, aber mit der weisen Bestimmung, daß die gegenwärtigen Besitzer aus dem kaiserlichen Schatze entschädigt werden sollten.*) Die Kirche war bald in Bewegung, alle Hilfsmittel ihrer herrlichen Formen und Einrichtungen zu entfalten, und teils wurden die bereits bestehenden Basiliken zu ihrem Gebrauche hergerichtet, teils neue auf den beliebtesten Plätzen Roms erbaut.

Der Leser möge nicht fürchten, daß wir ihn hier in eine neue lange Geschichte einführen wollen. Diese Aufgabe mag ein anderer übernehmen, der es besser versteht, die Größe und Herrlichkeit der freien, ungefesselten Kirche zu schildern. Wir wollen nur von der Höhe herab auf das gelobte Land hinweisen, das wie ein einladendes Paradies zu unseren Füßen liegt; wir sind nicht der Josua, der andere hineinführen darf. Das Wenige, was wir noch in diesem kurzen dritten Teil unseres anspruchslosen Buches hinzuzufügen haben, ist gerade das, was notwendig ist, um es abzuschließen.

Denken wir uns also bei dem Jahre 318 angelangt, fünfzehn Jahre nach der zuletzt geschilderten Todesscene. Die Zeit und die Gesetze hatten der christlichen Religion Sicherheit verliehen, und auch die Kirche war nun beschäftigt, ihre Organisation vollständiger zu entwickeln. Manche, die bei der Wiederkehr des Friedens die Köpfe hingen, weil sie durch schwache Nachgiebigkeit bei der Verfolgung dem Tode entronnen waren, hatten jetzt ihre Schwäche durch Buße gesühnt, und hie und da pflegten Vorübergehende einen bejahrten Fremdling ehrerbietig zu grüßen, wenn sie sein rechtes Auge ausgebrannt, oder seine Hand verstümmelt sahen, oder wenn sein hinkender Gang bewies, daß seine Kniesehnen in der letzten Verfolgung um Christi willen durchschnitten worden waren.**)

Wenn der freundliche Leser uns in dieser Zeit zum nomen-

---

*) Euseb. H. E. lib. X. c. 5.

**) Im Orient schlugen gegen das Ende der Verfolgung einige Statthalter, des Mordens müde, diesen gnädigeren Weg ein, die Christen zu behandeln. S. Eusebius.

tanischen Thor hinausbegleiten will, nach dem Thale, das er bereits kennt, so wird er unter den ehemaligen schönen Bäumen und Blumenbeeten der Villa Fabiolas eine traurige Verwüstung bemerken. Pfähle zu Baugerüsten stehen am Platze jener, Ziegel, Marmorplatten und Säulenbögen auf diesen. Konstantia, die Tochter Konstantins, hatte, als sie noch nicht Christin war, am Grabe der heiligen Agnes gebetet, um die Heilung von einem giftigen Geschwüre zu erlangen, und war durch eine Erscheinung begnadet und vollständig wiederhergestellt worden. Nach ihrer Taufe wollte sie die Schuld ihrer Dankbarkeit durch die Erbauung einer schönen Basilika über Agnes' Grabe abtragen. Doch hatten die Gläubigen noch Zutritt zu der Gruft, und groß war der Andrang der Pilger, die aus allen Teilen der Welt hier zusammenströmten.

Eines Tages, als Fabiola aus der Stadt nach der Villa zurückkehrte, nachdem sie den Tag damit zugebracht, die Kranken in einem in ihrem Hause errichteten Hospital zu besuchen, trat ihr der Fossor, welcher den Kirchhof unter sich hatte, mit wichtiger Miene und nicht geringer Aufregung entgegen, und sagte:

„Ich glaube bestimmt, daß der Fremde aus dem Oriente, den Ihr so lange erwartet habt, angekommen ist."

Fabiola, welche die Worte der sterbenden Miriam immer treu bewahrt hatte, fragte begierig: „Wo ist er?"

„Er ist wieder fortgegangen," war die Antwort.

In ihrer Erwartung getäuscht, fragte sie weiter: „Aber woher glaubst Du, daß er es ist?"

Der Totengräber erwiderte: „Im Verlauf des Morgens bemerkte ich unter der Menge einen Mann, noch keine fünfzig Jahre alt, aber durch Abtötung und Kummer frühzeitig gealtert. Sein Haar war beinahe grau, wie sein langer Bart. Seine Kleidung war morgenländisch, und den Mantel trug er, wie gewöhnlich die Mönche aus jenem Lande. Als er vor das Grab der Agnes kam, warf er sich auf das Pflaster nieder unter einer solchen Flut von Thränen ,unter solchem Schluchzen und Stöhnen, daß alle Umstehenden zum Mitleid gerührt wurden. Viele näher-

ten sich ihm und flüsterten: „Bruder, Du bist in großer Betrübnis; weine nicht so, die Heilige ist gnädig.“ Andere sagten zu ihm: „Wir wollen für Dich beten, fürchte nichts.“*) Aber er schien untröstlich. Ich dachte bei mir selbst: Gewiß kann in der Nähe einer so gütigen und freundlichen Heiligen niemand so trostlos und betrübt sein, als nur ein einziger.“

„Fahre fort, fahre fort!“ unterbrach ihn Fabiola, „was that er dann?“

„Nach langer Zeit,“ fuhr der Fossor fort, „stand er auf, zog aus seinem Busen einen herrlichen, funkelnden Ring und legte ihn auf das Grab. Ich glaubte, denselben schon vor Jahren gesehen zu haben.“

„Und dann?“

„Als er sich umwandte, sah er mich und erkannte an meiner Kleidung, daß ich ein Fossor sei. Er nahte sich mir, und ich sah ihn zittern, als er, ohne mir ins Gesicht zu blicken, schüchtern fragte: Bruder, weißt Du, ob hier herum eine Jungfrau aus Syrien begraben liegt, Namens Miriam? Ich deutete stillschweigend auf ihr Grab. Nach einer Pause stillen Schmerzes war er so bewegt, daß seine Stimme bebte, als er mich wieder fragte: Weißt Du, Bruder, woran sie starb? An der Auszehrung, erwiderte ich. Gott sei Dank! rief er aus mit einem Seufzer erleichterter Angst, und warf sich wieder auf den Boden nieder. Hier stöhnte und weinte er über eine Stunde, näherte sich dann dem Grabe, küßte zärtlich den Stein desselben und entfernte sich.“

„Er ist's, Torquatus, er ist's!“ rief Fabiola mit Innigkeit aus; „warum hieltest Du ihn nicht zurück?“

„Ich wagte es nicht; nachdem ich einmal sein Angesicht gesehen, hatte ich nicht den Mut, seinem Auge zu begegnen; aber ich bin überzeugt, er wird wiederkommen, denn er ging der Stadt zu.“

„Er muß gefunden werden,“ sprach Fabiola; „teure Miriam, sterbend also sahest Du dieses tröstliche Ereignis voraus!“

---

*) Diese Scene ist der historischen Thatsache nacherzählt.

Zweites Kapitel.

Der Fremde in Rom.

Früh am anderen Morgen ging der fremde Pilger eben über das Forum, als er eine Gruppe von Personen um einen versammelt sah, den sie offenbar neckten. Er würde einem solchen Auftritt auf einem öffentlichen Platze nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt haben, hätte nicht ein bekannter Name sein Ohr getroffen. Daher trat er näher. In der Mitte stand ein Mann, jünger als er, aber wenn der Fremde infolge seiner bleichen und abgemagerten Erscheinung älter aussah als er war, so machte den anderen gerade das Gegenteil alt. Er war kahl und aufgedunsen, mit einem aufgeschwollenen, roten Gesicht, das mit Finnen und Beulen bedeckt war. Ein verschmitzter Blick spielte in seinem trunkenen Auge, und sein Gang und seine ganze Haltung verrieten einen gewöhnlichen Trunkenbold.

„Ei, ei, Corvinus," sagte ein Junge zu ihm, „wirst Du jetzt nicht Deinen Lohn erhalten? Hast Du nicht gehört, daß Konstantin in diesem Jahre nach Rom kommt, und meinst Du nicht, die Reihe werde nun an die Christen kommen, sich zu rächen?"

„Sie nicht!" antwortete der eben beschriebene Mann, „sie haben nicht den Mut dazu. Ich weiß noch wohl, wie wir uns fürchteten, als Konstantin nach dem Tode des Maxentius sein erstes Edikt über die Freiheit der Christen herausgab; aber das Jahr darauf benahm er uns die Furcht, indem er alle Religionen für gleichberechtigt erklärte." *)

Das mag im ganzen richtig sein," versetzte ein anderer, entschlossen, ihn noch weiter zu necken, „aber ist es nicht anzunehmen,

*) Eusebius, ubi sup.

daß er sich nach jenen umsehen wird, die an der letzten Verfolgung einen besonders thätigen Anteil genommen haben, und daß man an ihnen die lex talionis*) vollzieht: Streich um Streich, Verbrennen fürs Verbrennen, und wildes Tier um wildes Tier?"

„Wer sagt das?" fragte Corvinus und erbleichte.

„Nun, es wäre gewiß ganz natürlich," bemerkte einer.

„Und ganz gerecht," setzte ein anderer hinzu.

„O, laßt das gut sein," entgegnete Corvinus, „sie werden einem immer noch gestatten, Christ zu werden. Und ich bin überzeugt, ich würde lieber alles werden, als da stehen —"

„Wo Pankratius stand," versetzte ein dritter boshaft.

„Halt' Dein Maul!" rief der Trunkenbold wütend. „Nenne mir diesen Namen noch einmal, wenn Du es wagst!" Und damit hob er die Faust und blickte den Sprechenden zornig an.

„Ei, er sagte Dir ja, wie Du sterben wirst," schrie der junge Bursche davonrennend. „He, he, einen Panther her für Corvinus!"

Alles floh vor dem Wütenden, der jetzt mehr einer wilden Bestie der Wüste als einem Menschen glich. Er fluchte und warf mit Steinen.

Der Pilger beobachtete aus geringer Entfernung das Ende der Scene und ging dann weiter. Corvinus schritt langsam denselben Weg dahin, welcher nach der Lateranischen Basilika, jetzt der Kathedrale von Rom, führte. Plötzlich hörte man ein lautes Geheul und einen durchdringenden Schrei. Als die beiden am Kolifeum vorbeigingen, nahe bei den Zellen der wilden Tiere, die bei Gelegenheit des kaiserlichen Besuches einander selbst bekämpfen sollten, fühlte sich Corvinus von der krankhaften Neugier, die Personen eigen ist, welche sich als Opfer eines unvermeidlichen Verhängnisses ansehen, verlockt, an einen Käfig heranzutreten, worin ein herrlicher Panther gehalten wurde. Er ging ganz nahe an das Gitter und reizte das Tier mit Gebärden und Worten.

---

*) Das Gesetz der Wiedervergeltung, wie es auch im mosaischen Gesetze vorgeschrieben war: „Aug' für Aug', Zahn für Zahn rc."

„Wirklich, sehr wahrscheinlich," spottete er, „daß du mein Tod sein wirst! Du bist ganz gut aufgehoben in deinem Käfig." Im Augenblicke machte das gereizte Tier einen Sprung und erfaßte durch die weiten Stäbe des Behälters seinen Nacken und seine Kehle mit den Krallen, und riß eine fürchterliche Wunde hinein.

Der Unglückliche wurde aufgehoben und nach seiner nicht weit entfernten Wohnung gebracht. Der Fremde folgte ihm dahin. Das Gemach war gemein, schmutzig und im höchsten Grade unwohnlich; ein alter, abgelebter Sklave war anwesend, augenscheinlich ebenso verdummt, wie sein Herr. Der Fremde schickte ihn nach einem Wundarzte, der lange auf sich warten ließ, und that unterdessen sein Bestes, das Blut zu stillen.

Während er damit beschäftigt war, heftete Corvinus die Augen auf ihn mit dem Blicke eines Wahnsinnigen.

„Kennst Du mich?" fragte der Pilger freundlich.

„Dich kennen? Nein — ja. Laß mich sehen — ha, der Fuchs! mein Fuchs! Erinnerst Du Dich noch an unsere Jagd auf diese verhaßten Christen? Wo bist Du die ganze Zeit gewesen? Wie viele von ihnen hast Du gefangen?" Und dabei lachte er entsetzlich.

„Stille, stille, Corvinus!" versetzte jener, „Du mußt Dich ruhig verhalten, oder es ist keine Hoffnung für Dich. Außerdem wünsche ich nicht, daß Du auf jene Zeiten anspielst, denn ich bin nun selbst ein Christ."

„Du ein Christ?" rief Corvinus wild aus, „Du hast mehr von ihrem besten Blut vergossen, als irgend jemand. Hat man Dir alles dies vergeben? Oder hast Du ruhig dabei geschlafen? Haben Dich die Furien bei Nacht nicht gepeitscht? Schreckten Dich keine Gespenster? Saugte keine Viper an Deinem Herzen? Wenn nicht, so sag' mir, wie Du ihrer losgeworden bist, damit ich dasselbe thun kann. Sonst werden sie kommen, sie werden kommen! die Rache und die Furien! Warum sollten sie Dich nicht ebenso plagen, wie mich?"

„Stille, Corvinus! ich habe ebenso gelitten, wie Du, aber ich

fand das Heilmittel und will es Dir angeben, sobald der Arzt Dich besucht hat. Er kommt eben."

Der Doktor trat ein, verband die Wunde, gab aber wenig Hoffnung auf Wiederherstellung, besonders bei einem Patienten, dessen Blut schon durch Unmäßigkeit verdorben war.

Der Fremde setzte sich nun neben Corvinus und sprach von der Barmherzigkeit Gottes und seiner Bereitwilligkeit, den ärgsten Sündern zu vergeben, wovon er selber ein lebendiger Beweis sei. Der Unglückliche schien in einer Art von Erstarrung zu sein, er horchte, begriff aber nicht, was er hörte. Nachdem ihm endlich sein freundlicher Lehrer die Grundgeheimnisse des Christentums erklärt hatte, eher in der Hoffnung, als mit der Gewißheit, verstanden zu werden, ging er weiter und sagte:

„Und nun, Corvinus, wirst Du mich fragen, wie einer, der all dies glaubt, Vergebung erhalten kann? Es geschieht durch die Taufe, durch die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste."

„Was?" rief der Kranke mit Widerwillen aus.

„Dadurch, daß Du in dem Wasser der Wiedergeburt gebadet wirst."

Ein krampfhaftes Geheul unterbrach ihn. „Wasser, Wasser! Ich will nichts von Wasser wissen! Nehmt es weg!" — Und ein heftiger Krampf schnürte die Kehle des Kranken zu.

Sein freundlicher Pfleger erschrak, suchte ihn aber zu beruhigen. „Denke nicht," sagte er, „daß man Dich in Deinem jetzigen Fieber von hier wegnimmt und ins Wasser wirft (der Kranke schauderte und ächzte): bei der klinischen Taufe*) genügen einige Tropfen, nicht mehr, als in diesem Kruge ist." Und damit zeigte er auf ein kleines, mit Wasser gefülltes Gefäß. Bei dem Anblick desselben krümmte sich der Kranke, Schaum trat vor seinen

*) Die klinische Taufe oder die von Personen, welche das Bett nicht verlassen konnten, wurde gespendet, indem man das Wasser auf den Kopf goß oder spritzte. Siehe Bingham B. XI. K. 11.

Mund, und er wurde von heftigen Krämpfen ergriffen. Die Töne, die er von sich gab, glichen mehr dem Geheul eines wilden Tieres, als den Lauten menschlicher Lippen.

Der Pilger sah sogleich, daß die Wasserscheu mit all ihren fürchterlichen Kennzeichen durch den Biß des wütenden Panthers über ihn gekommen war. Nur mit Mühe konnte er und der Sklave ihn niederhalten. Manchmal brach er in entsetzliche Lästerungen gegen Gott und Menschen aus. Wenn diese nachließen, fing er zu stöhnen an: „Wasser wollen sie mir geben! Wasser, Wasser! Kein Wasser für mich! Es ist Feuer, Feuer, das ich habe und das mein Teil ist. Ich bin schon im Feuer, in mir, außer mir! Seht, wie es zu mir herankommt, ringsum, immer näher und näher." Und er schlug mit den Händen nach den eingebildeten Flammen auf beiden Seiten des Bettes und suchte das Feuer um seinen Kopf herum auszublasen. Dann sich zu seinen kummervollen Wächtern wendend, sagte er: „Warum löscht ihr es nicht aus? Ihr seht, es brennt mich ja schon."

So verging der entsetzliche Tag und die Nacht nahte, wo das Fieber zunahm und mit ihm das Delirium und die heftigen Wutanfälle, wiewohl die Kräfte des Körpers allmählich abnahmen. Endlich richtete er sich im Bette auf, schaute mit gläsernen Augen vor sich hin und rief mit einer von Wut erstickten Stimme aus: „Weg, Pankratius! geh' fort! Du hast mich lange genug angeblickt. Halte Deinen Panther zurück! Halt' ihn fest; er will mir an die Kehle springen; er kommt! Oh!" — Und mit einem krampfhaften Griff, wie wenn er die Bestie von seiner Kehle abschütteln wollte, riß er den Verband von seiner Wunde weg. Ein Blutstrom floß über ihn hin, und er fiel auf sein Bett zurück, eine häßliche Leiche.

Sein Freund sah, wie ein unbußfertiger Christenverfolger starb.

Drittes Kapitel.

Ende.

Am anderen Morgen ging der Fremde aus, um das Geschäft abzumachen, in welchem ihn der im vorigen Kapitel erzählte Vorfall aufgehalten hatte. Zuerst sah man ihn eifrig nach jemand in der Nähe der Janusstatuen auf dem Forum fragen. Endlich fand sich die gesuchte Person, und die beiden gingen miteinander einem schmutzigen, kleinen Lokale zu, das unter dem Kapitol auf einer Anhöhe, dem sogenannten Clivus Asyli, lag. Alte, muffige Bücher wurden herbeigebracht und eine Kolumne nach der anderen durchgesucht, bis man zu dem Datum kam: „Die Konsuln Diokletian Augustus zum achten und Maximian Herkuleus Augustus zum siebenten Male.“ *) Hier fanden sich verschiedene Einträge, die sich auf gewisse Dokumente bezogen. Eine Rolle verschimmelter Pergamente von jenem Datum wurde hervorgelangt, und die den Einträgen entsprechende Nummer ausgezogen und geprüft. Das Ergebnis der Nachforschung schien für beide Teile vollkommen befriedigend.

„Es ist das erste Mal in meinem Leben,“ sagte der Besitzer des elenden Häuschens, „daß ich eine Person kennen lerne, die durchgegangen ist und nach fünfzehn Jahren zurückkommt, um nach ihren Schulden zu fragen. Ein Christ, vermutlich, Herr?“

„Ja, durch Gottes Barmherzigkeit.“

„Ich dachte mir's gleich. Guten Morgen, mein Herr! Ich werde mich glücklich fühlen, Euch zu jeder Zeit gegen eben so annehmbare Zinsen zu bedienen, wie mein Vater Ephraim, der nun in Abrahams Schoß ruht. — Ein rechter Narr, das muß ich sagen,“ setzte er hinzu, als der Fremde sich entfernt hatte.

---

*) Im Jahre Christi 303.

Dieser ging mit entschlossenem Schritte und mehr aufgeheiterter Miene, als er bis jetzt gezeigt hatte, gerade auf die Villa am Nomentanischen Wege zu, und nachdem er mit leichterem Herzen seine Andacht wieder in der Gruft verrichtet hatte, redete er sogleich den Fossor an, als wären beide nie voneinander getrennt gewesen: „Torquatus, kann ich mit Fräulein Fabiola sprechen?“

„O ja,“ antwortete dieser; „kommt nur diesen Weg.“

Keiner spielte, als sie dahingingen, auf die alten Zeiten oder ihre dazwischen liegenden Erlebnisse an. Ein inneres Gefühl schien beiden zu sagen, daß alles Vergangene von den Menschen mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt werden müsse, wie sie hofften, daß es vor Gott getilgt sei. Fabiola war diesen und den vorigen Tag zu Hause geblieben, in der Hoffnung, der Fremde werde wiederkommen. Sie saß im Garten nahe bei einer Quelle. Torquatus deutete mit der Hand nach ihr und ließ dann den Fremden allein.

Sie stand auf, als sie den langerwarteten Besuch herankommen sah, und eine unbeschreibliche Bewegung ergriff sie, als sie ihm gegenüberstand.

„Edle Dame,“ sprach er im Tone tiefer Demut und ernster Einfalt, „ich würde es nie gewagt haben, mich Euch zu nahen, hätte nicht die Pflicht der Gerechtigkeit sowohl, als meine Dankbarkeit mich dazu gezwungen.“

„Orontius,“ erwiderte sie -- „darf ich Euch bei diesem Namen nennen?“ (Er nickte bejahend.) „Ihr könnt keine Verpflichtungen gegen mich haben, als die uns unser großer Apostel auflegt: daß wir einander lieben sollen.“

„Ich weiß, Ihr fühlt so, und deshalb würde ich, als ein so Unwürdiger, nicht gewagt haben, Euch aus einem geringeren Grunde lästig zu fallen, als aus strengem Pflichtgefühl. Ich weiß, welche Dankbarkeit ich Euch für die Güte und Liebe schulde, die Ihr einem Wesen zuwandtet, das mir jetzt teurer ist, als eine Schwester auf Erden sein kann, und wie Ihr gegen sie die Liebespflichten erfülltet, die ich versäumt hatte.“

„Sie ward mir gesandt,“ unterbrach ihn Fabiola, „um der gute Engel meines Lebens zu sein. Erinnert Euch, Orontius, daß Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, um zum Retter seines Stammes zu werden.“

„Ihr seid wirklich zu gut gegen einen so Unwürdigen,“ fuhr der Pilger fort; „aber ich will Euch nicht für Euere Güte gegen eine andere danken, die Euch so reichlich vergolten hat. Erst diesen Morgen habe ich Euere Güte gegen einen erfahren, der keinen Anspruch darauf haben konnte.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ bemerkte Fabiola.

„Dann will ich Euch alles deutlich erzählen,“ erwiderte Orontius. „Ich bin nun seit vielen Jahren in Palästina ein Mitglied jener Gemeinden von Männern gewesen, die von der Welt abgeschieden in Einöden leben, indem sie ihren Tag und selbst die Nacht zwischen Lobpreisungen Gottes, Betrachtung und Arbeit teilen. Strenge Buße für unsere begangenen Sünden; Fasten, Trauer und Gebet machen die wichtigen Pflichten unseres Büßerstandes aus. Habt Ihr von solchen Männern hier gehört?“

„Der Ruf des heiligen Paulus und Antonius ist so groß im Abendlande, als im Oriente,“ versetzte die Dame.

„Mit dem größten Schüler des letzteren habe ich gelebt, aufrecht gehalten von seinem großen Beispiel und dem Troste, den er mir gab; aber Ein Gedanke quälte mich, und ließ mich selbst nach Jahren der Sühne nicht zur Ruhe kommen. Ehe ich Rom verließ, hatte ich bedeutende Schulden gemacht, die bei den schrecklichen Zinsen des Kapitals eine entsetzliche Höhe erreicht haben mußten. Und gleichwohl war es eine mit Überlegung eingegangene Verbindlichkeit, die rechtlicherweise nicht umgangen werden konnte. Ich war ein armer Cönobite,*) lebte bloß von dem Ertrage der wenigen Palmblattmatten, die ich weben konnte, und von den

---

*) Die Religiosen, welche ein gemeinsames Leben führten, wurden so genannt.

kärglichen Kräutern, die im Sande wuchsen. Wie konnte ich meine Verpflichtungen tilgen?

Nur Ein Mittel blieb übrig. Ich konnte mich meinem Gläubiger als Sklave überliefern, um seine Schläge und verächtlichen Vorwürfe in Geduld zu ertragen oder von ihm verkauft zu werden; denn ich bin noch stark und kann arbeiten. In beiden Fällen würde ich mich an dem Beispiele meines Erlösers getröstet und aufrecht gehalten haben. Jedenfalls hätte ich alles hingegeben, was ich hatte — mich selbst. — Ich ging diesen Morgen nach dem Forum, fand den Sohn meines Gläubigers, prüfte seine Rechnungen und sah, daß ihr meine ganze Schuld bezahlt hattet. Ich bin deshalb Euer Sklave, statt der des Juden, Fabiola.“ Und er kniete demütig zu ihren Füßen nieder.

„Steht auf, steht auf!“ sprach Fabiola und wandte sich weinend weg. „Ihr seid kein Sklave von mir, sondern ein teurer Bruder in unserem gemeinsamen Herrn.“

Dann setzte sie sich mit ihm nieder und sagte: „Orontius, ich habe Euch um eine große Gunst zu bitten. Erzählt mir doch, wie Ihr zu diesem Leben geführt wurdet, dem Ihr Euch so edelmütig geweiht habt.“

„Ich will Euch so kurz als möglich berichten. Ich floh, wie Ihr wißt, in einer verhängnisvollen Nacht aus Rom, begleitet von einem Manne“ — die Stimme des Erzählers stockte.

„Ich weiß, ich weiß, wen Ihr meint, — Eurotas,“ ergänzte Fabiola.

„Derselbe, der Fluch unseres Hauses, der Urheber aller meiner Leiden und derjenigen meiner teuren Schwester. Wir mußten mit großen Kosten ein Fahrzeug von Brundusium uns mieten, von wo wir nach Cyprus segelten. Wir versuchten den Handel und verschiedene Spekulationen, aber alles schlug fehl. Es lag offenbar ein Fluch auf allem, was wir unternahmen. Unsere Mittel schmolzen, und wir waren genötigt, ein anderes Land aufzusuchen. Wir fuhren nach Palästina hinüber und hielten uns eine Zeit lang zu Gaza auf. Bald waren wir ans äußerste Elend

gebracht, jedermann mied uns, wir wußten nicht, warum; aber das Gewissen sagte mir, daß das Brandmal Kains auf meiner Stirne stand.“

Orontius hielt eine Weile inne und weinte; dann fuhr er fort: „Endlich, als alles erschöpft und nichts mehr übrig war, als einige Juwelen, zwar von bedeutendem Werte, von welchen sich aber Eurotas, ich wußte nicht warum, nicht trennen wollte, drang er in mich, das verhaßte Geschäft, Christen zu denunzieren, wieder aufzunehmen; denn eine wütende Verfolgung war im Ausbruche. Zum ersten Male in meinem Leben widersetzte ich mich seinem Befehle und verweigerte den Gehorsam. Eines Tages nahm er mich mit auf einen Spaziergang vor das Thor; wir wanderten weit, bis wir zu einem köstlichen Platze mitten in der Wüste gelangten. Es war ein schmales Thälchen mit Grün bekleidet und von Palmbäumen beschattet, ein klares Bächlein floß durch, das aus einem Felsen oberhalb des Thales entsprang. In diesem Felsen sahen wir Grotten und Höhlen; aber der Ort schien unbewohnt. Nichts ließ sich hören, als das Plätschern des Wassers.

Wir setzten uns nieder, um auszuruhen, als Eurotas mich mit den fürchterlichen Worten anredete, die Zeit sei gekommen, wo wir beide den schrecklichen Entschluß, den er gefaßt hatte, ausführen müßten; um den Untergang unserer Familie nicht zu überleben, müßten wir hier beide sterben, die wilden Tiere würden unsere Leiber verzehren, und niemand kenne dann das Ende der letzten Sprößlinge unseres Hauses.

Mit diesen Worten zog er zwei Fläschchen von ungleicher Größe hervor, händigte mir das größere ein und verschluckte den Inhalt des kleineren. Ich weigerte mich, es zu nehmen, und machte ihm sogar Vorwürfe über die ungleiche Verteilung des Giftes; aber er versetzte, er sei alt und ich jung, und die Dosis sei der Kraft eines jeden angemessen. Ich weigerte mich noch immer, da ich keine Lust zu sterben hatte; aber eine Art dämonischer Wut schien über ihn zu kommen, er ergriff mich mit Riesenarmen, als ich auf dem Boden saß, drückte mich auf meinen

Rücken nieder, und mit dem Ausrufe: Wir müssen beide miteinander untergehen! schüttete er den Inhalt des Fläschchens, ohne einen Tropfen übrig zu lassen, mir in die Kehle.

Im nächsten Augenblicke war ich bewußtlos. Als ich erwachte, fand ich mich in einer Höhle und verlangte mit schwacher Stimme zu trinken. Ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte hielt ein hölzernes Gefäß an meine Lippen.

Wo ist Eurotas? fragte ich. — Ist das Euer Gefährte? sagte der alte Mönch. — Ja, war meine Antwort. — Er ist tot, erwiderte er. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß er starb, und ich nicht; aber ich danke Gott von ganzem Herzen, daß Er mich verschont hat.

Jener Greis war Hilarion, aus Gaza gebürtig, welcher viele Jahre bei dem heiligen Antonius in Ägypten zugebracht hatte und kürzlich*) zurückgekehrt war, um das Leben der Cönobiten und Einsiedler in seiner Heimat einzuführen, und bereits mehrere Schüler um sich gesammelt hatte. Sie lebten in den Höhlen in der Nähe, nahmen ihre kleine Mahlzeit unter dem Schatten der Palmen ein, ihre trockene Nahrung im Wasser jener Quelle befeuchtend. Ihre Güte gegen mich, ihre heitere Frömmigkeit, ihr heiliges Leben fesselte mich, als ich von den Wirkungen des Giftes wieder genas. Ich sah die Religion, die ich verfolgt hatte, in einer erhabenen Gestalt; lebhaft kamen mir die Lehren meiner teuren Mutter und das Beispiel meiner Schwester wieder ins Gedächtnis, so daß ich dem Zug der Gnade folgte, meine Sünden zu den Füßen eines Dieners Gottes**) beweinte, und am Osterabende die Taufe empfing."

„Dann sind wir doppelt Geschwister, ja Zwillingskinder der Kirche," sagte Fabiola, „denn auch ich wurde an diesem Tage zu ewigem Leben geboren. Aber was beabsichtigt Ihr jetzt zu thun?"

---

*) Im Jahre Christi 303.

**) Die Beichte der Sünden in der Stille wurde vor der Taufe verrichtet. S. Bingham, Origenes Bd. XI. K. 8. §. 14.

„Noch diesen Abend will ich mich auf den Rückweg machen. Ich habe die beiden Zwecke meiner Reise erfüllt. Der erste war, meine Schuld abzutragen; mein zweiter, ein Opfer auf Agnes' Sarg zu legen. Ihr erinnert Euch noch," setzte er lächelnd hinzu, „daß Euer guter Vater unabsichtlich mich auf den falschen Gedanken brachte, daß sie nach den Juwelen gelüste, die ich als Schmuck trug. Ich Thor! Aber ich beschloß nach meiner Bekehrung, daß sie das Beste erhalten sollte, was ich noch besaß; daher brachte ich es ihr."

„Aber habt Ihr auch Mittel zur Reise?" fragte die Dame schüchtern.

„Im Überflusse," erwiderte er, „in der Mildthätigkeit der Gläubigen. Ich habe Briefe vom Bischofe von Gaza, die mir überall Nahrung und Wohnung verschaffen; aber einen Trunk Wasser und einen Bissen Brot will ich im Namen eines Jüngers*) von Euch annehmen."

Sie standen auf und gingen dem Hause zu, als ein Weib wie wahnsinnig durchs Gebüsch stürzte, und mit dem Ausrufe zu ihren Füßen niederfiel: „O, rettet mich, teure Herrin! rettet mich! Er verfolgt mich und will mich töten!"

Fabiola erkannte in dem armen Geschöpfe ihre frühere Sklavin Jubala; aber ihr Haar war grau geworden und verwirrt, und ihr ganzes Aussehen verriet das tiefste Elend. Fabiola fragte, wen sie meine.

„Meinen Mann," erwiderte sie; „schon lange ist er hart und grausam gewesen, aber heute ist er wilder als gewöhnlich. O, rettet mich vor ihm!"

„Hier ist keine Gefahr," versetzte die Dame; „aber ich fürchte, Jubala, Du bist weit entfernt, glücklich zu sein. Ich habe Dich lange, lange nicht gesehen."

„Warum sollte ich kommen, Euch all mein Weh' zu klagen?

*) Matth. 10, 42.

O, warum verließ ich Euch und Euer Haus, wo ich hätte so glücklich sein können? Ich hätte dann mit Euch und Syra und Graja und der guten, alten, verstorbenen Euphrosyne gelernt, selbst gut zu sein, und das Christentum angenommen!"

„Wie! hast Du wirklich schon daran gedacht, Jubala?"

„Schon lange Zeit, unter Kummer und Gewissensbissen. Denn ich sah, wie glücklich die Christen sind, selbst die, welche vordem so böse waren, wie ich; weil ich diesen Morgen meinem Manne davon sprach, hat er mich geschlagen, und gedroht, mir das Leben zu nehmen. Aber, Gott sei Dank, ich habe mich mit den christlichen Lehren durch den Unterricht eines Freundes bekannt gemacht."

„Wie lange hat diese böse Behandlung durch Deinen Mann schon gedauert, Jubala?" fragte Orontius, welcher durch seinen Oheim davon gehört hatte.

„Immer," erwiderte sie, „seitdem ich ihm bald nach der Hochzeit von einem Antrage sagte, der mir von einem Fremden, Namens Eurotas, gemacht wurde. Ach, das war wirklich ein verruchter Mann, ein Mann voll schwarzer Leidenschaften und gewissenloser Niederträchtigkeit. Meine peinlichste Erinnerung knüpft sich an ihn."

„Wieso?" fragte Orontius mit lebhafter Neugierde.

„Als er im Begriffe war, Rom zu verlassen, bat er mich, ihm zwei narkotische Tränke zu bereiten, einen für einen Feind, wie er sagte, und dieser sollte ganz gewiß tödlich sein, der andere aber sollte nur auf ein paar Stunden bewußtlos machen, im Fall er selbst dessen benötigt wäre. Als er die Tränke abholte, wollte ich ihm gerade erklären, daß wider den äußeren Anschein das kleine Fläschchen ein starkes, tödliches Gift enthalte, und das größere dagegen die schwächere Dosis; aber mein Mann kam dazu, und in einem Anfalle von Eifersucht warf er mich aus dem Zimmer. Ich fürchte, ich habe dadurch zu etwas Bösem Anlaß gegeben und irgend jemandes Tod verschuldet."

Fabiola und Orontius schauten einander eben noch schweigend an, voll Bewunderung über die gerechten Fügungen der Vorsehung,

als sie auf einmal durch einen Schrei des Weibes erschreckt wurden. Mit Entsetzen sahen sie einen Pfeil in ihrem Busen zittern. Während Fabiola sie unterstützte, blickte Orontius um sich und konnte gerade noch ein schwarzes Gesicht sehen, das häßlich durch den Zaun grinste. Im nächsten Augenblicke sah man einen Numidier auf seinem Rosse davonfliehen, den gespannten Bogen nach Art der Parther über die Schulter gegen einen etwaigen Verfolger gerichtet. Der Pfeil war unbemerkt zwischen Orontius und Fabiola durchgefahren und hatte Jubala tödlich getroffen.

„Jubala," fragte Fabiola, „wünschest Du als Christin zu sterben?"

„Von ganzem Herzen!"

„Glaubst Du an Einen Gott in drei Personen?"

„Ich glaube fest an alles, was die christliche Kirche lehrt."

„Und an Jesum Christum, welcher geboren ward und starb für unsere Sünden?"

„Ja, an alles, was Ihr glaubt." Ihre Stimme wurde immer schwächer.

„Schnell, schnell, Orontius!" rief Fabiola und deutete nach der nahen Quelle.

Er war rasch hingeeilt, füllte seine beiden Hände, kam sogleich zurück und goß ihren Inhalt auf das Haupt der sterbenden Afrikanerin, indem er die Worte der Taufe aussprach; und als sie den Geist aufgab, vermischte sich das Wasser der Wiedergeburt mit dem Blute der Sühnung.

Nach dieser traurigen und doch tröstlichen Scene gingen sie ins Haus, und gaben Torquatus Auftrag für das Begräbnis, das dieser doppelt getauften Bekehrten zu teil werden sollte.

Orontius fiel die schmucke Einfachheit des Hauses auf, die so schroff gegen den üppigen Glanz der früheren Wohnung Fabiolas abstach; aber plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit in einem kleinen Zimmer durch ein herrliches Kästchen gefesselt, das mit Juwelen besetzt und mit einem gestickten Vorhange so bedeckt war, daß man nur den Umriß davon sehen konnte. Er trat näher und las darauf

die Inschrift: Das Blut der seligen Miriam, von grausamen Händen vergossen!

Orontius wurde totenblaß, dann wieder dunkelrot und wankte.

Fabiola sah dies, ging freundlich auf ihn zu, legte die Hand auf seinen Arm und sprach liebevoll zu ihm:

„Orontius, der Inhalt dieses Kästchens muß uns beide schamrot machen aber er darf uns nicht entmutigen."

Mit diesen Worten zog sie den Vorhang beiseite, und Orontius erblickte in einer krystallenen Platte die mit seiner Geschichte und mit der seiner Schwester so eng verflochtene gestickte Schärpe. Darauf lagen zwei scharfe Waffen, deren Spitzen vom Blute gerostet waren. In der einen erkannte er seinen eigenen Dolch, die andere schien ihm einem jener Werkzeuge zu gleichen, womit, wie er wußte, die heidnischen Damen ihre Sklaven zu bestrafen pflegten.

„Wir haben beide," sprach Fabiola, „unabsichtlich das Blut derjenige vergossen, die wir jetzt als eine Schwester im Himmel ehren; aber von dem Tage an, als ich es that und ihr Gelegenheit gab, mir ihre Tugend zu zeigen, fiel der Tau der Gnade auf meine Seele herab. Was sagt Ihr, Orontius?"

„Daß ich ebenfalls von dem Augenblicke an, als ich ihr Blut vergoß, und ihr Anlaß zu einer heroischen Christenthat gab, die Hand Gottes auf mir zu fühlen begann, die mich zur Reue und Vergebung führte."

„So ist es immer," schloß Fabiola. „Das Beispiel unseres Herrn hat die Märtyrer gemacht, und das Beispiel der Märtyrer führt uns aufwärts zu Ihm. Ihr Blut sänftigt unsere Herzen; das seinige allein reinigt unsere Seelen. Das ihrige bittet für uns um Gnade; das seinige gewährt sie. — Möge die Kirche in den Tagen des Friedens und der Siege nie vergessen, was sie dem Zeitalter ihrer Märtyrer schuldet. Wir beide verdanken ihm unser geistiges Leben. Mögen viele, die nur davon lesen, dieselbe Barmherzigkeit und Gnade daraus ziehen!"

Sie knieten nieder und beteten lange in der Stille miteinander vor dem Reliquienkästchen.

Dann trennten sie sich, um sich nie mehr zu sehen. Nach einigen Jahren, die Orontius in Bußübungen zubrachte, bezeichnete ein grüner Hügel unter den Palmen in dem kleinen Thälchen, nahe bei Gaza, den Ort, wo er den Schlaf der Gerechten schlief.

Und nach vielen Jahren, der Wohlthätigkeit und Tugend geweiht, schied Fabiola aus dem Leben, um neben Agnes und Miriam im Frieden zu ruhen.